Kossinna / Germanische Kultur

Gustaf Kossinna

Germanische Kultur

im 1. Jahrtausend

Zweite Auflage



Curt Kabitzsch Verlag in Leipzig

Vorwort

Nachdem die erste Auflage meines Büchleins „Altgermanische Kulturhöhe" (1928) einen überraschend schnellen und großen Erfolg gehabt hatte, beschloß ich, die zweite Auflage mit reicher Beigabe von Bildern und demgemäß auch mit starker Erweiterung des Textes herauszugeben. Bei der Herstellung des Textes ergab sich indes, daß er in großen Teilen sich mit dem meines Buches „Die deutsche Vorgeschichte" decken würde. Ich schied daher in der Neubearbeitung der „Altgermanischen Kulturhöhe" die ganze Zeit vor Beginn der Zeitrechnung aus und legte den Schwerpunkt der Darstellung in die Zeit der Völkerwanderung und die ihr folgende Zeit bis zum Abschluß der Wikingerperiode. Dies Buch ist also ausschließlich eine Frühgeschichte der Germanen und damit eine Fortsetzung meines Werkes „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft". Der Stoff erwies sich als so umfangreich, daß er in zwei Bände geteilt werden mußte. Auch der vorliegende erste Band konnte nicht einmal alles umfassen, was vor der Wikingerzeit liegt. Über die Wirtschaft und das geistige Leben der Germanen soll im zweiten Band gehandelt werden. Aus buchhändlerischen Rücksichten mußte noch im letzten Augenblick die Darstellung des Schmucks und der Tracht der Germanen aus dem ersten Bande ausgeschieden werden.

In den kürzeren ersten Kapiteln wird man den Untergrund der „Altgermanischen Kulturhöhe" deutlich durchleuchten sehen. Die Kapitel Völkerwanderung und Tierornamentik waren großenteils schon seit Jahren gesetzt; daher konnte in ihnen das neueste Schrifttum nicht mehr ausgenutzt werden.

Möge dieses Werk eine ähnlich gute Aufnahme finden wie die „Altgermanische Kulturhöhe".

Berlin-Lichterfelde, im Oktober 1931

Gustaf Kossinna



Inhaltsübersicht

I.

Einleitung

Es gibt in heutigen Zeitläuften niemand unter uns Deutschen — mag nun sein Tun und Streben in den Niederungen des Alltagsgetriebes sich bewegen oder sein Denken auf den Höhen idealer Weltbetrachtung wandeln —, in dessen Leben nicht der Weltkrieg stärkste Spuren gegraben hätte, der ungeheure Kampf um mißgönnte Weltbetätigung, ja um Dasein, den deutsches Volkstum vier Jahre lang zu bestehen hatte.

In dieser Lage befinden wir uns auch bei dem von der Gegenwart scheinbar so weit abliegenden Gegenstande, der uns hier beschäftigen soll. Ja, gerade die Betrachtung der Zustände und Vorgänge, wie sie die Frühgeschichte der Germanen, insonderheit auch die Zeit der germanischen Völkerwanderung uns kennen lehrt, lenkt mit Notwendigkeit unsere Blicke auf die Gegenwart, auf Erscheinungen im europäischen Völkerleben, wie wir sie in den Kriegs- und Nachkriegsjahren kennenlernen mußten.

Mit unerhörten Greueltaten haben alle unsere Feinde vom Beginne des Krieges an uns in sprachloses Staunen gesetzt. Aber wenige dieser Meintaten zeigten so offen den sittlichen Tiefstand der Feinde bis in ihre höchsten Gesellschaftskreise, wie jener schon ein Jahrzehnt vor dem Kriege von ihren Regierungen in der Presse der ganzen Welt begonnene und während der Kriegs- wie der Nachkriegszeit noch unendlich gesteigerte Verleumdungsfeldzug gegen das Deutschtum. Keine Gelegenheit wurde und wird vorbeigelassen, ohne das deutsche Volk vor der Welt verächtlich zu machen als einen barbarischen, kulturfeindlichen, Europas unwürdigen Stamm, der am besten mit Stumpf und Stiel schnellstens auszurotten wäre.

Wir kennen genugsam die politischen Schlagworte, die der Welt unsere Minderwertigkeit beweisen sollten, die aber wie alle solche Schlagworte der Politik nichts weiter sind als schlau berechnete Umwertungen an sich vortrefflicher Dinge, die dem Gegner aber so gefährlich erscheinen, daß er sie auf jede Weise schädigen und womöglich beseitigen möchte. Durch beständige Wiederholung gewinnen solche Schlagworte, die man ganz richtig als „Fetischworte" bezeichnet hat, eine geradezu suggestive Wirkung auf den Geist der großen Massen, die selbst bei den geistig höchststehenden Völkern an selbständiges Denken nicht gewöhnt, weil nicht dazu befähigt sind.

Wurde aber nicht auch bei uns von Kind auf in Schule wie im späteren Leben die Vorstellung großgezogen, unsere Vergangenheit, zumal unser Altertum, wäre eine Zeit kulturloser Wildheit gewesen, mit der uns keinerlei innerer Zusammenhang mehr verknüpfe? Und will nicht die heute noch geltende Lehre, daß erst die Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts, Humanismus und Renaissance, die zwar späte, aber im Grunde einzige bedeutungsvolle Quelle unserer heutigen deutschen Kultur sei? und weiter, wer kennt nicht das verwerfliche politische Schlagwort vom finsteren barbarischen Mittelalter? von jenem Mittelalter, dessen farbenfreudiges Ritterleben unser Herz und unsere Sinne stets gefangen nimmt, wenn es uns auf der Bühne, in historischen Festzügen oder Dichtungen nahegebracht wird; dessen unvergängliche Kunstleistungen baulicher Art, als Burgen unseren Bergspitzen (Abb. 1), oder, wie die Deutschordensburg Marienburg (Abb. 2), den Ufern unserer Ströme noch heute wunderbaren Zauber leihen und nicht minder unseren alten Städten, wo hehre Zeugen bürgerlichen Kunst- und Opfersinnes, wie Dome (Abb. 3, 4, 5), Rathäuser, Artushöfe, Tuchhallen, Gildehäuser unsere Bewunderung erregen und fast mehr noch jene Fülle wundervoller Stadtbilder, malerischer Straßenzüge, köstlicher Höfe und Winkel, Plätze und Brunnen uns entzückt, die eingeborenes Kunstgefühl ohne Hilfe oder Eingriffe eines reglementierenden Stadtbaumeisters geschaffen hat; — von jenem Mittelalter endlich, dessen undankbar vergessene Dichtung und Heldensage vor nicht viel mehr als hundert Jahren erst aus langem Schlummer wiedererweckt werden mußte und nun wie ein auferstandenes Dornröschen den vollen farbigen Glanz und die ganze Lieblichkeit, die ihr innewohnen, aber auch ihre herbe Sittlichkeit, ihre erhabene Tragik in ungeschwächter Kraft und Frische von neuem wirken ließ?

Und wie wenig bekannt ist noch jene neuere Errungenschaft deutscher Kunstwissenschaft, daß in unserer Spätgotik um 1400 bis 1500 der höchste Gipfel echt deutschen Kunstschaffens überhaupt, und zwar auf allen Gebieten der bildenden Kunst erreicht worden ist. Ich nenne hier nur den größten deutschen Maler aller Zeiten, Matthias Grünewald.

Zu dieser Spätgotik gehört auch unsere deutsche Bruchschrift, deren dekorative, malerisch bewegte, leise phantastische Art so recht ein Ausfluß unserer künstlerischen Begabung ist.

Und die Gotik überhaupt (Abb. 5) mit ihrer straffen, kühnen, ja ekstatisch hochstrebenden Liniensprache im Gegensatz zu spätantiker, italienischer und französischer Eleganz, und andererseits mit ihrer dem Zarten zugeneigten, dekorativen Schmuckfroheit, der malerischen Pracht ihrer Fassaden und Chöre und ihrer echt nordischen Mystik in der Raumwirkung des Innern war nichts weniger als eine französische Erfindung — französisch im heutigen Sinne verstanden —, sondern eine kräftige Äußerung der noch vollkommen ungebrochenen altgermanischen Art jener Altfranken, die als erobernde Herrenschicht in Nordfrankreich,

insonderheit in dem von uns für leider nur zu kurze Zeit befreiten belgischen Flandern und im heute noch unerlösten französischen Flandern in geschlossener Siedlung südwärts einst bis zum Seinelauf saßen: genau dieselbe Erscheinung wie später bei der durch die Nachkommen der Langobarden geschaffenen italienischen Renaissance.

Gerade weil die Gotik in ihrem Wesen so urdeutsch war, oder sagen wir: urnordisch — genau so wie der „romanische" Stil, wenn dieser auch in seiner kräftigen Gedrungenheit und klaren Bestimmtheit eine

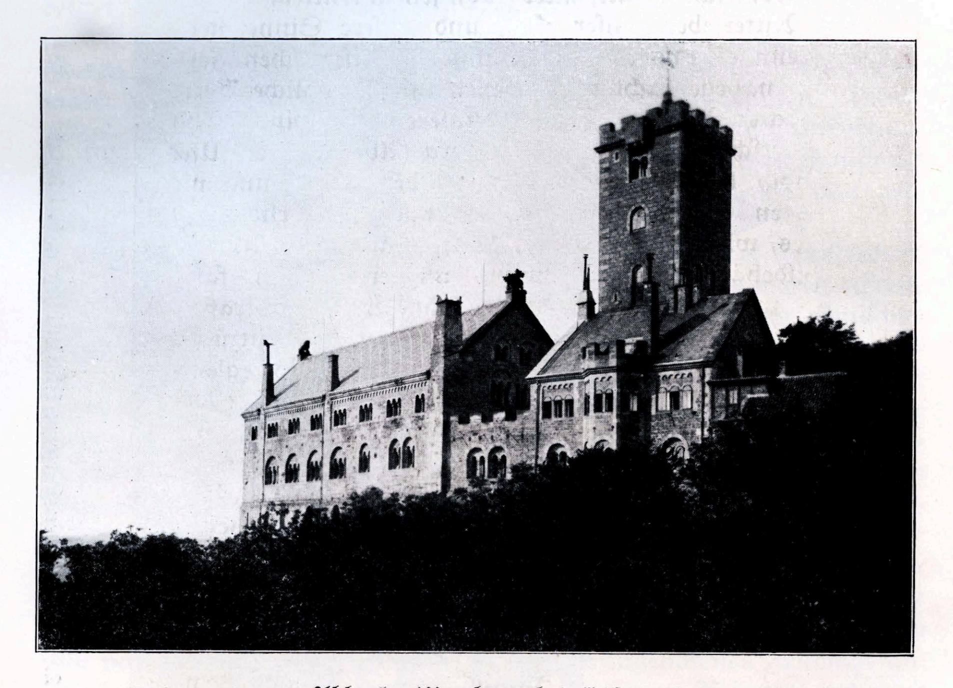


Abb. 1. Wartburg bei Eisenach

vom gotischen Stile verschiedene Geistesrichtung bekundet —, wurde sie von den Italienern gehaßt und „barbarisch" gescholten. Denn nichts anderes als „barbarisch" sollte das Wort „gotisch" bedeuten, mit dem der rassisch voreingenommene Künstlerbiograph der italienischen Renaissance Vasari (um 1500), und schon andere Italiener, wie der Baumeister Filarete, vor ihm, den germanischen Hüttenstil der letzten Zeit des Mittelalters abtun wollte, den die Italiener in seiner tiefen, vollen Harmonie nie kennengelernt haben.

Und wie die Italiener der Renaissance dem edlen, hochbegabten Gotenstamme den Makel wilder Barbarei anheften wollten, so machten es die Franzosen mit einem anderen Germanenstamme. Sie sind es gewesen, die den nicht minder edlen Wandalen in lügenhafter Geschichtsfälschung jenes Brandmal aufzudrücken suchten, das seitdem unter dem Ausdruck

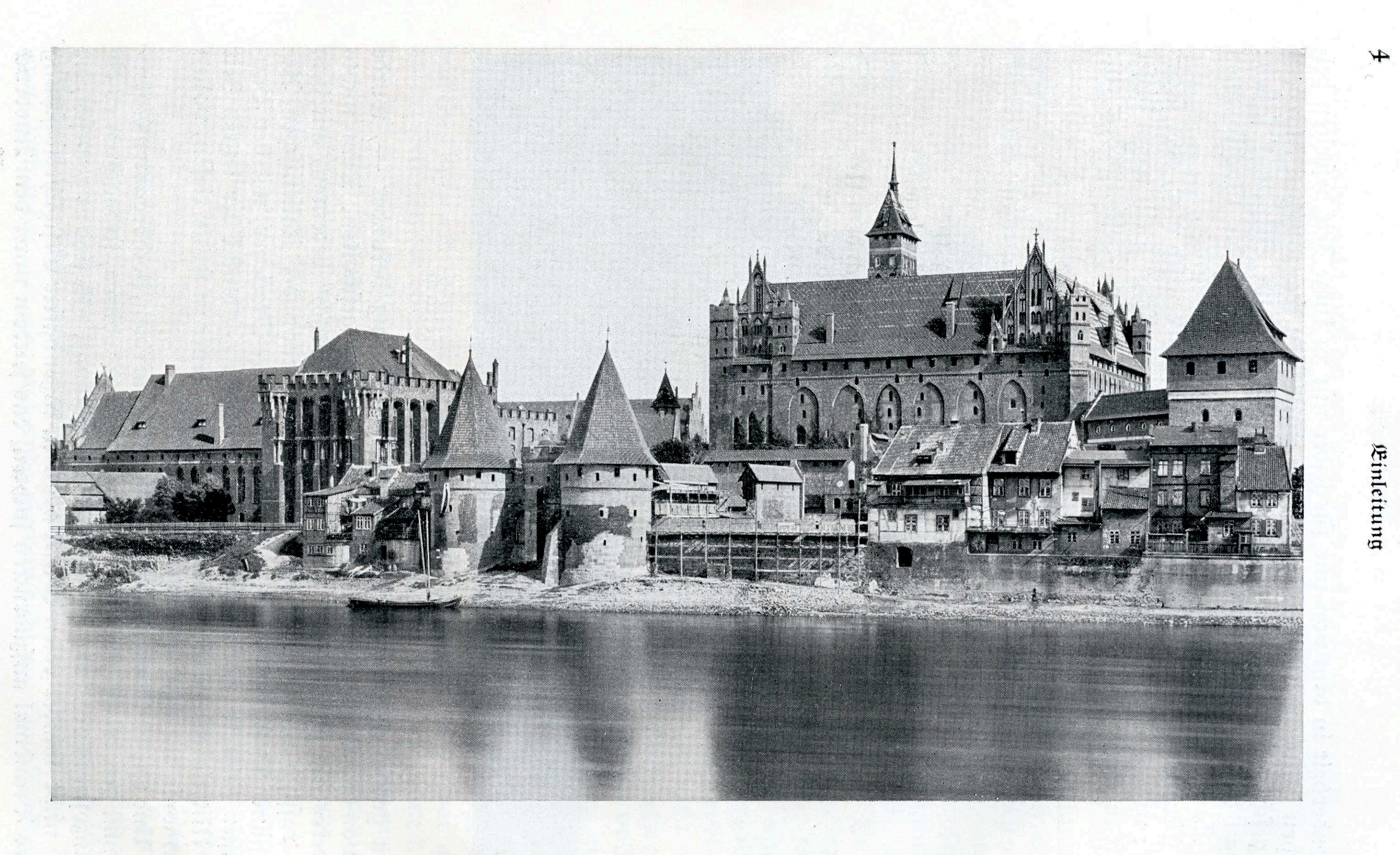


Abb. 2. Deutschordensburg zu Marienburg a. d. Nogat

„Wandalismus" durch die Welt geht: ein Wort, dem wir auch bei gedankenlosen deutschen Schriftstellern, namentlich in den Zeitungen, selbst heute noch begegnen. Und so zu sprechen unterfingen sich dieselben Franzosen, die während des siebzehnten Jahrhunderts im ganzen deutschen Rheinlande bis nach Holland hinab, besonders aber in der herrlichen Pfalz, unter Führung des Mordbrenners Melac jene barbarischen Schandtaten verübt hatten, die, durch die Namen „Heidelberg" (Schloß), „Speyer" (Dom mit den Kaisergräbern), „Worms" hinreichend angedeutet, stets in schmerzlicher Erinnerung bei uns bleiben werden, zumal sie hundert Jahre später wiederholt wurden von den napoleonischen Heeren, die an denselben für uns heiligen Stätten hehre Kunstdenkmäler nicht nur zerstörten, sondern geradezu schänden wollten. Blindwütige, sinnlos rohe Zerstörung von Kirchen und Kunstdenkmälern — das soll das Wort Wandalismus oder bei den Engländern Gotismus („Gothisme") besagen — hat stets himmelweit abgelegen von germanischer wie von deutscher Art.

Starke Innerlichkeit, Drang in die Tiefe, Zug nach dem Unendlichen, oft gesteigert bis zum Hang zur Mystik: das sind und das waren echteste Züge germanischen Wesens. Dazu kommt die von den römischen Zeitgenossen der germanischen Eroberungen Roms gerühmte, ja angestaunte Milde der Germanen gegen ihre besiegten Feinde, mit denen sie sich am liebsten auf gütlichem Wege verständigten. Solche geistige Eigenart, Ritterlichkeit im edelsten Sinne des Wortes, machte es den Germanen unmöglich, sich an Dingen zu vergreifen, die ihren Mitmenschen, und mochten es die schlimmsten Feinde sein, verehrungswürdige Heiligtümer waren.

Als Alarich vor Athen stand, bewies er die größte Ehrfurcht vor dem weltberühmten Sitze von Kunst und Wissenschaft: seinem Heere verbot er das Betreten der Stadt und nahm dort nur für sich allein ein ihm von den höchsten Behörden der Stadt angebotenes Festmahl an. Bei der Eroberung Roms 410 erlaubte er seinen Kriegern nur eine dreitägige Plünderung. Kirchen und Heiligtümer durften nach Alarichs Befehl von seinem Heere nicht einmal betreten werden. Bekannt ist der Vorgang, der sich hierbei abspielte, wie die Goten die heiligen Gefäße der Kirche von St. Petrus in feierlichem Zuge zur Kirche zurückführten. Von irgendwelcher Zerstörung war keine Rede. Mit höchsten Lobesworten preist der katholische Kirchenvater Augustinus wiederholt die Milde der arianischen Westgoten, die er, da sie für ihn Ketzer waren, nicht lieben konnte, gegen die Römer, die weder an Leib und Leben noch an Freiheit irgendwie bedroht worden seien.

Noch weit ehrenvoller ist das Zeugnis, das der katholische Bischof Salvianus von Marseille, um 450, den arianischen Germanen ausstellt, indem er die Jugendfrische, Lebenskraft und Sittenreinheit der Goten und Wandalen der Verdorbenheit der Römer gegenüberstellt. „Wenn jemand bei den Goten und Wandalen", schreibt er, „ein ausschweifendes

Leben führt, so ist es ein Römer. Soviel gilt bei jenen die Sittenreinheit und strenge Lebensauffassung, daß sie nicht nur selbst keusch sind, sondern auch — ich sage etwas Neues, Unglaubliches, Unerhörtes — die Römer dazu gemacht haben. Schämt euch ihr römischen Völker, schämt euch eures Lebenswandels, denn bei euch sind allein die Städte von Lastern frei, wo die Barbaren herrschen." Und an anderer Stelle:



Abb. 3. Markgraf Eckart und seine Gemahlin Uta, Stiftergestalten aus dem Dom zu Naumburg a. d. S.

„Wo Goten herrschen, sind nur die Römer liederlich, wo aber Wandalen herrschen, erlauben sie auch den Römern nicht, Lastern zu frönen."

Über die Wandalen meldet kein zeitgenössischer Geschichtsschreiber auch nur das Geringste davon, daß sie auch nur ein einzigstes Gebäude Roms zerstört hätten. Es sind erst die sehr viel späteren einander abschreibenden Byzantiner, die in allgemeinen Redewendungen von einer Anzündung der Stadt und dem Verbrennen ihrer Wunderwerke erdichtete Phantasien niederschrieben.

Als in dem durch Jahrzehnte sich hinziehenden Kriege der Ostgoten gegen die byzantinischen Heere in Italien, der schließlich den

Untergang der Goten herbeiführte, Neapel einmal von ihnen abgefallen war und der Gotenkönig Totila die Stadt durch Hunger bezwungen hatte, ließ er Brotwagen anfahren und die vor Hunger sinnlos gewordenen Einwohner durch die Goten bissenweise füttern, damit sie sich nicht zu Tode äßen.



Abb. 4. Dom zu Naumburg a. d. S.

Von den Langobarden sagt ihr lateinischer Geschichtsschreiber Paulus Diakonus: „Es war wunderbar im Reiche der Langobarden, keine Gewalttätigkeit wurde begangen, keine geheimen Anschläge wurden gemacht, niemand wurde ungerechterweise zu Frondiensten gezwungen, niemand plünderte, Diebstahl und Räubereien fielen nicht vor, jeder konnte, wie es ihm gefiel, ohne Furcht und Sorge leben."

So zeigte sich germanische Art. Und wie sah dagegen römische Art aus?

Römische Art war es, bei Rachefeldzügen gegen gefährliche Feinde, gegen unbotmäßige Unterworfene nicht nur die Bevölkerung teils gewaltsam zu verpflanzen, teils völlig auszurotten, sondern auch ihre Heiligtümer zu schänden oder zu zerstören. Als der kaiserliche Feldherr Germanicus im Jahre 14 vom Niederrhein aus seine Rachekriege gegen die Sieger der Varusschlacht begann, zerstörte er in heiliger Festzeit bei Nacht zuerst das westgermanische Heiligtum der „Tamfana" im Marsenlande. Man denke weiter an die grausigen Zerstörungen des spanischen Numantia, Karthagos, Jerusalems, vor allem auch Korinths, wo alles, was die Römer an Kunstwerken nicht fortschleppen konnten, der Vernichtung anheimfiel. Die Wandalen haben bei der Eroberung Roms nach dem Recht des Siegers wohl die Privathabe der Einwohner geplündert. Roms bauliche und bildnerische Herrlichkeiten jedoch sind erwiesenermaßen weder von den Westgoten Alariks noch von den Wandalen Gaisariks angetastet worden; zerstört wurden sie erst von den verarmten und entarteten Römern der Spätzeit selbst, die aus den Kunstbauten Steinbrüche machten, um teils die Festungsmauern, teils — und dies hauptsächlich — ihre Wohnhäuser zu erneuern. Erst der große Ostgotenkönig Theoderik schritt gegen solche Barbarei ein; er entwickelte sogar eine erstaunliche Tätigkeit, Italien mit neuen Bauwerken zu bereichern, deren Glanz noch heute unsere Bewunderung erregt. Aber nach dem Untergange der Goten in Italien fand sich dort niemand mehr, der altrömisches Kunsterbe gegen neurömische Barbarei hätte schützen können. Als dann am Ende des Mittelalters die späten Enkel dieser neurömischen Barbaren, die durch jene Zerstörungen entstandenen Löcher in den Mauern der Ruinen mit Verwünschungen betrachteten, setzten sie diese Verwüstungen in dreister Unwissenheit auf Rechnung derselben Goten, welche die Zierden ihrer Stadt mit Liebe gepflegt hatten. Der allerfrüheste bekannte Fall solchen römischen Kunstfrevels, verübt von Römern innerhalb Roms selbst, spielt schon gleich nach Neros, des Verbrenners von Rom, Tode im Dreikaiserjahre 69. Da verschanzte sich der Bruder des Kaisers Vespasian gegen den auf Rom anrückenden Gegenkaiser Vitellius durch Barrikaden von Bildsäulen, wahrscheinlich also griechischen Kunstwerken. Und das nennt der berühmte Geschichtsschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, der Ehrenbürger der ewigen Stadt, Ferdinand Gregorovius, das erste Beispiel des „Wandalismus"! Echt deutsch, jedenfalls echt „klassisch".

Und in neuerer Zeit hat den gleichen Kunstfrevel kein Volk auch nur annähernd in dem Maße verübt, wie gerade die Franzosen, die Erfinder des Wortes „Wandalismus". Das Wüten der Französischen Revolution gegen die Stätten von Religion und Wissenschaft, wie Gemäldesammlungen, Bibliotheken, Denkmäler und Kirchen, war es gerade, was das Wort Wandalismus von Frankreich aus über die Welt verbreitete. Unser Freiheitsdichter Schiller wandte sich schaudernd ab von dem zerstörungswütigen Kulturfrevel in Frankreich und geißelte ihn wiederholt.

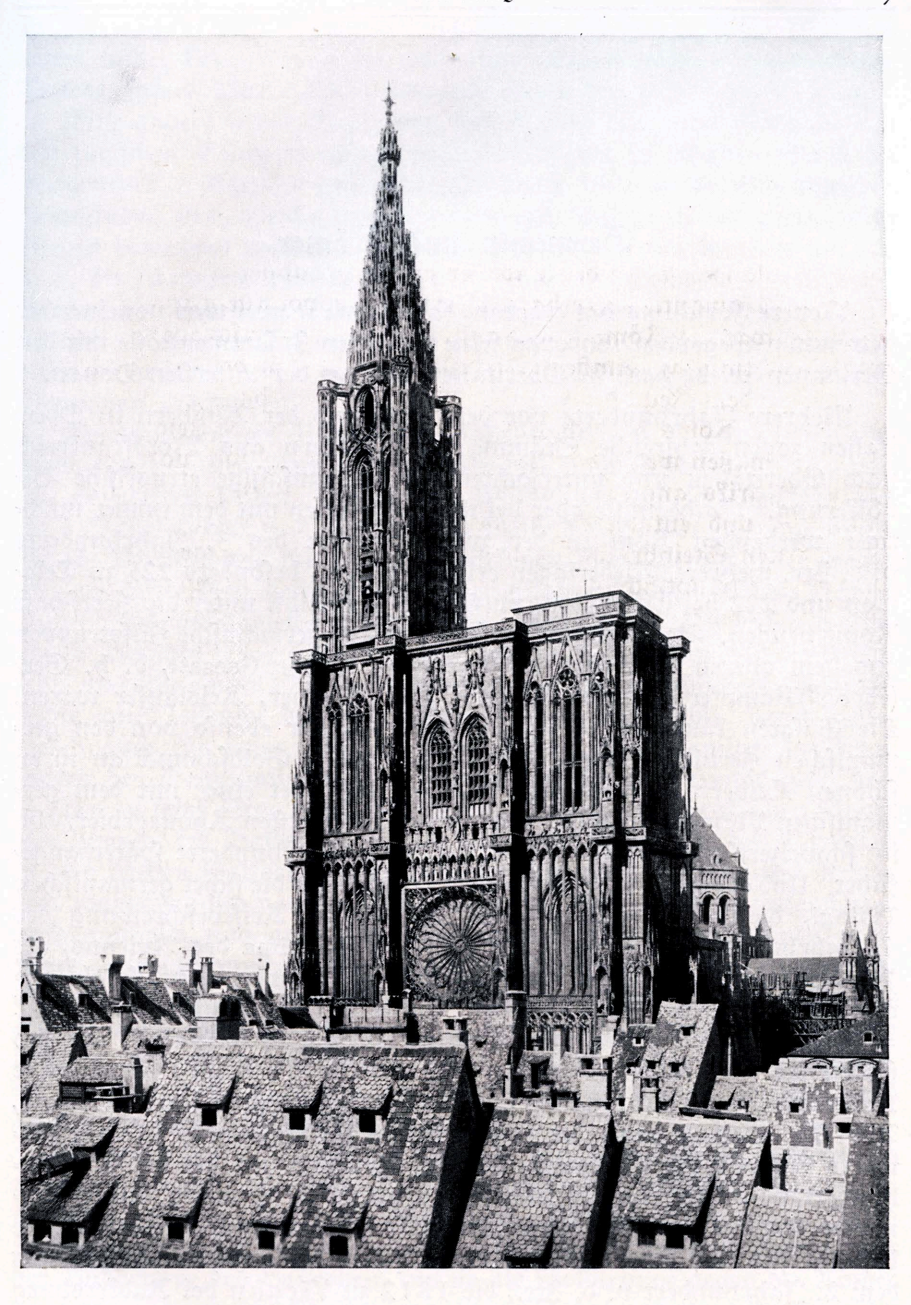


Abb. 5. Münster zu Straßburg i. E.

2.

Germanen und Römer

Neuere Forschung hat ergeben, daß Rom an zwei weit voneinander getrennten Gegenden Europas seine früheſten Zuſammenſtöße mit den Germanen erlebt hat: in Oberitalien und an der unterſten Donau.

Mehrere Jahrhunderte vor dem Einbruch der Kimbern in Oberitalien zogen zahlreiche Stämme von Galliern aus Nordfrankreich nach Oberitalien und unterjochten die dort anſäſſige etruskiſche Bevölkerung. Nachdem ſie aber bei ihren Kämpfen mit dem immer mächtiger werdenden Rom in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. d. Ztr. mehrere Niederlagen erlitten hatten, beſonders 225 zu Telamon und 222 bei Claſtidium, mußten ſie ſich ſelbſt unter die Herrſchaft Roms beugen. Bei dieſen Kämpfen hatten ſie germaniſche Hilfstruppen aus dem oberen Rhonetal herangezogen, welche Gaesati, d. h. Ger-(Speer-)Kämpfer, genannt wurden, alſo Söldner, Reisläufer waren. Die Gäſaten kämpften nackt, wie wir es ſpäter ebenſo von den germaniſchen Herulern hören, und trugen reichen Goldſchmuck an ihren ſchönen Leibern. Unter ihren Führern begegnet einer mit dem germaniſchen Namen Arioviſt. Sie werden im oberſten Rhonegebiet, alſo im ſchweizeriſchen Kanton Wallis, noch Jahrhunderte ſpäter angeführt. Und ebenfalls in jener Gegend nennt Cäſar die ſicher germaniſchen Tulingi, die dort ſchon in einer griechiſchen Reiſebeſchreibung des 6. Jahrhunderts v. d. Ztr., der ſog. Ora maritima des Avienus, als Tylangii erſcheinen, neben einem durch ihren Namen ebenfalls als germaniſch bezeugten Stamme, den Daliterni (germaniſch Dal „Tal" = Wallis, und die germaniſche Endung erni wie in Bast-erni). Endlich finden ſich als öſtliche Nachbarn dieſer Wallis-Germanen germaniſche Kalukonen, deren Hauptſtamm etwa im Magdeburgiſchen ſaß (vgl. Karte, Abb. 7). Danach muß der erſte Vorſtoß der Germanen ſo weit ſüdwärts hin von der Niederelbe ausgegangen ſein und bis ins 6. Jahrhundert v. d. Ztr. hinauf angeſetzt werden. Von dieſen Alpen-Germanen ſtammt auch die älteſte Inſchrift in germaniſcher Sprache; ſie befindet ſich auf einer der 26 „etruskiſchen" Bronzehelmhauben aus dem 2. Jahrhundert v. d. Ztr., die 1812 zu Negau bei Radkersburg in Steiermark ans Tageslicht gekommen ſind. Zwei dieſer Helme tragen Inſchriften in venetiſcher Schrift und die eine der Inſchriften lautet harigasti teiva, worin die Sprachforſchung einen Nominativ und einen Dativ jener noch kaum differenzierten „urgermaniſchen" Gemein-

sprache erkannt hat. „Harigasti“ ist klärlich ein germanischer Mannesname und „Teiva“ bedeutet wohl den urgermanischen Himmelsgott Teiwaz, später Tius. Also: Harigasti weiht den Helm dem Teiwaz.

Eine andere frühe Bezeugung der Anwesenheit von Germanen in den südlichen Ostalpen bringt anscheinend eine zu Maria Saal bei Klagenfurt in Kärnten gefundene knöcherne Ahle, in die Schriftzeichen eingegraben sind, welche von Kennern mit Sicherheit als germanische Runen bezeichnet werden. Da dieser Einzelfund aus der Zeit um 100 v. d. Ztr. stammen dürfte, wäre er — nebenbei bemerkt — ein neuer Beweis für das hohe Alter der Runen und gegen die unwahrscheinliche Meinung, die Runen wären erst von den Goten in Südrußland erfunden worden und von hier im 3. Jahrhundert zu den nordischen Germanen gekommen.

Ebenfalls um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. d. Ztr. rückten Ostgermanen von der Oder und der Weichsel nach Südosteuropa vor. Sie besiedelten Polen, Ostgalizien, Wolhynien und schlossen sich hier im 3. Jahrhundert v. d. Ztr. zu dem Volke der Basternen zusammen. Starke Vermischung mit der unterworfenen Bevölkerung dieser weiten Gebiete hatte dem germanischen Herrenstamme seinen neuen Namen eingebracht, der dasselbe bedeutet wie „Bastarde“. Von diesen melden antike Berichte (Trogus Pompejus), daß sie bereits um 240 v. d. Ztr. sehr unangenehme Nachbarn wurden für die griechischen Kolonialstädte am Nordufer des Schwarzen Meeres, wie Olbia, dann weiter östlich auch für jenen Zweig der thrakischen Völkerfamilie, der schon südlich der Donaumündung in der Dobrudscha und weiter nach dem Balkan zu seine Sitze hatte, die Geten. Mit anderen thrakischen Stämmen waren die Basternen früher schon am Nordfuß der Karpaten in dem reichen Salzgebiet Westgaliziens zusammengetroffen und hatten dort wahrscheinlich das thrakische Wort hall für „Salzbereitungsstätte“ aufgenommen und auch den Westgermanen Innerdeutschlands zugeführt. Am Schwarzen Meer dagegen kamen sie in eine silberreiche Gegend und müssen hier den nichtindogermanischen Ausdruck für das erst im letzten Jahrhundert v. d. Ztr. den mitteleuropäischen Germanen bekannt gewordene Edelmetall, das „Silber“, aufgenommen haben, ein Wort, das sie nicht nur an die übrigen Germanen, sondern auch an die Slawen und Balten weitergaben.

Während des 2. Jahrhunderts v. d. Ztr. kämpften sie, wie wir zu vermuten gezwungen sind, als Verbündete der keltischen Galater in Thrakien, Griechenland und Kleinasien. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. d. Ztr. verhandeln die letzten makedonischen Könige mit der Südgruppe der Basternen, um sie als Soldtruppe gegen die Römer zu gewinnen; ebenso Mithradates im 1. Jahrhundert v. d. Ztr. Im Jahre 61 v. d. Ztr. endlich verlor der römische Prokonsul G. Antonius, als er gegen die westlichen Nachbarn der Geten, die ebenfalls thrakischen Myser, marschierte, bei Istropolis in der Dobrudscha Heer, Feld-

zeichen und Ehre an die stets schlagfertigen Basternen, die den Mysern zu Hilfe geeilt waren. Die eroberten römischen Feldzeichen gaben die Basternen in der dem Schlachtorte benachbarten Hauptfeste der Geten zu Genucla in Verwahrung. Cäsar wurde nur durch den Tod gehindert, den lange geplanten Feldzug gegen die Daken im östlichen Ungarn und in Siebenbürgen sowie gegen die Geten und Basternen auszuführen, die alle damals mächtig südwärts drängten. Erst Oktavian griff hier wirksam ein, sobald er durch die Seeschlacht bei Aktium zur Alleinherrschaft über das römische Weltreich gelangt war.

Auf seinen Befehl sicherte der Feldherr Licinius Crassus in zweijährigem Kriege, 29—28 v. d. Ztr., nicht nur die römische Provinz Makedonien, sondern er erreichte auch teils durch unermüdliche Ausnutzung der römischen Überzahl an Truppen, teils durch ebenso treulose wie grausame Kriegslisten, wie sie die Römer gegen gefürchtete nordische Stämme anzuwenden ja stets bereit gewesen sind, daß die Basternen sich über die Donau nach Norden zurückzogen, daß die Myser, die Bewohner etwa des heutigen nördlichen Bulgariens, gezüchtigt wurden, daß die im Rücken des römischen Heeres aufständischen südlicheren Stämme der Serder und Maider, also die eigentlichen Thraker im heutigen Südbulgarien, zum Gehorsam gegen Rom zurückkehrten, endlich daß die Geten in der Dobrudscha nach einer Reihe von Niederlagen die vom Prokonsul Antonius an die Basternen verlorenen Feldzeichen in Genucla wieder herausgaben.

Auf den großartigen Triumphbau, der das dauernde Wahrzeichen dieser römischen Siege sein sollte und der für uns heute seine Hauptbedeutung durch die zahlreichen in Hochrelief gemeißelten Darstellungen basternischer Krieger besitzt, soll in einem der nächsten Kapitel eingegangen werden.

Inzwischen waren in Mittel- und Westeuropa die gewaltigen Erschütterungen des römischen Staats durch die Anstürme der Kimbern und Teutonen erfolgt. Und wenige Jahrzehnte danach hatte es Cäsar gewagt, bis zur germanischen Rheingrenze siegreich vorzustoßen.

Eine dauernde engste, doch fast ausschließlich nur kriegerische Berührung zwischen Römern und Germanen, zunächst nur am Rhein, viel später auch an der Donau, trat erst ein, als Kaiser Augustus die weitausschauenden Pläne Cäsars über die militärische Sicherung Italiens gegen die am ganzen Nordfuß der Alpen und weiterhin nordwärts bis zum Meere wohnenden gefährlichen Stämme in die Wirklichkeit übersetzte.

Am Rhein stießen die Römer auf Teile der großen Stammesverbände der Westgermanen. Die Westgermanen scheiden sich nach der geschichtlichen Überlieferung in die drei Stammesbünde der Irminonen, Ingwäonen und Istwäonen. Die archäologische Forschung hat auf Grund der durch die Funde ermittelten Kulturunterschiede innerhalb des großen Germanengebiets nicht nur diese Dreiteilung bestätigt,

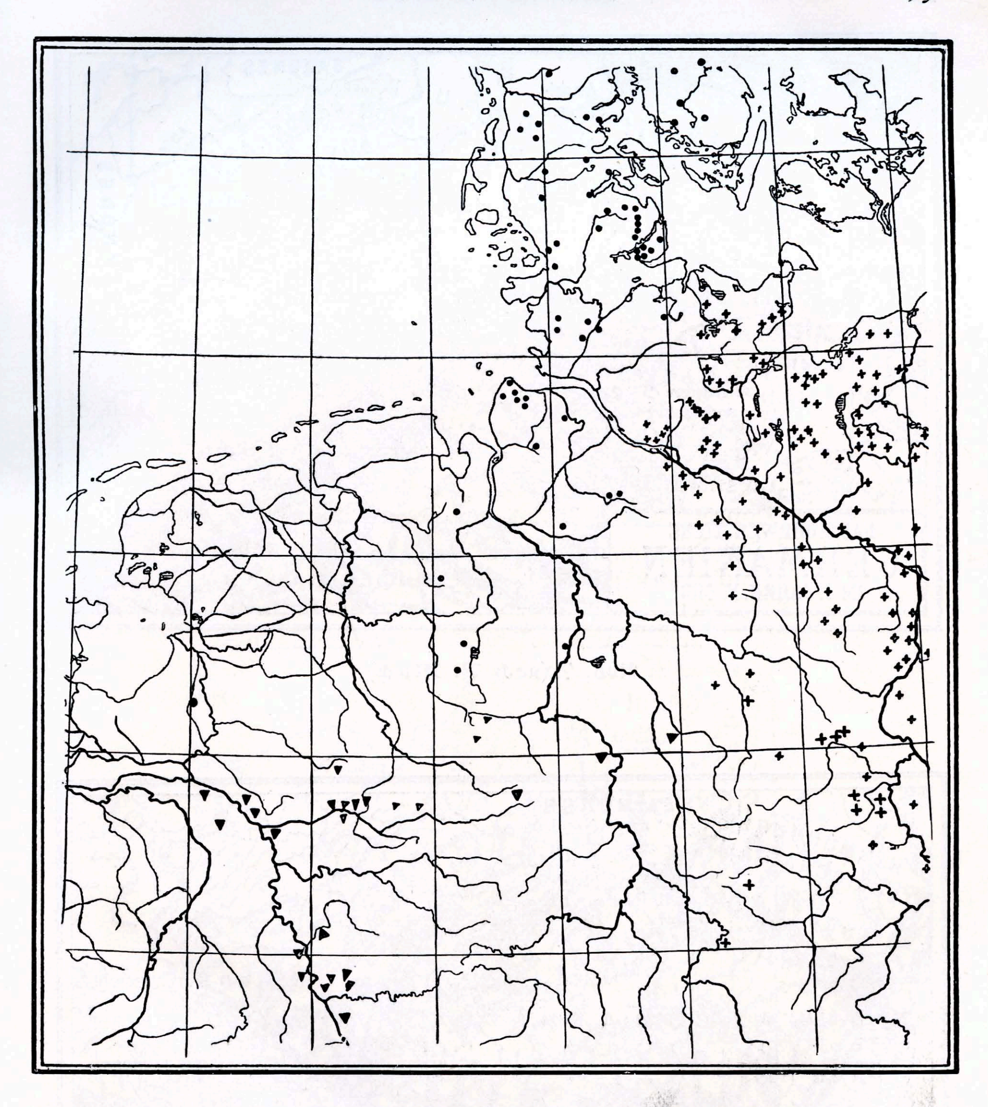


Abb. 6. Germanische Siedlungen des 1. u. 2. Jahrh. in Nordwestdeutschland (nach Plettke u. Kossinna). + = Irminonen; ● = Ingwäonen; ▲ = Istwäonen

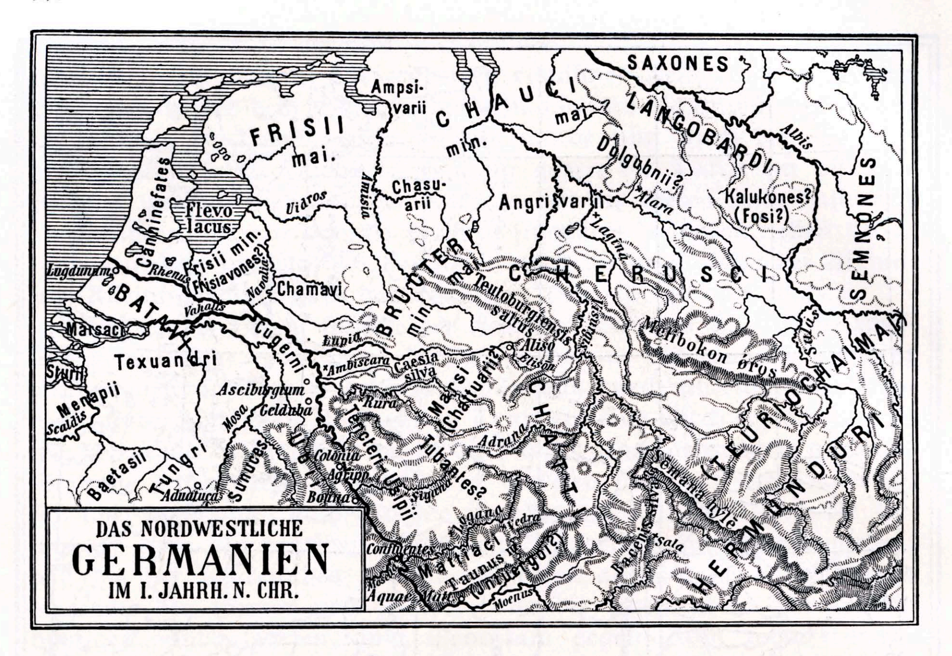


Abb. 7 (nach R. Much)

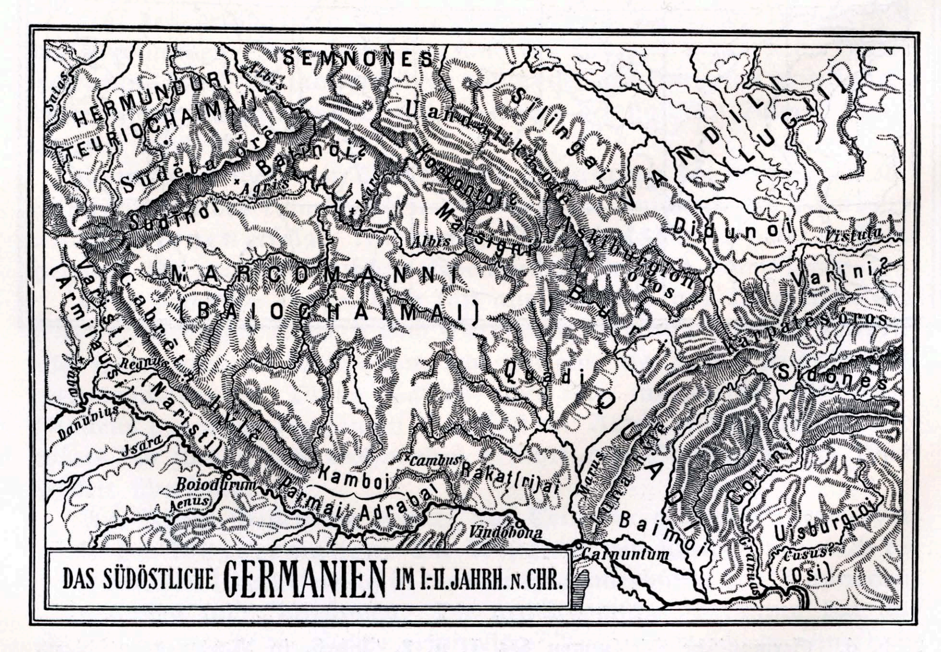


Abb. 8 (nach R. Much)

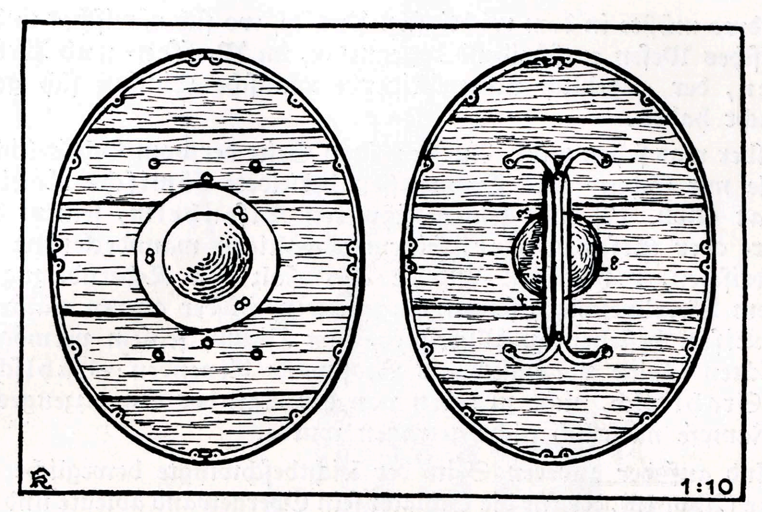


Abb. 15. Feudenheim, Bez.-A. Mannheim, Baden (nach Schumacher und Kossinna)

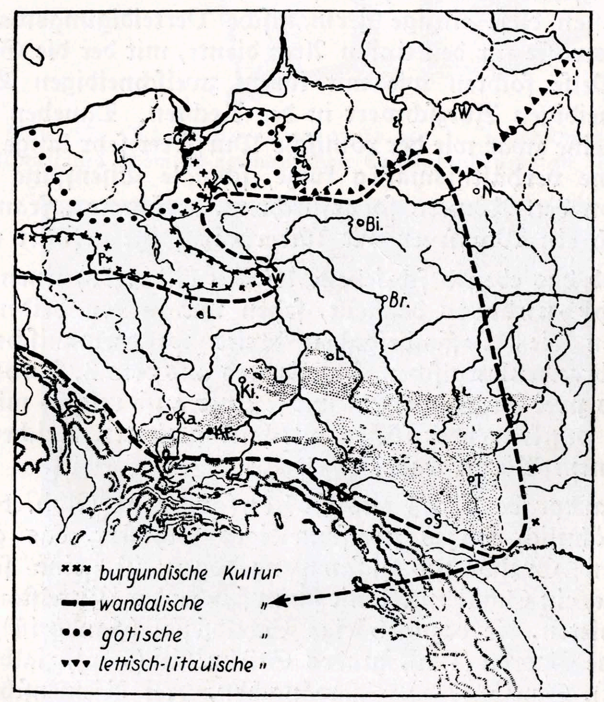
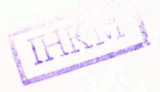


Abb. 16. Verbreitung der Goten, Burgunden und Wandalen im 1. u. 2. Jahrh. (nach Antoniewicz und Tackenberg)

Forschungsstand 1930



irgendwo müßte in dem wichtigsten Punkte, wo sich römisches und germanisches Wesen entscheidend begegneten, im Waffen- und Kriegswesen, der angeblich überwältigende römische Einfluß sich geltend gemacht haben.

Aber was sehen wir? Auf der einen Seite der vom Scheitel bis zur Sohle mit Schutz- und Trutzwaffen bekleidete römische Legionssoldat (Abb. 17), mit seinem schweren Eisenhelm, seinem dicken Leder- oder Eisenpanzer, seinem gewaltigen manndeckenden halbzylindrischen, rechteckigen Schilde aus Holz mit Lederüberzug und reichem Metallbeschlag, seinem ungeheuren, in der oberen Hälfte rein aus Eisen bestehenden Wurfspeer, dem Pilum, seinem vermöge der verdickten Spitze vorzüglich als Stoßwaffe dienenden Stahlschwert und Stahldolch, nicht zu reden von der Last des Schanzzeuges, das im Kampfe natürlich nicht getragen wurde.

Und auf der anderen Seite der leichtbeschwingte bewegliche Germane (Abb. 18), der für die Schlacht sein Obergewand ablegte und höchstens ein lose über die Schultern geworfenes, bis an die Hüften reichendes Mäntelchen trug, dazu einen kleinen runden oder ovalen, ganz dünnen Holzschild mit hoch emporragendem mittleren Eisenbuckel, vermöge dessen diese einzige germanische Verteidigungswaffe zugleich als Angriffswaffe für den linken Arm diente, mit der die Germanen in derselben Weise fochten wie mit ihrem zweischneidigen Langschwert oder einschneidigen Kurzschwert in der Rechten. Daneben als weitere Trutzwaffe eine zwar wie der römische Wurfspeer sehr lange Stoßlanze, die aber eine verhältnismäßig kurze, schmale Eisenspitze besaß, jene trotzdem von den Römern so gefürchtete, berühmte „Framja", neben der oft noch ein Wurfspeer mit Widerhakenspitze geführt wurde.

Während das eben beschriebene Modell (Abb. 18) einen Germanen des 1. Jahrhunderts darstellt, sehen wir in den beiden folgenden Abbildungen die Waffenbeigaben dreier westgermanischer Kriegergräber des brandenburgischen Havellandes aus dem 2. Jahrhundert, nämlich aus zwei Brandgräbern mit je einer aufs reichste mit Mäandermustern in punktierender Rädchentechnik gezierten Leichenbrandurne und aus einem Körpergrabe.

Im Brandgrabe Nr. 3 aus Hohenferchesar (Abb. 19 oben) lag ein ungewöhnlich kurzes zweischneidiges Schwert, das gemäß dem germanischen Grabbrauch zusammengebogen ist, eine scharfgratige Lanzenspitze, ein Schildbuckel mit stumpf endender Mittelstange und nur drei Randnieten, die dazugehörige Schildfessel (Handgriff), sechs auffallend kleine Sporen (3 n), grades Stielmesser (3 m), Halbmondrasiermesser (3 k), Schere (3 e), Haarzängchen, drei Riemenschnallen (3 c, f, g), Ring mit Zwinge (3 o), Knochenkamm (3 h), Granitstein (3 b), goldener Fingerring (3 l). — Im Brandgrabe 4 (Abb. 19 unten) befand sich nur ein kurzes einschneidiges, rituell zusammengefaltetes

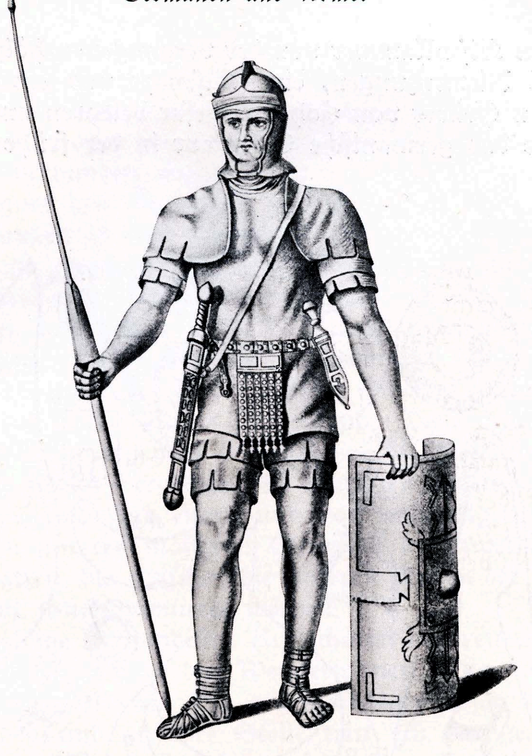


Abb. 17. Römischer Legionär des I. Jahrhunderts
Modell des Römisch-germanischen Centralmuseums zu Mainz

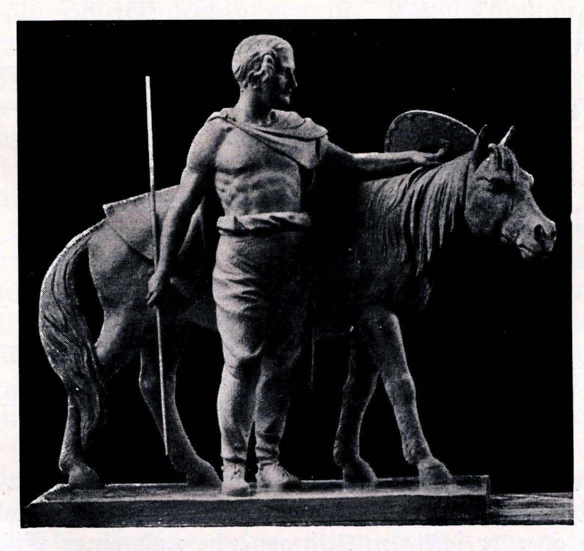


Abb. 18. Germanischer Reiter des I. Jahrh. in Kriegstracht, mit Hose, Schuhen, Mäntelchen, Lanze, Schwert und Schild. Man beachte den rechtsseitigen Haarknoten. Modell der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle/Saale

Schwert, eine Eisenklammer von der vergangenen hölzernen Schwertscheide, zwei Riemenzungen, eine Eisenaxt und ein Knochenkamm.

Die beiden Gräber von Hohenferchesar belehren uns über die Entwicklung, die das germanische Schwert in der frühen Kaiserzeit ge-

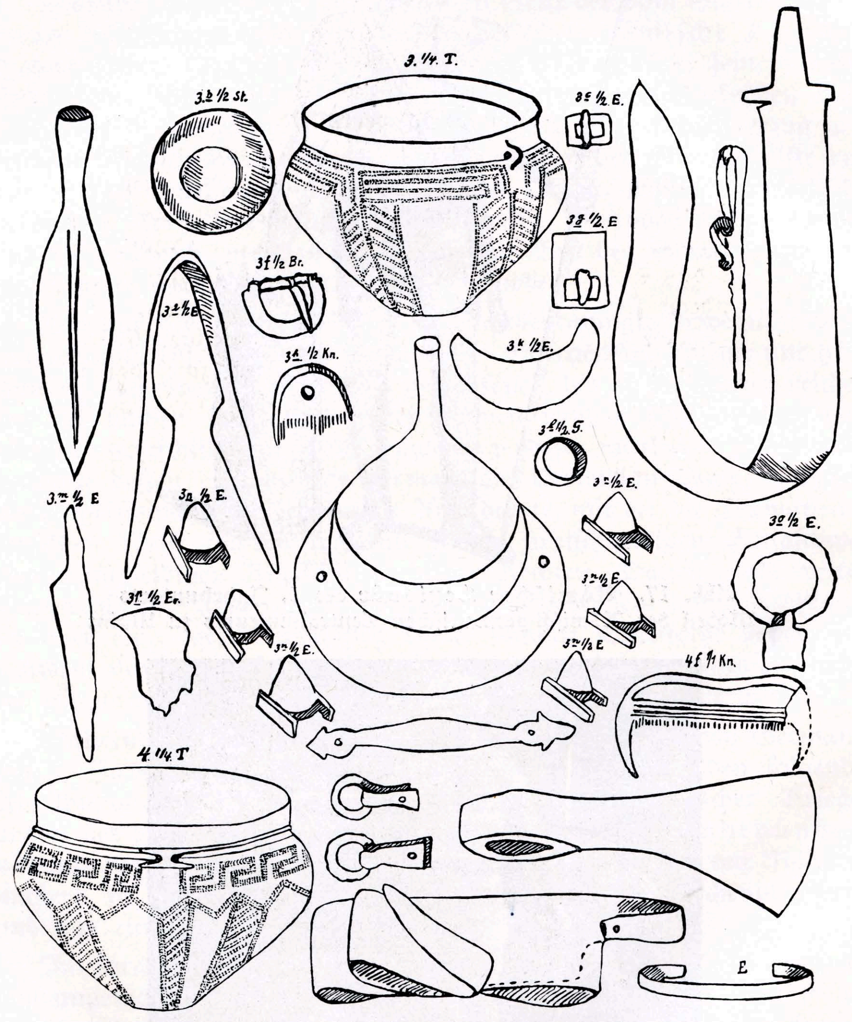


Abb. 19. Hohenferchesar bei Brandenburg a. d. Havel. Brandgrab 3 und 4 (nach R. Stimming)

nommen hat. Vorher, also im I. Jahrhundert v. d. Ztr., besaßen die Germanen das etwa 1 m lange, breite zweischneidige Hiebschwert mit spitzbogigem oder dreieckigem Klingenende und einer Eisenscheide, die aus zwei Platten besteht, von denen die hintere die schmälere vordere an den Seitenrändern umfaßt, außerdem meist noch durch Querstege

einschließt. Das Ortband der Scheide ist spitzbogig oder scharf zugespitzt. Auf der Rückseite der Scheide sitzt dicht unter dem Scheidenmund eine in der Richtung der Schwertlänge angenietete Eisenschlaufe, durch welche ein Riemen gezogen wurde, der mittels zweier Koppelringe mit dem Ledergürtel verbunden wurde.

Außerdem eignet den Germanen eine besondere, von den ostgermanischen Burgunden in der Latènezeit erfundene Schwertart, das etwa 70 cm lange einschneidige Kurzschwert, zu dem nicht eine eiserne, sondern stets eine hölzerne Schwertscheide gehörte, deren dünne Platten durch eine Anzahl bandförmiger Eisenklammern in ihrer Lage festgehalten wurden. Stets zwei solcher Klammern besaßen Endösen, die so sitzen, daß die eine Öse an der rechten Scheidenkante, die andere etwas tiefer an der linken Kante sich befand. Diese Anordnung der Tragösen für das Schwertgehenk beweist, daß die Kurzschwerter nicht senkrecht, sondern schräg herabhängend getragen wurden. Die Ortbänder der Scheide sind stets eisern und von rechteckiger Gestalt, bestehend aus einem unteren massiven Querstab und zwei darüber befindlichen Nietplatten, die zwischen die unteren Enden der Holzplatten geschoben und mit ihnen vernietet werden.

Dieses einschneidige burgundische Kurzschwert verbreitete sich in den ersten Jahrhunderten auch zu den Westgermanen. Die Form änderte sich nur im geringem Maße. Die gegenständigen Ösen der Latènescheide verschwinden und an ihre Stelle tritt ein einziger Tragring, der am oberen Scheidenende befestigt wird. Am Ende des 2. Jahrhunderts und später wird dieser an einem Eisenbande befestigt, das zweimal um die Scheide geschlungen ist. Ebenso kommt das breite rechteckige Ortband ab; die Scheide schließt rund oder spitz ab und hat gewöhnlich kein Ortband mehr.

Ein Schwert aus dem Vimoor (Abb. 20), der Zeit um 200, gibt eine gute Anschauung. Die wichtigste Veränderung, die das Kurzschwert in der Kaiserzeit erleidet, ist wohl die, daß es durchschnittlich 10—15 cm kürzer wird als es in der Latènezeit war. Es ist das eine Erscheinung, die in derselben Richtung liegt wie die starken Veränderungen, die das lange Hiebschwert mit Beginn der Kaiserzeit durchmacht.

Das zweischneidige breite Langschwert weist in dieser Umwandlung den einzigen Einfluß auf, den die römische Bewaffnung auf die germanische ausgeübt hat. Die Germanen hatten bei ihren Kämpfen mit den Römern zur Zeit des Augustus die mörderische Wirkung des römischen Kurzschwertes, das eine Stoßwaffe war, im Handgemenge erfahren, wo sie mit ihren langen Hiebschwerten an wirksamer Gegenwehr aufs stärkste behindert waren. Diesen schweren Nachteil wußten die Germanen alsbald abzustellen. So verbreitete sich jetzt schnell über ganz Germanien die römische Schwertform, freilich nur für zwei Jahrhunderte. Die Schwertlänge wird nun auf etwa 60 cm gemindert, so daß das Langschwert ungefähr dieselbe Länge bekam, wie das

germanische Kurzschwert dieser Zeit. Die Schwertspitze wird schmal, scharf und lang ausgezogen, bisweilen auch in römischer Art verdickt. Die Holzscheide erhält ein Kugelortband und am Oberteil zwei Band-

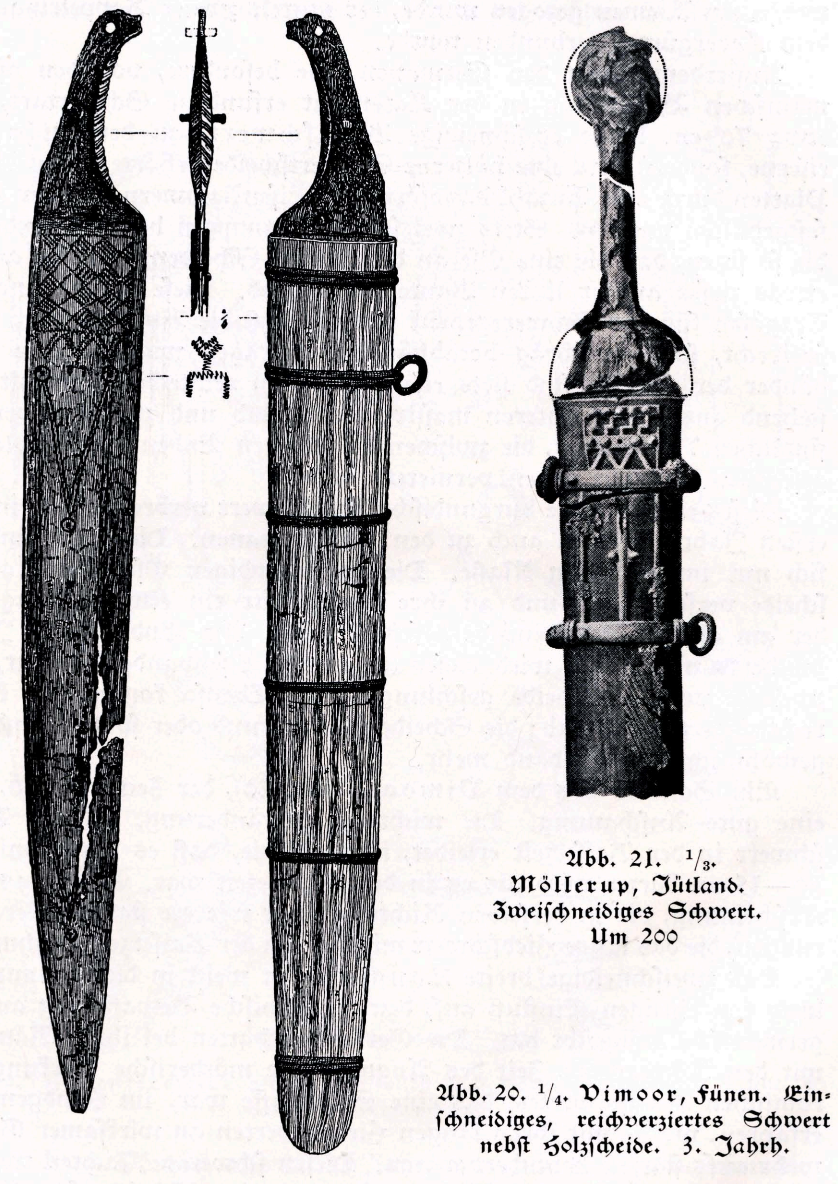


Abb. 21. 1/3. Möllerup, Jütland. Zweischneidiges Schwert. Um 200

Abb. 20. 1/4. Vimoor, Fünen. Einschneidiges, reichverziertes Schwert nebst Holzscheide. 3. Jahrh.

beschläge, meist aus Bronze, in deren Endösen je ein Tragring hängt für den Schwertriemen. Ein spätes Beispiel, das Schwert von Möllerup, schon aus der Zeit um 200 (Abb. 21), zeigt, daß auch die Grifform wenigstens eines Teiles der frühkaiserzeitlichen Germanenschwerter der römi-

schen nachgebildet worden ist: auf dem hölzernen mittleren Zylinder sitzt ein plattkugeliger Knauf aus weißgrauer Masse unter einem Bronzeknopf, und der untere Griffabschluß ist aus derselben Masse. Da die germanischen Schwerter aber meist eine nur etwa 12 cm lange Griff-

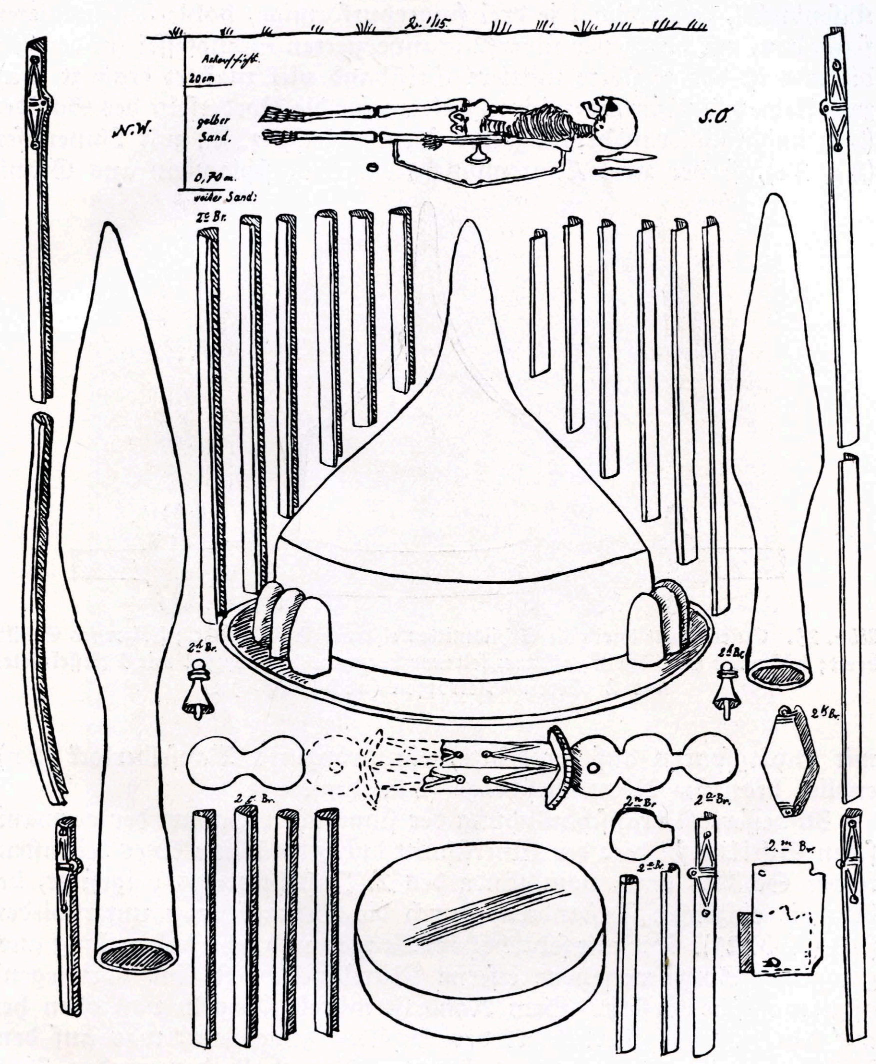


Abb. 22. Wachow bei Brandenburg (nach R. Stimming)

angel besitzen, gegenüber den etwa 18 cm langen römischen Griffangeln, haben die Germanen also ihre eigene vorrömische Grifform beibehalten, und man muß daraus schließen, daß sie diese auf das römische Schwert übertragen haben. Bei dem Mölleruper Schwert ist die Holzscheide mit Leder überzogen und am Oberteil noch durch einen auf-

genieteten, mit durchbrochenem Muster versehenen Bronzebelag verziert, wie er schon im 1. Jahrhundert v. d. Ztr. bei den Germanen vorkam.

Dem Körpergrabe eines Kriegers von Wachow (Abb. 22) aus dem Ende des 2. Jahrhunderts waren beigegeben ein hölzerner Schild mit Eisenbuckel, den dreimal je drei fingerhutförmige, hohle Bronzenieten festhalten, mit bronzener silberfiligranverzierten Schildfessel (in der Abbildung ist das zerstörte mittlere Griffband viel zu kurz ergänzt (2a), zwei kleinen kegelförmigen Bronzenieten für die Vorderseite des Schildes (2 b) und Schildrandbeschlag aus Bronzeblech, z. T. mit Innenösen (2 c, 2 e), ferner zwei Lanzenspitzen, ein Feuerschlagstein aus Granit

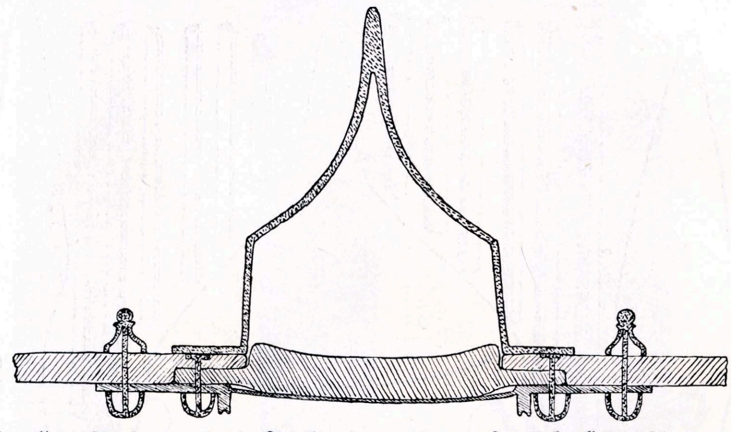


Abb. 23. Querschnitt durch die Schildmitte: eiserner Schildbuckel; hölzernes Schildbrett; hölzerner Schildgriff; eiserne, seltener bronzene Schildfessel mit 4 Fesselnieten und 2 oberen Nietköpfen (nach M. Jahn)

mit Schlagspuren auf der Mitte, ein bronzenes Kapselberlock (2 n), endlich bronzene Riemenbeschläge (2 k, 2 m).

Zu besserer Veranschaulichung der sinnreichen Bauart der germanischen Schilde sei hier der Querschnitt durch die Mitte eines rekonstruierten Schildes etwa vom Ende des 2. Jahrhunderts beigefügt, bei dem die einzelnen Bestandteile durch die Schraffierung unterschieden sind (Abb. 23). Der mit sehr hohem Kragen und sehr hoher, lang ausgezogener Spitze versehene eiserne Mittelbuckel hat eine vorwiegend ostgermanische Gestalt. Sein Rand ist mittels Nägeln von oben her auf das hölzerne Mittelbrett des Schildes angenietet, was auf dem Bilde nicht dargestellt werden konnte. Unterhalb des runden Ausschnittes des Mittelbrettes befindet sich der hölzerne Handgriff mit der ihn festigenden eisernen oder bronzenen „Schildfessel". Diese ist an beiden Enden durch zwei Nieten von unten her mit dem Handgriff wie mit dem Schildbrett verbunden. Die oberhalb des Brettes heraustretenden Spitzen der äußeren Nieten der Fessel sind mit zierlichen bronzenen Muttern befestigt, die in ihrer Form die westgermanische Art wiedergeben.

Reicher war die Waffenausrüstung im 3. und 4. Jahrhundert, besonders bei den Ostgermanen. Wir kennen diese in einzigartiger Vollständigkeit aus den Opfergaben, die in den berühmten Moorfunden



Abb. 24. Ostgermanischer Reiter und Fußkämpfer aus der Zeit von 300—400 (nach S. Müller)

Nordschleswigs und Dänemarks aus dem 3. bis 5. Jahrhundert zutage gekommen sind. Die in Abb. 24 gegebene Wiederherstellung der Kriegsausstattung gründet sich hauptsächlich auf die Gegenstände, die

das Kieler Museum aus dem Thorsberger und dem Nydamer Moor in Nordschleswig besitzt, sowie das Kopenhagener Museum aus dem auf Fünen gelegenen Vimoor.

Das Haupt des Reiters schmückt ein silberner Helm, der auf der Abbildung einem Stück des Thorsberger Moorfundes nachgezeichnet ist. Der Thorsberger Helm ist einer römischen Gesichtsmaske nachgebildet worden, doch fehlt ihm das Einsatzstück, das nur Augen und Mund frei ließ und das auf dem Reiterbild frei eingefügt worden ist. Rückwärts angefügt ist dem Gesichtsteil aber eine durchaus im germanischen Stile gearbeitete, aus Silberbändern bestehende Kopfkappe und ein silbernes, in demselben Stile gearbeitetes rahmenförmiges, durch einen Niet an der Gesichtsmaske befestigtes Verbindungsstück zwischen Kappe und Gesichtsmaske.

Die Vorbilder für den Ärmelrock und die Hosen der beiden Krieger hat gleichfalls der Thorsberger Fund geliefert, eine vollständige Ringbrünne aber, wie sie der Reiter über dem Rock trägt, der Vimoorfund. Eine solche vollständige Brünne, wie sie außerhalb der Moorfunde nur äußerst selten in germanischen Gräbern vorkommt und nur als fürstliches Prunkstück angesehen werden kann, besteht aus etwa 20000 Eisenringen, die reihenweise abwechselnd teils zusammengeschmiedet, teils genietet sind, in der Art, daß jeder Ring immer mit vier Nachbarringen verkettet ist. Man hat berechnet, daß die Zeit zur Herstellung einer solchen Brünne für einen einzigen Arbeiter auf ein ganzes Jahr sich belaufen haben würde.

Am dünnen runden Holzschilde bemerkt man wiederum die Bronzeeinfassung des Randes mit den nach innen gerichteten Ösen und den Stangenschildbuckel mit starker Verbreiterung der Stangenspitze: letzteres eine besondere ostgermanische Form. Daneben kommt in der späten Kaiserzeit, wenn auch seltener, noch eine zweite Art der Befestigung der Schildrandbeschläge vor, bei der keine Nietösen vorgesehen, sondern die Nieten von oben her durch das Blechband in die Schildbretter hineingetrieben worden sind. Ein Wiederaufleben der alten Latèneformen zeigt sich hier insoweit, als der Rand des Schildbuckels wieder sehr breit wird, der Buckel selbst eine breite, flach konische Form annimmt und flache Nietköpfe erhält.

Lanzenschäfte haben in sehr reichem Maße die Funde aus dem Vimoor und dem Nydammoor enthalten. Eschenholz wurde für die Schäfte, die bis 3 ½ m Länge erreichten, bevorzugt. In der Mitte war die Wurfschlinge angenagelt. In den Gräbern finden sich meist zwei Lanzen als Beigabe niedergelegt; daher trägt der Reiter des Bildes auch zwei Spieße, eine Stoßlanze und einen mit langen Widerhaken versehenen Wurfspeer, letzterer eine ausschließlich germanische Erscheinung.

Die ostgermanischen Stoßlanzen, besonders die wandalischen und burgundischen, des 3. und 4. Jahrhunderts kehren in ihrer Form zu

kreisförmigen Platten und sind mit kleinen kugeligen Köpfen gekrönt (Abb. 35, Vimoor). Der Bronzestuhl erhält oft viele kleine Vorsprünge und Zwickel, die mit Scheinnieten besetzt werden.

Ein besonderes Prachtstück eines solchen Sporns lag in einem reichen Frauengrabe von Hagenow (Abb. 36). Sein goldener Stuhl ist mit einem Kranz filigranverzierter Nieten umgeben und diese wieder

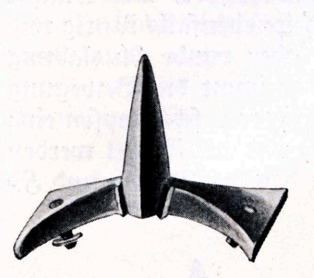


Abb. 34. $^{3}/_{4}$. Bronze. Körchow, Mecklenburg. Stuhlsporn, I. Jahrh.

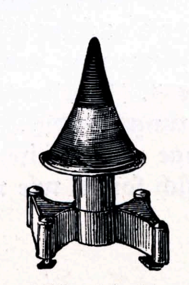


Abb. 35. $^{1}/_{2}$. Vimoor, Fünen. Bronze mit Eisenstachel (nach Engelhardt)

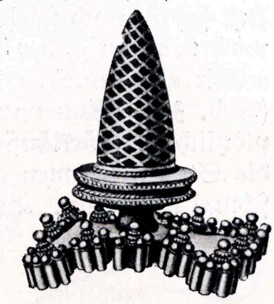


Abb. 36. $^{3}/_{5}$. Hagenow, Mecklenburg. Golden mit silbertauschiertem Eisenstachel (nach Beltz)

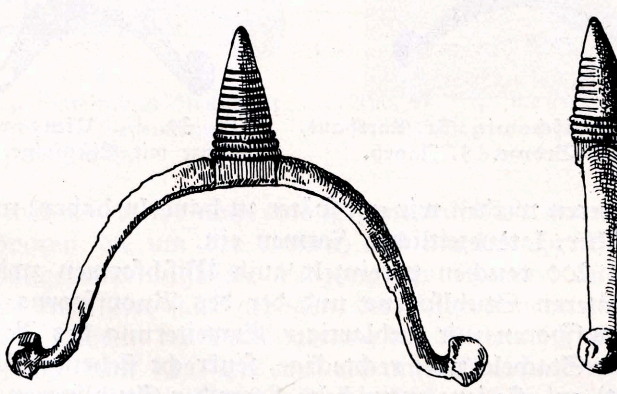


Abb. 37. $^{2}/_{3}$. Kirpehnen, Kr. Fischhausen (Ostpreußen). Eisen mit Bronzezier. Knopfsporn, I. Jahrh.

je von einem Kreise kleiner Scheinnieten. Der Eisenstachel ist am Fuß mit verzierten Ringwulsten eingefaßt und trägt ein Gitter tauschierter Silberfäden.

Bei den Ostgermanen hat sich während des I. Jahrhunderts die ursprüngliche Form des latènezeitlichen Knopfsporns fortgebildet: die Knöpfe werden nun kleiner und halbkugelig, der Stachel wird kürzer, dicker. Der Bügel wird länger und stärker und seine bisher flachbogigen Schenkel greifen weiter herum und umschließen einen etwa halbkreisförmigen Raum (Abb. 37). Nur die verzierten Stücke, die auf

West- und Ostpreußen beschränkt sind, bei den Wandalen aber ganz fehlen, sind oft aus Bronze, alle unverzierten stets aus Eisen.

Im 2. Jahrhundert kehrt der ostgermanische Knopfsporn wieder zur flachgebogenen Bügelform zurück, seine Schenkel nehmen ständig zu an Dicke und Breite, und auch der Stachel wird immer gedrungener, kürzer und dicker, so daß er schließlich hohl gearbeitet wird. Diese Entwicklung setzt sich in noch stärkerem Maße im 3. Jahrhundert fort. Der Stachel wird vierkantig, der Bügel wird auf der Oberseite ebenfalls kantig und erhält eine mittlere seitliche, entweder eckige oder runde Ausladung (Abb. 38). Gegen Ende des 3. Jahrhunderts nimmt die Bewegung plötzlich eine rückläufige Richtung an; die Knopfsporen schrumpfen ein; die Stachel nehmen an Länge und Breite ab, und die Bügel werden schmal und dünn. Es stellt sich somit, wie wir das bei Waffen und Fi-

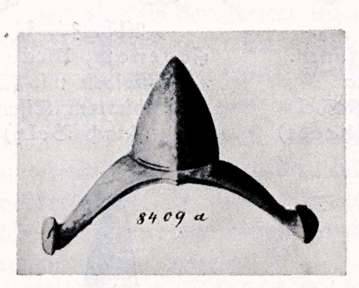


Abb. 38. 3/5. Mischischewitz, Kr. Karthaus, Westpreußen. Bronze. 3. Jahrh.

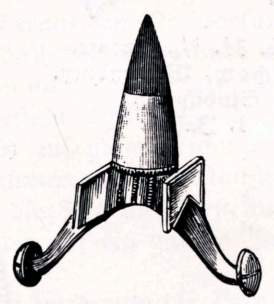


Abb. 39. 1/2. Vimoor, Fünen. Bronze mit Eisenspitze. Um 200

beln (von letzteren werden wir erst später zu handeln haben) wissen, ein Aufleben früher, latènezeitlicher Formen ein.

Um etwa 200 tauchen vereinzelt auch Mischformen zwischen der Form des späteren Stuhlsporns und der des Knopfsporns auf. Es sind das Knopfsporen mit stuhlartiger Erweiterung des Bügels, der beiderseits des Stachels zwei rechteckige, senkrecht stehende Platten erhält (Abb. 39), wie sie jene entwickelte Form der Stuhlsporen aufweist, deren Stuhl nur noch aus zwei schmalen Querstangen besteht (vgl. oben Abb. 20).

Im 4. Jahrhundert stirbt der Knopfsporn insoweit ab, als sich nun seine Knöpfe teils in Knebel, teils — dies seltener — in auswärts umgebogene Haken verwandeln.

Der eigentliche Nachfolger des Knopfsporns am Ende des 3. Jahrhunderts war indes der Nietsporn, der aber auf Ostpreußen und Mittelgermanien beschränkt blieb. In Ostpreußen werden die bisherigen Knöpfe anfangs einfach durch Nieten ersetzt; im 4. Jahrhundert aber verdrängte hier die provinzialrömische Art der Nieten an runden Scheiben die einheimische Art. Bei dem sehr schlanken zierlichen

ostpreußischen Stück in Abb. 40 sind aber außer den beiden Bügelnieten noch zwei weitere Nieten an kreuzförmigen Fortsätzen angebracht, und ihre zarten Innenknöpfe sind krückenförmig, also noch in der Art, wie sie bei entwickelten Stuhlsporen üblich ist. Sonst herrscht hier, wie in Mittelgermanien ausnahmslos, die rein provinzialrömische Form mit zwei Bügelnieten und einem dritten Niet auf einem senkrechten Mittelast; doch alles dies in einheimischer Nachahmung, wie die silbernen Prachtsporen des Elb-Saalegebietes zeigen, die oberhalb der Nietplatten durch Perldrahtringe in germanischer Gold- und Silberfiligranarbeit verziert sind, so die aus einem überaus reichen Grabe von Leuna bei Merseburg stammenden beiden Stücke (Abb. 41).

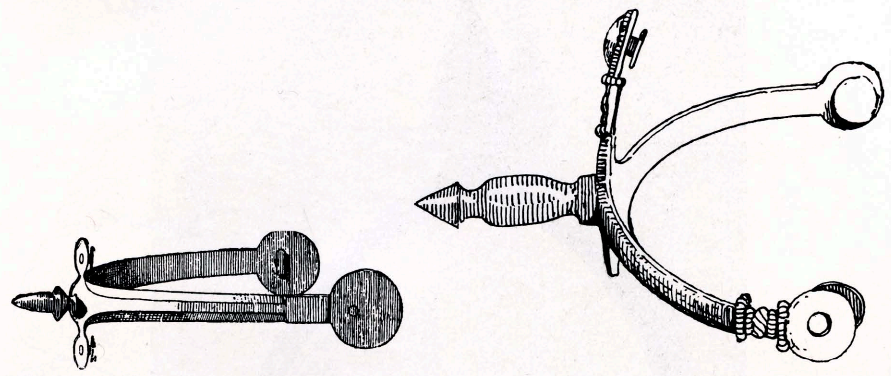


Abb. 40. 1/2. Sammlung Blell in der Marienburger Ordensburg. 4. Jahrh.

Abb. 41. 1/1. Leuna, Kr. Merseburg. Silber mit geperltem Golddraht (nach Jahn). 4. Jahrh.

Zu erwähnen bleibt noch eine Eigentümlichkeit mancher ostgermanischer Sporen, die um 200 einsetzt, daß nämlich ihr Bügel eine ungleiche Länge und ungleiche Biegung der Schenkel aufweist, wobei der kürzere Arm stets stark gebogen, der längere mehr gestreckt ist, der Stachel also nicht in der Verlängerung der Mittelachse des Fußes, sondern schief sitzt (Abb. 42). Der eben genannte Grabfund von Leuna hat bewiesen, daß diese Art Sporen so am Fuße befestigt wurden, daß der gestreckte Schenkel an der Außenseite des Fußes saß, der mehr gewölbte aber an der Innenseite heruntergriff. Der Stachel war demnach schräg auswärts vom Pferde abgekehrt, um es gegen eine vom Reiter ungewollte Berührung mit dem Sporn zu schützen.

Schließlich sei noch die Tatsache berührt, daß in den Gräbern nicht selten zwar nur ein einziger Sporn sich vorfindet, ganz überwiegend aber zwei Sporen erscheinen.

Wir sehen aber auch, daß zwar die Trutzwaffen der Germanen denen der Römer annähernd gleichwertig waren, daß aber ihre Schutzrüstung der römischen Panzerung gegenüber wenig in Betracht kam. Das lag aber nicht an einem Mangel der germanischen Eisentechnik, die vielmehr

sehr hoch stand, sondern allein am Stammescharakter und an der Kampfesweise der Germanen.

Ihre Absicht war, weniger den eigenen Körper zu schützen, als unbehindert und so rasch wie möglich den Gegner mit tödlichem Streiche zu treffen. Der alte preußische Heeresgrundsatz: Die beste Verteidigung ist der Angriff, ist nichts als ein Erbteil aus altgermanischem Blut. In dem schwergepanzerten Römer und dem ungeschützten offenen wagemutigen Germanen sehen wir zwei vollkommen verschiedene Wesensarten unversöhnt einander gegenüber. Hier von einem römischen Kultureinfluß zu sprechen, das vermochte bisher wohl der



Abb. 42. $^1/_1$. Rommerau, Kr. Schwetz, Westpreußen. Bronze

von der Sachforschung kaum berührte, rein auf literarischen Quellen von Griechen und Römern fußende Geschichtsforscher; ein Kenner deutscher Archäologie vermag heute für die ersten Jahrhunderte nur eine geringe Beeinflussung germanischer Zivilisation durch die Berührung mit der provinzialrömischen Zivilisation des linken Rheinufers zuzugestehen. Erst nachdem die Franken über die Grenze Altgermaniens hinaus in Gallien sich festsetzten, das sie allmählich bis zum Seineflusse besiedelten, spüren wir bei ihnen einen merkbaren Einfluß der vor ihnen dort im Lande entstandenen gallorömischen Zivilisation.

Daß dem toten Reiter sein Roß auf den Scheiterhaufen nachfolgte, wissen wir durch Tacitus. Als im 3. Jahrhundert die Sitte der Körpergräber stärker aufkam, muß das getötete Pferd zu dem Krieger ins Grab gesenkt worden sein. Doch sind derartige Funde äußerst selten,

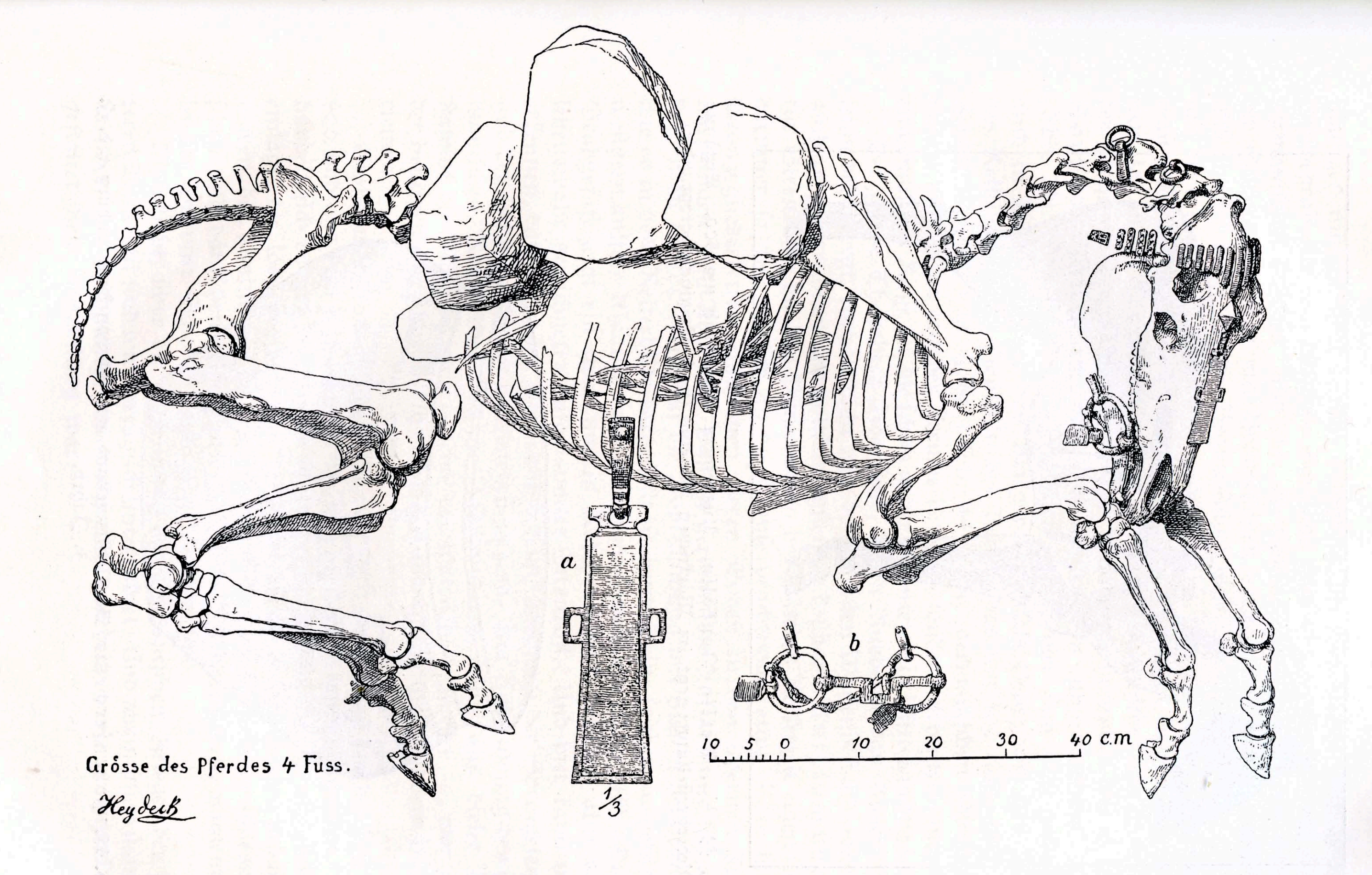


Abb. 43. Kl. Fließ, Kr. Labiau, Samland, Ostpreußen: Pferd unter Steinlage in einem Hügelgrabe. Sonderabbildungen: a Die Nasenschiene, b Die Trense

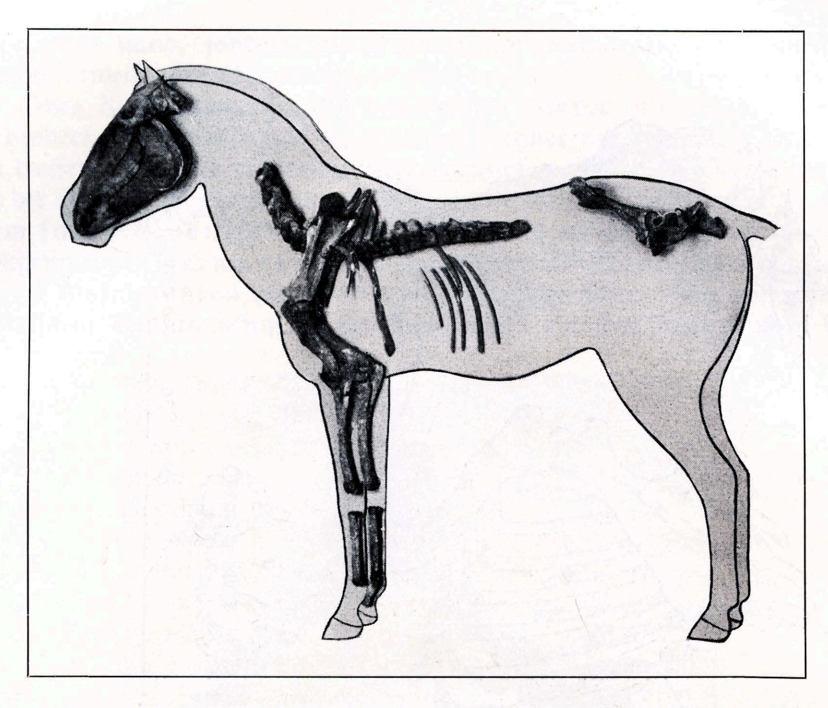


Abb. 44. $^1/_{23}$. Berlin-Neukölln. Aus einem Reitergrab um 500. Ergänzte Wiederherstellung; jetzt im Märkischen Museum (nach Originalphotographie)

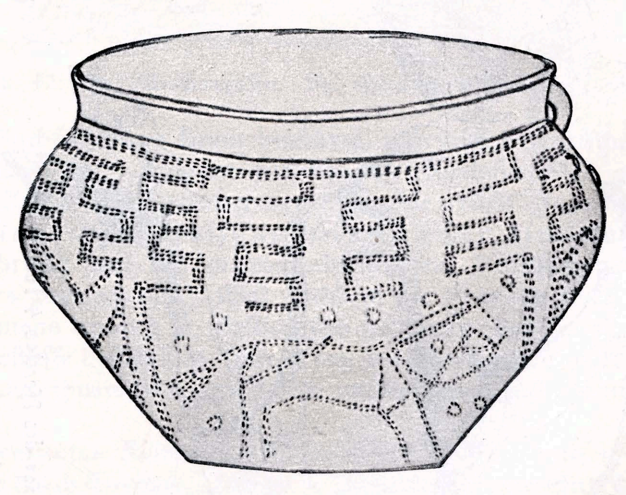


Abb. 45. Hohenferchesar, Kr. Westhavelland, nördlich von Brandenburg a. d. H. 3. Jahrh.

häufiger nur in Ostpreußen, besonders im Samlande. Ein solches Pferdegrab aus dem östlichen Samland zeigt uns die Ausrüstung eines germanischen Pferdes (Abb. 43), wenigstens insoweit, daß wir sehen: der Stirnriemen war mit Bronzestäben verziert, die winklig geknickte Eisentrense hatte große Bronze-Zügelringe (Sonderabbildung in b) und die bronzene Nasenschiene (größere Abb. in a), über deren Stellung man trotz ihres öfteren Vorkommens bis dahin nicht sicher unterrichtet war, lag in der Tat mitten auf der Nase und hing nicht etwa in störender Weise vor den Nüstern und dem Maule lose herunter, wie es noch Sophus Müller in seiner Rekonstruktion angenommen hatte (Abb. 24). Das Pferd von Kl. Fließ ist nur vier Fuß hoch gewesen; auch in Dänemark war das Kriegsroß damals klein; und das Pferd des Reitergrabes in Neukölln bei Berlin, das um 500 fällt, war ein Hengst von 1,40 m Höhe (Abb. 44). Die germanischen Streitrosse waren nicht etwa aus der Fremde bezogen, sondern gehörten einer alteinheimischen Rasse an, die schon in der Bronzezeit in Mitteleuropa lebte.

Der große Thorsberg-Moorfund, dessen Ausbeute das Kieler Museum beherbergt, enthält nicht nur den reichsten Waffenbestand, sondern auch am zahlreichsten und vollständigsten die kostbaren Aufzäumungen für Streitrosse, die den Ostgermanen der späteren Kaiserzeit eigen sind: darunter solche, wo sich an die Trense prachtvolle, etwa ½ m lange Bronzegliederketten anschlossen, deren Enden in den ledernen Zügel übergingen (vgl. Abb. 24). Daß die germanische Aufzäumung sich aber doch nicht in der Weise auf die Kopfzäumung mit Zügeln beschränkte, wie es in dem Reiterbilde dargestellt ist, beweist eine sauber ausgeführte westgermanische Mäanderurne aus dem Havellande (Abb. 45). Dieses Grabgefäß zeigt ein zwar nur in Rädchentechnik, dennoch aber recht lebenswahr gezeichnetes aufgezäumtes Streitroß. Und hier kann man erkennen, daß außer der Mähne und dem Zügel auch der Springriemen und der Schwanzriemen klar dargestellt sind. Die Aufzäumung des germanischen Reitpferdes des 3. Jahrhunderts, denn aus dieser Zeit stammt die Mäanderurne — eine der spätesten ihrer Art —, war also der heutigen sehr ähnlich. Es fehlt hier indes der Sattel mit dem Bauchriemen.

Einheimisch germanische Reste von Sätteln sind erst aus der Zeit um 400 und aus dem beginnenden 5. Jahrhundert bekannt geworden. Es handelt sich da um prachtvolle Sattelbeschläge von Bronze mit Silbereinlage, die losgebrochen von den Sätteln, in Opferfunden enthalten waren, die, ähnlich wie die allerdings unvergleichlich reicheren schleswigschen und dänischen Moorfunde, in schwedischen Mooren, namentlich in der Provinz Schonen, zutage gekommen sind.

Man sieht, über die Ausrüstung der germanischen Krieger der späteren Kaiserzeit sind wir vorzüglich unterrichtet. Und wir müssen staunen darüber, wie reichhaltig, wie vorzüglich gearbeitet, wie geschmackvoll gestaltet diese Ausrüstung war.

3.

Frühgermanisches Seewesen, Schiffsbau

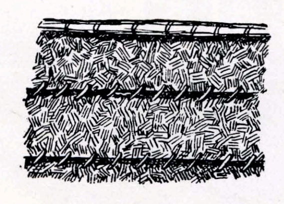
Weitblick und wagenden Mut
schafft uns das wogende Meer

Wir hatten bei der Vergleichung des germanischen mit dem römischen Krieger das Kriegswesen zu Lande im Auge. Wie aber steht es mit dem Seewesen? Daß die Römer eine Flotte hatten, weiß jeder; ebenso aber auch, daß sie als Seefahrer nie über schülerhafte Anfänge hinausgekommen sind. Sie schufen sich ihre Flotte unter militärischem Zwange erst in den Punischen Kriegen und handhabten sie vermöge der Enterhaken mehr als fahrbare Brücken, denn als hurtige gewandte Schiffe. Von einer friedlichen Zwecken dienenden Handels- und Transportflotte Italiens im Altertum ist nichts bekannt.

Hatten die Germanen nun auf der See den Römern etwas Gleichwertiges entgegenzustellen? Da lächelt vielleicht mancher zunächst, aber ganz mit Unrecht. Es gibt kein indogermanisches Einzelvolk, das eine solche Menge uralter Bezeichnungen besäße für Meer, Fischerei, Schiffe und Seefahrt, für Himmels- und Windrichtungen, kurz alles, was im und am Meere lebt und webt, wie die Germanen. Manche dieser anderen Völker sind geradezu wasserscheu, wie die Slawen, im Grunde auch die Italiker. Besser ist es wohl in Frankreich und Irland gewesen zur Zeit der alten Kelten; aber bis heute noch mangelt dort eigentliche Seetüchtigkeit, wenn man von den erst gegen Ende der germanischen Völkerwanderung aus England nach der Bretagne übergesiedelten Bretonen absieht. Und wenn Spaniens Seefahrt einen kurzen glanzvollen Aufschwung nahm am Ende des Mittelalters, so kam dieser auf die Rechnung einzelner Ausnahmemenschen, nicht auf die der Gesamtheit des Volkes. Nur im alten Griechenland blühte eine der germanischen ähnliche Seeschiffahrt, aber sie war kein Besitz aus griechischer Vorzeit, sondern als Erbe von der alten nichtindogermanischen Vorbevölkerung kretisch-mykenischer Kultur mit übernommen worden. Ungemein zahlreich sind die ur- und gemeingermanischen Ausdrücke für See und Seelandschaft; Seetiere, Fanggeräte, Schiffe und Schiffsteile, deren früheste Belege aus dem Niederdeutschen, Niederländischen und Angelsächsischen stammen, die aber den nach Oberdeutschland sich ausbreitenden Germanenstämmen, die alle Erinnerungen an das Meer verloren, abhanden kamen und daher in den oberdeutschen Mundarten fehlen. Solche Worte sind: See, Haff, Hafen, Flut, Woge, Sturm, Klippe, Strand, Sund, Holm,



Landgut Hirschsprung (dänisch: Hjortspring) bei Stevning auf Alsen zutage gefördert worden. Es enthielt als Beigabe zahlreiche Waffen, darunter 140 eiserne Lanzenspitzen, 30 knöcherne Lanzenschuhe, Teile langer hölzerner Lanzenschäfte, 8 einschneidige Schwerter, 50 rechteckig-längliche Holzschilde, meist aus Ahorn und mit hölzernem, schmalrautenförmigem Mittelbuckel, der mit Harzmasse auf der Schildplatte befestigt ist und den darunter angebrachten hölzernen Handgriff verdeckt, viele Kettenpanzer, außerdem gedrechselte Teller, Dosen und große Holzgefäße, Bootseile, Harzmasse zur Kalfaterung und Haustierskelette. Es liegt hier also ein noch weit früherer Beleg als bei Nydam für die Sitte vor, die feindliche Beute in einem feindlichen Schiffe vielfach zerstückelt auf dem Moorboden als Opfer für die Götter niederzulegen. Eine Wiederherstellung des sehr stark mitgenommenen, etwa 13 m langen Bootes ist vom Kopenhagener Museum



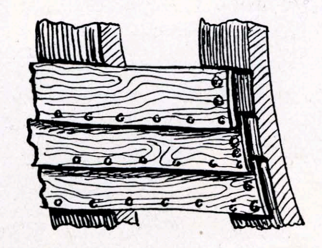


Abb. 47.
Genähte Rindenstreifen — Klinkerbau

noch nicht gewagt worden. Der eigentliche Bootraum wird 10—11 m lang, 2 m breit und 0,60 m tief gewesen sein. Sein Rumpf besteht aus fünf bis ½ m breiten Planken aus Lindenholz, die an den Rändern mit dünnen Stricken aneinander „genäht" sind. Die Löcher für die Stricke sind mit Harz verkittet. Auch hier sind, wie noch beim Nydamboot, die „Klampen" oder „Knaggen" mit den Planken aus demselben Balken herausgehauen worden und mit den Spanten ebenfalls durch schlanke Haselstauden verbunden. Die Spanten bestanden nur in einem System von Rippen aus Haselästen. An den zehn Duchten (Ruderbänken) war Raum für zwanzig Ruderer. Die Reling bot für die Ruder keine Stützpunkte, das Boot muß also mit kurzen, 1½ m langen „Pageien" durch Paddeln fortbewegt worden sein, also genau noch wie in der Bronzezeit. Das Steuerruder hatte eine breite Schaufel. Die beiden Steven waren an der Reling wie am Boden geschnäbelt. An dem ganzen Boot befindet sich nicht die geringste Verwendung von Nägeln oder von Metall. Die ganze außerordentlich leichte Bauart dieses Bootes, die Bindung der Teile durch Schnüre und Stricke, das „Nähverfahren", die Verwendung schlanker Haselstauden, die außerordentliche Breite der Planken (bis ½ m) zur Aussteifung sind noch deutliche Überbleibsel aus der Zeit, da die Boote noch nicht aus Holz,

sondern aus zusammengenähten Fellen oder Streifen von Birkenrinde gebaut wurden (Abb. 47). Weist doch noch der altnordische Ausdruck súð „Plankennaht“ (von súja „nähen“) auf die Zeit zurück, als man die Planken nicht mit einzelnen Nägeln, sondern mit einem fortlaufenden Faden oder Draht aneinander band. Ja unsere heutige Schiffersprache bewahrt noch in dem Ausdruck „hecht und dicht“ („hecht“ abgeleitet von „heften“) dieselbe Erinnerung. Die hohe Bedeutung des Bootes von Hirschsprung liegt in der Tatsache, daß es das überhaupt älteste erhaltene Seeboot der Welt ist, denn es stammt zwar nicht aus

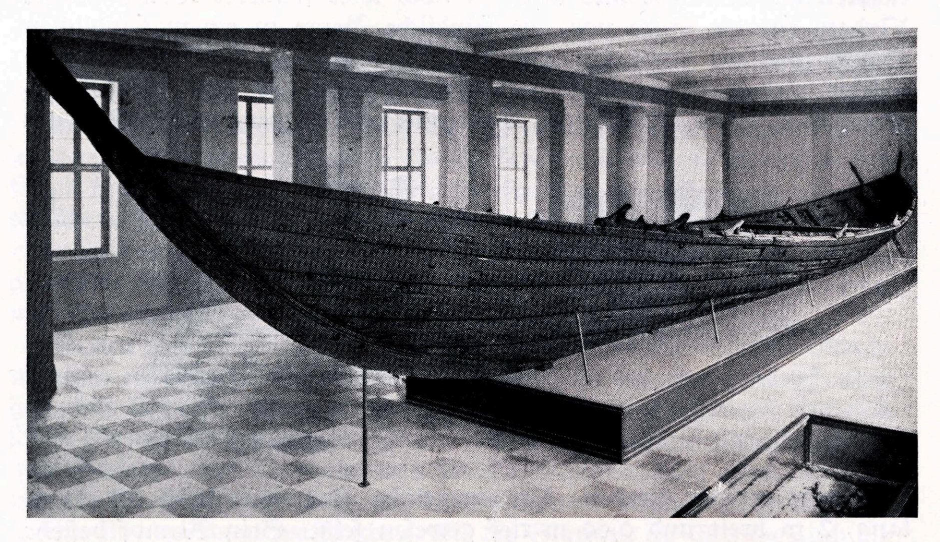


Abb. 48. Das Boot von Nydam, Schleswig. Museum schleswig-holsteinischer Altertümer, Kiel (nach Rothmann)

der Mitte des letzten Jahrtausends, wie nordische Forscher glauben, aber doch aus dem letzten Jahrhundert v. d. Ztr.

Das Nydamboot, auf das wir hier zurückkommen und das wir nun näher betrachten wollen (Abb. 48), ist aus Eichenholz, 22,84 m lang, mittschiffs 3,26 m breit, 1,02 m hoch und hat 15 Duchten oder Ruderbänke, also 30 Ruder. Als Kiel dient eine durchlaufende, 14,3 m lange kräftige, mit besonderer Sorgfalt bearbeitete, an den Enden ausgehöhlte Bodenplanke, an die beiderends die weit vorschießenden, bis 2,14 m hochgehenden Steven mittels Überlappung und mit 2 Holznägeln angelascht sind. Die Zeichnung des Durchschnitts des Bootes (Abb. 49) zeigt, daß diese Mittelplanke noch plankenartig flach und durchaus noch kein eigentlicher scharfer Kiel ist. Zu beiden Seiten dieser Kielplanke laufen je 5 Bordplanken, die Klinkerbau zeigen, d. h. sie greifen dachziegel- oder schuppenartig übereinander und sind aneinander mit etwa 6000 Eisennieten befestigt, die außen die für eine solche Verbindung

allein zweckmäßigen breiten Köpfe und innen Nietbleche zeigen. Die Spalten sind durch Wollzeug und Teer gedichtet. Im Innern sind die elf Planken so behauen, daß an allen Stellen, wo die Querrippen des Schiffs den Längsplanken anliegen, Querreihen von Paaren länglicher Klötze, „Klampen" oder „Knaggen", an der Planke stehengeblieben sind. Diese Knaggen haben je zwei Löcher; ebenso haben die 19 Querrippen oder Spanten des Schiffes, die aus natürlich gekrümmtem Eichenholz hergestellt sind, entsprechende Löcher, damit sie an die Knaggen mittels Bastschnüren fest angebunden werden konnten (Abb. 49). Die Knaggen stehen etwa um die Dicke der Planken aus diesen heraus; die Planken samt den Knaggen mußten also aus der

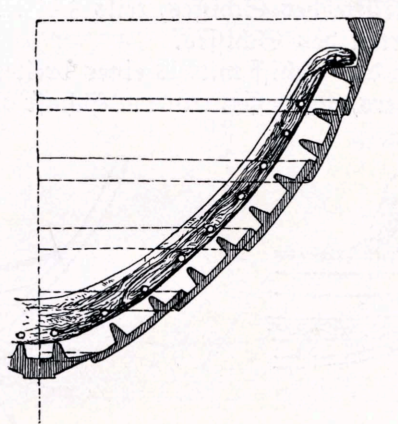


Abb. 49. Halber Durchschnitt des Nydamboots. Unten die flache Kielplanke, seitwärts die vier Seitenplanken, oben die Relingsplanke, alle mit zwei Knaggen. Darüber eine Spante mit den Löchern für die Schnüre, die auch durch die Knaggenlöcher liefen

doppelten Dicke herausgehauen werden, was bei Eichenholz nicht nur einen großen Holzreichtum voraussetzte, sondern auch den Aufwand einer ungeheuer mühsamen Arbeit notwendig machte, zumal hierbei sehr leicht Ausschuß entstehen konnte. Diese Art lockere Verbindung der Spanten mit den Planken macht das Schiff bei hohem Wellengang oder in der Brandung sehr geschmeidig. Vielleicht wollte man daneben noch dem Übelstande vorbeugen, daß etwa das Eintrocknen des Holzes zum Leckwerden führte, was bei einer starren Verbindung der Holzteile leicht geschehen konnte. Mitten in der Kielplanke befindet sich ein Loch zum Ablassen des Bodenwassers, wenn das Schiff aufs Land gezogen wurde. Auf dem Wasser wurde das Loch mit einem Holzpfropfen geschlossen. In beiden Steven befanden sich dicht über der Wasserlinie je zwei Löcher zur Befestigung der Taue, wenn das Schiff an Land gezogen werden sollte. Die Duchten (Ruderbänke) waren an ihren gespaltenen Enden auf die besonders starken Knaggen der Relingsplanke festgenagelt. Außerdem waren sie durch senkrecht abwärts gehende Stäbe ge-

stützt, die in die Oberseite der Spanten verzapft sind. So bilden Spanten, Duchten samt ihren Stützen einen festen Rahmen, der das Schiff sowohl in der Quere wie nach unten hin kräftig aussteift. Als Ruderlager dienten — völlig abweichend von der heutigen Dolleneinrichtung — längliche Hölzer mit einem nach vorn aufsteigenden Ast, der ein Loch hat für einen Riemen zum Festhalten des Ruders. Die Hölzer der Ruderlager waren nur angebunden, damit sie, sobald Rückwärtsfahren notwendig wurde, umgekehrt werden konnten. Der gewölbte Boden des Schiffes war wahrscheinlich mit einer Steinlage gefüllt, die mit Reisiggeflecht bedeckt war: so war sowohl für den nötigen Ballast, wie für die eben so nötige Fußstützung der Ruderer gesorgt. Die Ruder waren teils 3 m lang, dies für die Mitte des Schiffes, teils 3 ½ m lang, dies für den Vorder- und Hinterteil des Schiffes.

Gesteuert wurde das Schiff mittels eines breiten, schaufelförmigen, 3,20 m langen Ruders, auf dessen rundem Schaft oben ein vierkantiger

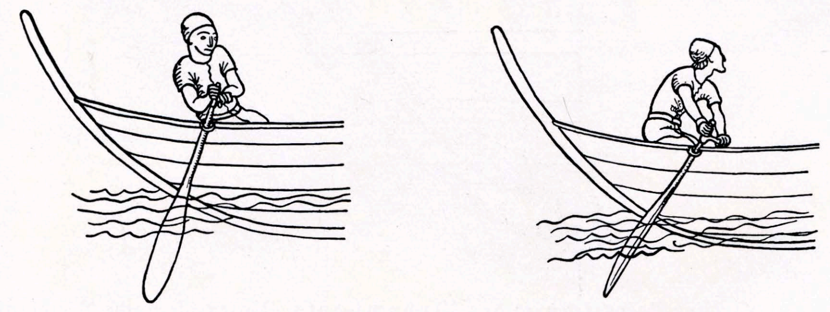


Abb. 50. Das Boot dreht nach Steuerbord Abb. 51. Das Boot dreht nach Backbord

Abb. 50 u. 51. Steuerruder des Nydamer Bootes (nach W. Vogel). Die Befestigung des Steuerruders an der Schiffsseite ist hier unvollkommen dargestellt

Zapfen aufgestülpt war, der in zwei kleine Arme auslief, einen senkrechten in der Richtung des Schaftes und einen waagerechten quer zur Schaftrichtung. Am senkrecht aufsteigenden Arm hielt der Steuermann das Ruder in der richtigen Stellung, mit dem waagerechten bewirkte er die Drehung des Schaufelblattes (Abb. 50 u. 51). Befestigt war das Steuerruder durch Aufhängen auf Steuerbord mittels eines Taues, das durch ein im Schaufelblatt befindliches Loch gezogen war, sowie mittels eines Riemens, der etwa um die Mitte des Schaftes gelegt war, diesen eng an die Reling band und so in der richtigen Stellung zu ihr hielt. Das Ruder war somit nur um seine senkrechte Achse drehbar. Es hing, wie es auch später noch bis zum 13. Jahrhundert nicht anders üblich war, stets an der rechten Seite des Achterstevens, so daß der Steuermann, der mit beiden Armen arbeiten mußte, der linken Schiffseite den Rücken („Back") zuwendete. Daher stammen die heute noch üblichen Bezeichnungen „Steuerbord" und „Backbord" für rechte und linke Seite des Schiffes. Aus der noch unvollkommenen Art der Verbindung des Steuerruders

mit dem Schiff erhellt, daß beim Nydamboot eine Übergangsstufe vorliegt in der Entwicklung vom ganz losen Steuerruder zum festen Seitensteuerruder, wie es die Wikingschiffe besitzen.

Eine Schwäche in der Bauart des Schiffes ist die zu geringe Aufsteifung in der Längsrichtung, die durch die Kielplanke nicht genügend gesichert erscheint. Doch wird dieser Mangel einigermaßen aufgehoben dadurch, daß die Seitenwände recht steil von der Kielplanke aus ansteigen und so ein allzu starker Druck gegen den Schiffsboden vermieden wird. Erst den Wikingern gelang die vollendete Bauart, einem Schiff

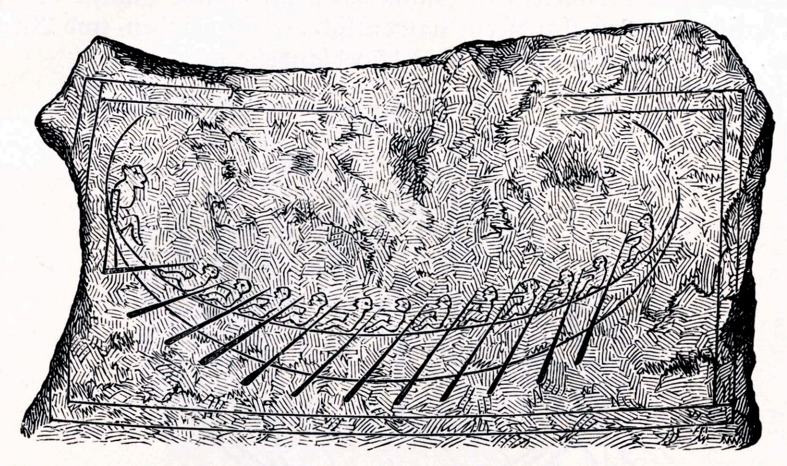


Abb. 52. Häggeby in Upland, Schweden. Museum Stockholm. Um 500. Das Steuerruder ist hier fälschlich auf der linken Bootseite gezeichnet

von gleicher Länge wie das Nydamboot eine um 2 m größere Breite zu geben.

Trotz alledem macht das Nydamschiff auf den Beschauer, auch den schiffstechnischen Fachmann, einen gewaltigen Eindruck. Diese Bewunderung wird geweckt teils durch seine starke, schwere Bauart, teils durch die Verwendung eines ausgesuchten, mächtigen Baustoffes, der dem Schiffe das Gepräge einer Arbeit von höchster Güte verleiht.

Seit 1928 ist es in einem eigens dafür gebauten Raume des Kieler Altertumsmuseums untergebracht worden.

Ein zweites derartiges Boot, aus Kiefernholz, wurde zu gleicher Zeit im Nydammoor gefunden, ist aber in den Kriegswirren des Jahres 1864 leider untergegangen. Es war nur insofern anders gebaut, als es am Kiel vorn und hinten einen eisenbeschlagenen Rammsporn hatte. Dieses zweite Nydamboot hat hierin noch eine starke Erinnerung an die alte Art, den Steven und die Enden der Kielplanke zu gestalten, wie sie im Boote von Hirschsprung und noch deutlicher in den Booten der bronzezeitlichen Felsenzeichnungen zu erkennen ist.

Eine schwedische Zeichnung auf einem Stein aus der Kirche von Häggeby in Upland aus der Zeit um 500 zeigt uns ein dem Nydamboot ganz gleiches Fahrzeug (Abb. 52). Man bemerkt hier als besonders auffällig, wie steil die Ruder auf dem Wasser ruhen, ganz wie es beim Nydamboot gewesen sein muß. Auch hier brachte erst die Wikingzeit den letzten Fortschritt der Bautechnik, indem die Ruder nun nicht mehr über der Reling lagen, sondern durch Löcher in der drittobersten Planke hindurchgeführt wurden und so erst die richtige Höhe über dem Wasser erhielten.

Noch heute vermitteln in Schweden genau solche Schiffe den Verkehr auf den großen Landseen, namentlich als Gemeinden- und Kirchenboote, in Norwegen ebenso die „Nordlandsboote".

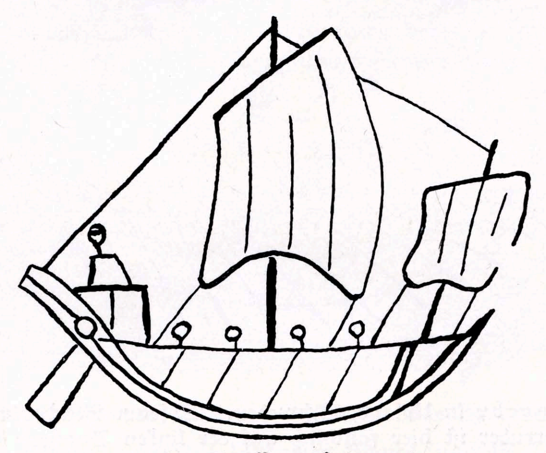


Abb. 53. $^{1}/_{1}$. Zeichnung eines Segelschiffes auf einem Knochen aus der Unterweser (nach v. Buttel-Reepen)

Wenn das Nydamboot und die altgermanischen Kriegsschiffe überhaupt kein Segel führten, so ist damit keineswegs gesagt, daß die Germanen das Segeln nicht gekannt hätten, wie bisher stets behauptet worden ist. Eine solche Annahme ist bei einem Volke, das der ganzen übrigen Welt seemännisch derart überlegen war, wie die Germanen, unmöglich. Auch hat kein Schriftsteller des Altertums so etwas behauptet. Ein Kriegsschiff mußte zu jeder Stunde und Minute dem Willen der Mannschaft gehorchen können. Das war aber nur bei Rudereinrichtung der Fall, während beim Segeln der Wind im entscheidenden Augenblick versagen konnte. Denn das Kreuzen und Lavieren, wiederum eine germanische Erfindung, war im Altertum noch unbekannt. So wäre Mast und Segel für ein Kriegsschiff meist nur Ballast gewesen; und die germanischen Schiffsbaukünstler wußten längst nur zu gut, daß eine der wichtigsten Eigenschaften eines guten Kriegsschiffes das möglichst geringe Eigengewicht, d. h. seine leichte Handlichkeit ist. Dagegen konnte ein Handelsschiff die Gelegenheit gün-

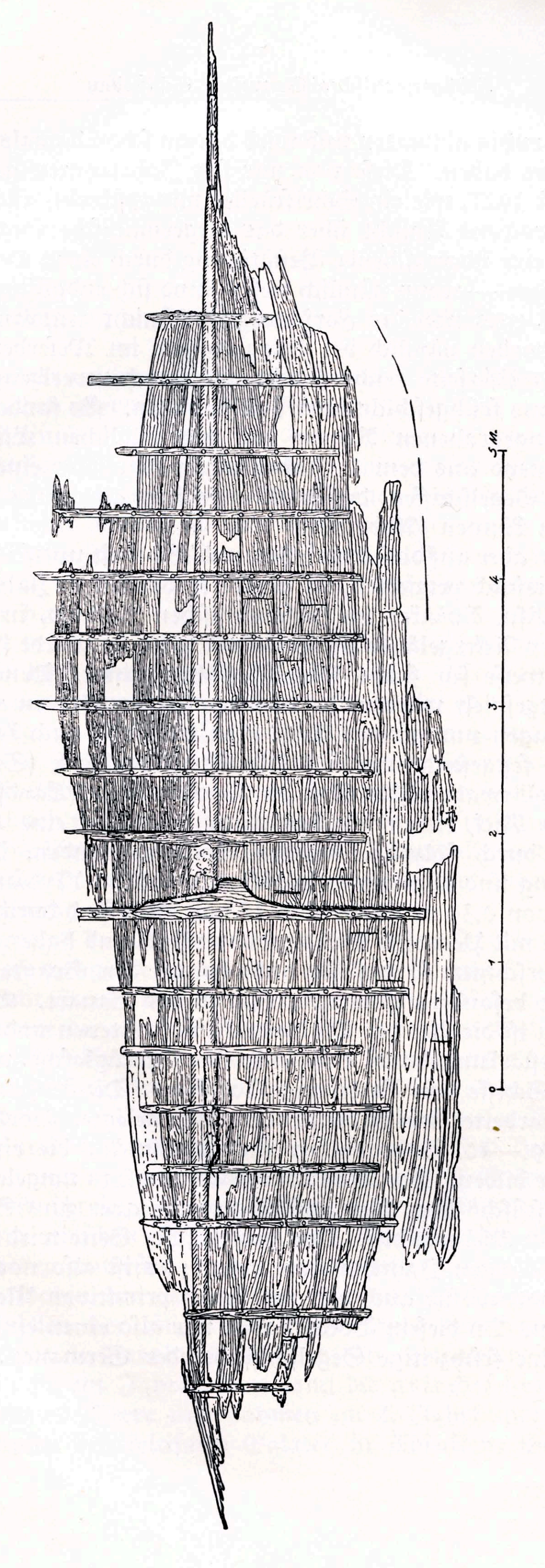


Abb. 53 a. Schiffrest von Galtabäck, Halland, Schweden (nach Arvid Enqvist)

stigen Windes ruhig abwarten und wird darum schon damals das Segel stets mitgeführt haben. Diese von mir seit Jahrzehnten gehegte und 1917 (nicht erst 1927, wie ein Schriftsteller mir zuschiebt) auch schon im Druck ausgesprochene Ansicht über das altgermanische Segeln scheint allerneuestens eine überraschende Bestätigung durch einen Denkmalfund erhalten zu haben — wenn nämlich dieser Fund sich endgültig als „echt" erweisen sollte, was von der Forschung noch nicht anerkannt werden kann. 1928 wurden nämlich bei Baggerungen im Weserbette auf der oldenburgischen Uferseite reiche Funde an Knochenwerkzeugen zutage gefördert, die aus frühgeschichtlicher Zeit stammen. Es fanden sich auch Stücke mit eingegrabenen Runen und mit bildlichen Einritzungen, letztere anscheinend aus dem 3. Jahrhundert, darunter eine mit Darstellung eines Segelschiffes, dessen Einzelheiten allerdings starke Bedenken erregen können (Abb. 53).

Wir können aber auf dieses nach Zeit und Echtheit zweifelhafte Denkmal als Beweisstück verzichten, da gerade in demselben Jahre 1928 zu Galtabäck, Ksp. Tvååker im südschwedischen Halland, in einem am Meere gelegenen Ackergelände ein Bootfund gemacht wurde (Abb. 53 a), der sichere Beweise für frühe Segelschiffahrt bringt. Dem Boote ist leider übel mitgespielt worden, da von den beiden Steven und beiderseitigen Bordlagen nur geringe Teile erhalten sind; auch konnte keine sichere Reling festgestellt werden. Die Steuerbordseite (Seeseite) hat nur 3—4 wohlbewahrte Planken, die Backbordseite (Landseite) 8 bis 9 Planken. Der Kiel, eichen wie das ganze Boot, hat eine Länge von 9,10 m und ist durch Holznägel mit dem Boote verbunden. Die Steven waren 1 m lang und abgerundet profiliert wie beim Nydamboot. Die Bordplanken von 0,30 m Breite und 25 mm Dicke sind durch Holznägel verbunden, die mit Pech und Sand gedichtet sind, und haben z. T. einen konkaven Querschnitt, so daß sie nicht fest an den Spanten anlagen. Es ist dies ein besonders primitiver Zug in der Bauart. Ein anderer primitiver Zug ist die Art der Verbindung von Steven und Kiel durch ein kurzes Verstärkungsband, eine senkrechte Schräglasche, wie bei dem norwegischen Schiffe von Berlevaag Nordfjord. Die Bodenbalken sind besonders zugearbeitet, um in die klinkermäßig gelegten Bordplanken zu passen. Am 9.—10. Bodenbalken sind Überstücke, die eine quadratische Mastspur bilden. Der Mast konnte achterwärts umgelegt werden. Der sog. „Mastfisch" liegt hier auffälligerweise quer zum Schiff, nicht längs, wie beim Osebergschiff. Von geologischer Seite wird das Galtabäckboot in die ersten Jahrhunderte gesetzt; es ist also noch älter als das Nydamboot, wofür auch die erwähnten primitiven Merkmale des Baues sprechen. In diesem Boote haben wir also einen einwandfreien Beweis für eine frühzeitige Segelschiffahrt der Germanen.

4.

Germanendarstellungen in antiker Kunst

Jetzt wollen wir uns erst einer weiteren Betrachtung des Verhältnisses zwischen Germanen und Römern zuwenden.

Es ist ein leichtes, auch auf den sonstigen Gebieten germanischen Lebens außerhalb des Kriegslebens in der sog. römischen Zeit die Selbständigkeit germanischer Kultur gegenüber römischer darzutun.

Hervorheben möchte ich aber hier zunächst, wie so ganz anders als die heutigen welschen Völker insgesamt, auch so ganz anders als wir selbst, das alte Rom von den Germanen gedacht und gesprochen hat.

Keiner der Feinde war im alten Rom annähernd so gefürchtet und zugleich so hoch bewertet wie die Germanen. Tacitus, bei dem uns eine zuweilen etwas romantisch gefühlvolle oder gesucht geistreiche Ausdeutung an sich richtig beobachteter Züge germanischen Lebens, germanischer Art und Denkweise vielleicht unsicher machen könnte, im Grunde aber doch nicht stören darf, steht mit seiner hohen Bewunderung unserer Ahnen nicht etwa als Ausnahme da, als unklarer weltstädtischer Gefühlsschwärmer für ein erträumtes Naturidyll, sondern ist als Mitglied höchster politischer und Adelskreise nur der Widerhall der öffentlichen Meinung Roms.

Darum sind die Germanen in den ersten Jahrhunderten auch so unzählig oft dargestellt worden und dies in einer Weise, daß es unser Herz nur mit Freude und Stolz erfüllen kann. Mit Freude — weil wir erkennen, wie die alten Bildhauer mit sichtlicher Liebe sich bemühen, den körperlichen Typus der Germanen in seiner ganzen stolzen Schönheit, ebenso ihre geistige Art und ihren seelischen Charakter zu voller Erscheinung zu bringen. Und Stolz soll beim Anblick dieser Bilder unser Herz schwellen, weil wir erkennen: Diese Gestalten sind Bein von unserem Bein, Blut von unserem Blut und damit auch Geist von unserem Geist.

Die erste breitere, nachhaltigere und geschichtlich gut bekannte Berührung zwischen Germanen und der Welt des Mittelmeeres erfolgte an der untersten Donau, im heutigen Rumänien und Besarabien, wohin der germanische Stamm der Basternen von den Weichselquellen her längs dem Außenrande der Karpaten schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. d. Ztr. gewandert war. Von hier bestürmten sie ein Jahrhundert lang die griechischen Kolonialstädte am Schwarzen Meere und nahmen im 2. Jahrhundert v. d. Ztr. an den Kämpfen der keltischen Galater in Thrakien, Griechenland und

Kleinasien teil, was schon oben im Kapitel „Germanen und Römer" kurz berührt wurde.

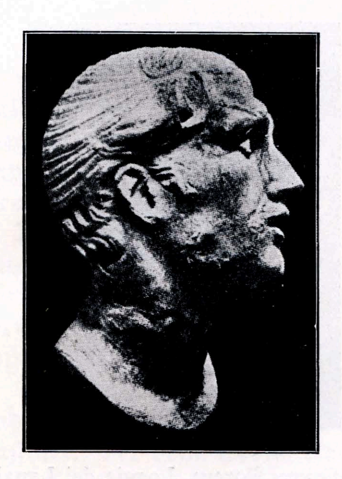
Aus dieser Zeit stammt die älteste Darstellung eines Germanen, die wir überkommen haben, zugleich eine der schönsten und die einzige, die wir dem Meißel eines echten griechischen Künstlers hellenistischer Zeit verdanken. Original, nicht verwässernde römische Nachbildung, wie die meisten griechischen Bildwerke, so wie wir sie heute kennen. Leider ist von der ganzen Gestalt nur der Kopf erhalten (Abb. 54).

Ein jugendlicher Basterne, schwer verwundet, sucht in schmerzlichem Aufstöhnen die schwindende Lebenskraft zu einem letzten Widerstande gegen das Unterliegen zusammenzuraffen. Der Ausdruck des Leidens hat seinen Mittelpunkt im geöffneten Mund und namentlich in dem schmerzvollen Aufblick der weit aufgeschlagenen, tiefliegenden Augen, deren Umrandung von starken Stirnknochen beschattet wird. Der lange Kopf und das lange schmale Gesicht mit der feinen Nase und den feinen mageren Wangen, auf denen der erste Bartflaum sprießt, zeigt edelsten Germanentypus. Das von allen Seiten nach der rechten Schläfe hinübergekämmte und dort in einen Knoten verschlungene Haupthaar ist die charakteristische germanische Haartracht, die Tacitus als „swebischen" Knoten beschreibt. Leider ist der Knoten hier fast ganz abgestoßen. Diese Basternenbüste, jetzt in Brüssel, war ein Bestandteil der Sammlung Somzèe und wird danach heute benannt.

Wie ganz anders wirkt die Marmorbüste eines jungen Germanen (Abb. 55) von der Hand eines römischen Künstlers aus dem Ende des 2. Jahrhunderts! Wir sehen einen echten Germanenjüngling von ungebändigter jugendlicher Überkraft, halb wilden Trotz, halb träumerische Milde und sinniges Nachdenken im Auge, die Stirn gerunzelt, die Brauen buschig. Das Gesicht ist lang und schmal, an Kinn, Lippen und Wangen sprießt ein zarter Flaum, der ebenso wie die Brauen naturalistisch durch vertiefte Linien dargestellt worden ist. Die verlorene Nase ist leider zu klein ergänzt worden. Bei aller guten Technik, die das Bildwerk aufweist, fehlt dem Gesicht doch das feinere, lebensvolle Spiel der Muskeln, das wir an den Köpfen griechischer Kunst bewundern.

Dem Prachtstück des Basternenjünglings der Sammlung Somzèe tritt eine Frauendarstellung an die Seite, die bekannte sog. Thusnelda (Abb. 56), bereits frührömische Arbeit, aber noch voll griechischer Erinnerungen, wie die typische Körperstellung, insonderheit die Armhaltung der Trauernden, die Entblößung der Brust, gleichfalls ein typisches Zeichen der Trauer an griechischen Bildwerken, endlich die dicksohligen griechischen Gitterschuhe zeigen. Ich halte die Bildsäule für eine Verkörperung des Basternenvolkes, für eine trauernde besiegte Basternia. Das feine Oval des Gesichts, der Gesichtsschnitt überhaupt, vor allem der Seelenzustand sind nur germanisch: stille Ergebenheit in unabwendbares Geschick, dabei aber die volle Hoheit

eines unbeugsamen Charakters, nichts jedoch von jener übertriebenen Leidenschaftlichkeit und theatralischen Pose der Gallier, wie sie bereits die pergamenischen Galatergestalten zeigen. So die Köpfe des sog. sterbenden Galliers und des Galliers der Ludovisi-Gruppe



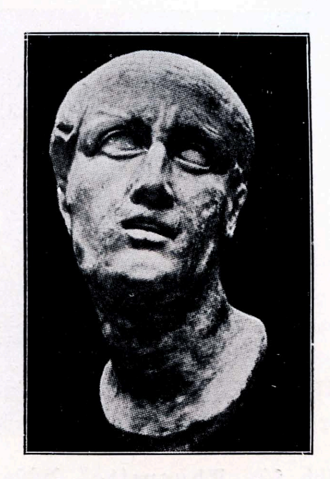


Abb. 54. Verwundeter Basterne der Sammlung Somzée. Musée Cinquentenaire, Brüssel

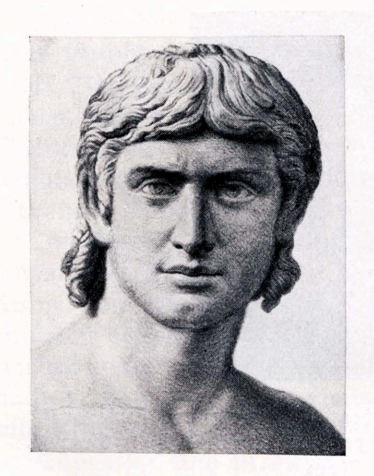




Abb. 55. Jugendlicher Germane des Berliner „Alten Museums"

(Abb. 57). Schon dieser idealistische Galatertypus aus Pergamon zeigt, wir sehr wir die Nachrichten der Alten einschränken müssen, wonach die Kelten oder Gallier in vielem und namentlich im Körperlichen den Germanen sehr ähnlich gewesen sein sollen. Das kann sich nur auf Körpergröße und Helligkeit von Haut- und Haarfarbe beziehen, nimmer-

mehr aber auf Kopf- und Gesichtsbildung. In letztem Punkte waren die Gallier z. T. schon in ihrer süddeutschen Urheimat, noch mehr aber in ihrem späteren Lande Nordostfrankreich, durch Vermischung mit den dortigen Urrassen den Germanen recht unähnlich geworden. Es



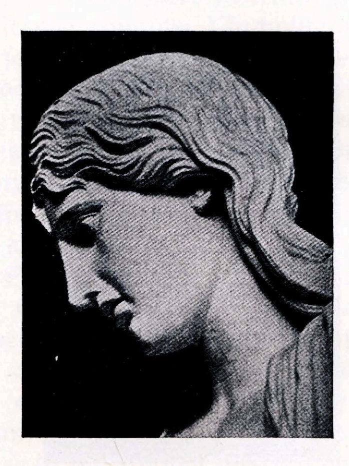


Abb. 56. „Thusnelda", Büste nach der Vollfigur; Florenz, Loggia dei Lanzi



Abb. 57. Büsten der Marmorvollfiguren des „Sterbenden Galliers", Kapitolinisches Museum, und des „Galliers" der Ludovisischen Gruppe, Thermenmuseum in Rom

waren offenbar zur Hälfte mindestens Kurzköpfe mit weit weniger fein geschnittenen, weniger profilierten Gesichtern als die der Germanen; als unschön fallen bei ihnen die breiten Backenknochen auf und die weniger edle Nase.

Und dasselbe Bild bieten die hellenistischen Gemmen und die römischen Silberdenare mit Gallierköpfen aus der Zeit nach Cäsar.

Im Laufe des 2. Jahrhunderts v. d. Ztr., lange vor den Kimbernkriegen, kämpften die Basternen mit glänzendem Erfolge auch gegen Rom. Zuerst im Solde der letzten makedonischen Könige, später des kleinasiatischen Königs Mithradates des Großen, endlich auf eigene Faust oder im Bunde mit den thrakischen Nachbarstämmen, Geten in der Dobrudscha, Mysern in Nordbulgarien und eigentlichen Thrakern in Südbulgarien.

Schwerste Niederlagen erlitten hier die Römer, die neuen Herren des Balkanlandes, durch die Germanen. Den ersten, aber entscheidenden Sieg gegen die Basternen und ihre drei thrakischen Verbündeten gewann erst der junge Kaiser Oktavian durch seinen Feldherrn Licinius Krassus in den Jahren 29 und 28 v. d. Ztr.

Krassus errichtete, wahrscheinlich am Orte der Hauptschlacht, als dauerndes Wahrzeichen seiner Siege einen großartigen, dräuend nordwärts über die Donau in Feindesland schauenden Triumphbau in Form eines hochragenden Turmes, der aus einem mächtigen Rundbau emporwächst. Dieses römische Denkmal steht noch heute, und zwar dicht an unserer Dobrudschafront vom Oktober 1916: Konstanza, Medschidja, Rassowa, Tschernawoda; und zwar zwei Meilen südlich von Rassowa, bei dem Dorfe Adamklissi.

Unser Feldmarschall Moltke, der im Jahre 1837 im Auftrage der Türkei die Befestigungen der Donaulinie untersuchte und in seinen berühmten „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" seine Ritte durch diese Gegend beschrieb, er war es, der als erster der Welt Kunde brachte von der gewaltigen Ruine bei Adamklissi (Abb. 73). Den geistigen Wiederaufbau der Ruine, wie er aus den Tausenden, teils am Fuße der Ruine lagernder, teils weithin verschleppter Steintrümmer in peinlichster Gewissenhaftigkeit und zugleich mit genialem Blick erdacht worden ist, verdanken wir unserem zu früh verstorbenen Archäologen Adolf Furtwängler (Abb. 59).

Im Oktober 1916 wandte ich mich an Generalfeldmarschall Mackensen mit der Bitte, er möge verhüten, daß unsere Geschütze sich auf die Ruine von Adamklissi richteten oder daß unsere Fliegerbomben die in Bukarest befindlichen Bildwerke und Architekturteile träfen. Der Feldmarschall konnte mir in längeren Briefen die freudige Mitteilung machen, daß alles wohlerhalten geblieben ist. Die Ruine habe ihre militärische Geschichte vermehrt, da sie in den Kämpfen vor der Schlacht bei Topraisar und in dieser Schlacht selbst dem unseren linken Flügel befehligenden General als Gefechtsstand gedient habe.

Dieses Bauwerk, dessen unterer Stufenbau einen Durchmesser von nahezu 39 m besitzt und dessen Höhe einst genau dasselbe gewaltige Maß hatte, zeigte auf den Metopen des Frieses Darstellungen von Kriegsereignissen und auf den Dachzinnen Einzelbilder von Kriegsgefangenen der vier Rom feindlichen Volksstämme. Es ist meist unbeholfene Soldatenkunst, bessere Steinmetzarbeit, die sich in diesem harten

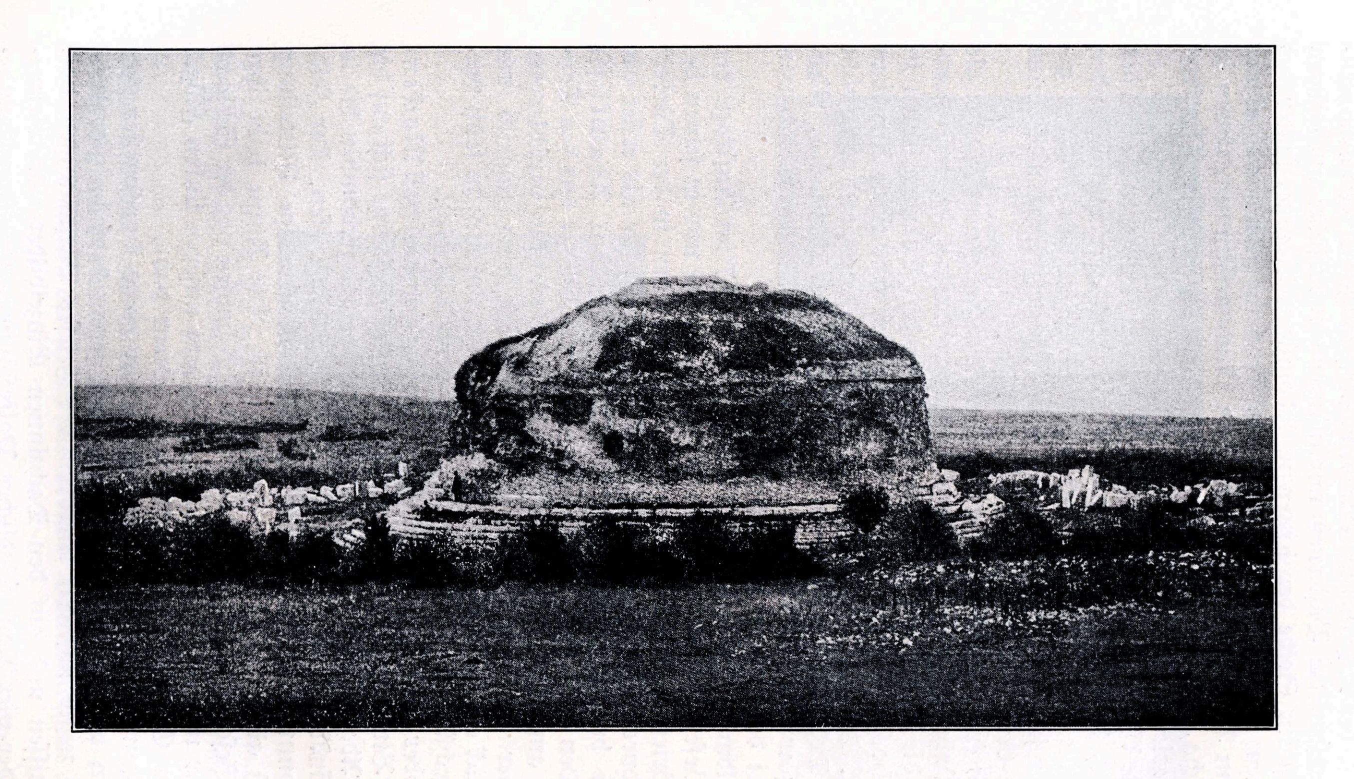


Abb. 58. Die Ruine des Triumphdenkmals des Crassus bei Adamklissi in der Dobrudscha von Norden aus gesehen. Heutiger Zustand (nach Tocilesco)



Abb. 59. Das Triumphdenkmal des Crassus bei Adamklissi in der Dobrudscha. Wiederherstellung von A. Furtwängler

Kalkstein versucht hat, aber ausgezeichnet durch große Naturtreue. Nur bei den Germanenbildern strengen diese soldatischen Steinmetzen ihr ganzes Kunstvermögen an, nicht bloß tote Puppen hinzustellen, sondern ihren Gestalten mehr Empfindungsleben zu leihen.



Abb. 60. 1:13. Gefesselter Basterne, Kalksteinrelief. 1. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi (nach Tocilesco); Museum Bukarest. Die Zinnen sind 1,48 m (= 5 röm. Fuß) hoch und 0,88 m breit. Die Hose scheint rautenförmig gemustert zu sein. Man beachte Mäntelchen, Gürtel, Schuhwerk

Der gefesselte Basterne der Zinne Nr. 1 (Abb. 60) mit seinem schmerzvollen Blick in die Ferne, als beseelten ihn trübe Heimatsgedanken, verrät in seinem Gesichtsausdruck noch eine offenbare Erinnerung an hellenistische Ausdrucksmittel, wie wir sie von dem echt griechischen

Basternenkopfe kennenlernten. In seinem hohen Wuchs, mit seinen schlanken, fast eleganten Gliedmaßen, dabei so kräftig breiten Schultern, in der edlen Bildung des langen Gesichts und in der vornehmen Haltung ist er das vollkommenste Abbild eines Germanen.

Zinne Nr. 2 (Abb. 61) zeigt einen noch unbärtigen Basternenjüngling von überaus kräftigem Wuchs und mit zorniger Gebärde. Noch weit ingrimmiger, das Auge halb zu Boden geschlagen, halb auf seinen Peiniger gerichtet, schaut der Basterne darein, den ein Metopenbild des Denkmals vorführt (Abb. 62). Es zeigt, wie der Basterne von einem Römer an der Kette vorwärts getrieben wird, aber nur mit finsterem Trotz dem Gebote des Römers folgt: keine Spur jener demütigen flehenden Unterwürfigkeit, in der andere Stämme dargestellt werden, wie wir später sehen werden.



Abb. 61. Gefesselter jugendlicher Basterne. 2. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi. Der Haarknoten an der rechten Schläfe ist abgestoßen (nach Furtwängler)

Wie ganz anders sehen die drei thrakischen Stämme, die Verbündeten der Germanen, auf dem Denkmal aus! Gemeinsam ist diesen Völkerschaften: in der Tracht ein mehr oder weniger langer Kittel oder Kaftan russischer Art: in der körperlichen Erscheinung vollrunde, weichliche Formen der schwammig aufgedunsenen, fetten Leiber und Gesichter, in straffen Strähnen abstehendes Haupthaar, das in rundlichem Schnitt ein geistloses, ja rohes Gesicht umkränzt (Abb. 63). Welch ein Abstand gegen die Germanen!

In einer kleinen Bronzestatuette (Abb. 64), die sich in Paris befindet, sehen wir ganz ausnahmsweise einen kniend flehenden Germanenjüngling; trotzdem bleibt seine Haltung edel und weit entfernt von allem Sklavischen. Diese Bittstellung erklärt sich aus der Bestimmung dieser Art Statuetten. Sie waren Teile jener im Altertum weitverbreiteten Miniaturnachbildungen überlebensgroßer Triumphdenkmäler aus der Zeit des Kaisers Augustus, bei denen der die Feinde niedersprengende Feldherr, meist der Kaiser selbst, stets die Hauptgruppe

bildete. Solche kleinen Bronzenachbildungen dienten als Pferdebrustschmuck. Der Germane kniet vor dem gegen ihn ansprengenden Kaiser; er ist in der üblichen Kriegstracht, wo das Obergewand fehlt, nur mit Mäntelchen, Hosen, Gürtel und Schuhen bekleidet. Aber wie prachtvoll ist der Körper, seine straffen, sehnigen Glieder, die kraftvollen



Abb. 62. Gefesselter Basterne, dessen Haupthaar über der Stirn geteilt und rechts über dem Ohr geknotet ist; an einer Kette geführt von einem Römer, der eine Halsbinde (Focale), Harnisch mit Tunikavorstoß, vorn geschlitzten und rechts auf die Achsel geschobenen Umgang (Pänula) sowie Schnürstiefel trägt. Metope 47. Die Metopen sind 1,48 m hoch und 1,16 m breit (nach Tocilesco)

Züge des schmalen, hageren Gesichts. Vortrefflich erhalten ist hier der „swebische" Haarknoten, hornartig hervortretend.

Nun noch einige Darstellungen von Germanen, die an den beiden berühmten Kaiserdenkmälern in Rom zu sehen sind, der Trajanssäule und der Markussäule.

Die Trajanssäule war ein Teil des gewaltigen Trajansforums, einer Schöpfung des letzten Kunstgenius der römischen Kaiserzeit, des Apollodorus von Damaskus, der gleich groß war als Baukünstler wie als Bildhauer. Sie wurde von ihm im Jahre 113 vollendet. Sie schil-

dert bekanntlich die beiden großen Kriege, die der Kaiser gegen die Daker in Ostungarn, besonders in Siebenbürgen führte und in denen er dieses Volk vernichtete.

Trajan begann im Sommer 101 seinen ersten Feldzug, bei dem er zunächst die Unterwerfung der Daker im Auge hatte, und rückte gegen



Abb. 63. Gefesselter Thraker. 8. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi (nach Tocilesco)

den Eisernen-Tor-Paß vor, um von hier aus in das Innere des siebenbürgischen Kessellandes einzubrechen und die nahe jenseits des Passes gelegene dakische Hauptstadt Sarmizegetusa zu gewinnen. Doch fand Trajan in der starken Befestigung des Engpasses und in der heldenmütigen Tapferkeit der Daker einen solchen Widerstand, daß er das Vorrücken an dieser Stelle aufgeben mußte. Unrömische, germanische Hilfstruppen, zweifellos bei den an den Karpaten wohnenden Basternen angeworben, müssen wohl als Sturmbock an der Spitze des vordrin-

genden römischen Heeres gestanden haben. Denn wir sehen, daß eine basternische Abteilung eine aus Sarmizegetusa an Trajan geschickte dakische Gesandtschaft in eiligem Marsche zum Kaiser geleitet. Von dem Bilde der Säule, das diesen Vorgang schildert, zeigt Abb. 65 nur einen kleinen Ausschnitt, auf dem man die ausgeprägt germanischen Köpfe zweier dieser Basternen sieht, die einen um den Hals geknoteten, gefransten Mantel tragen und deren Kopfhaar in der bekannten germanischen Tracht vom Wirbel her nach vorne rechts hin gestrichen und



Abb. 64. Bronzestatuette eines jungen Germanen. Nationalbibliothek Paris

an der rechten Schläfe in einer rückwärts gebogenen Locke zusammengeknotet ist.

In der Winterpause des zweiten Dakerfeldzuges, 105 auf 106, mit dem Trajan teils die völlige Ausrottung, teils die Vertreibung des dakischen Volks aus seinen Heimatsitzen sich als Ziel setzt und auch durchführt, befindet er sich an der Donau beim heutigen Turn Severin an der Westecke der Walachei. Hier empfängt der Kaiser, wie ein besonders eindrucksvolles Bild der Säule es schildert, eine große Reihe von Gesandtschaften, darunter die schon so oft genannten Basternen, die als Volk im Kriege neutral blieben. Vor Trajan stehen Vertreter der Reitersarmaten (ganz links) aus der Theißebene, weiter südrussische Steppenstämme in Fausthandschuhen, Daker in Bittstellung und

Bosporusgriechen. Aber im Vordergrunde stehen wieder die Germanen (Abb. 66): mit ihnen redet der Kaiser. Römisches Ruhmbedürfnis und Eigenliebe ließen es nur ganz selten zu, Vertreter fremder Volksstämme anders denn als Verwundete, Tote, Gefangene oder Gnade flehende Unterworfene zu verewigen. Hier ist so ein seltener Fall: Die Edlen der Basternen werden als Vollebenbürtige dem Kaiser vorgestellt, und ihr Sprecher grüßt in vornehmster Gebärde mit halberhobener linker Hand. Eine kostbare Gestalt dieser kraftstrotzende,

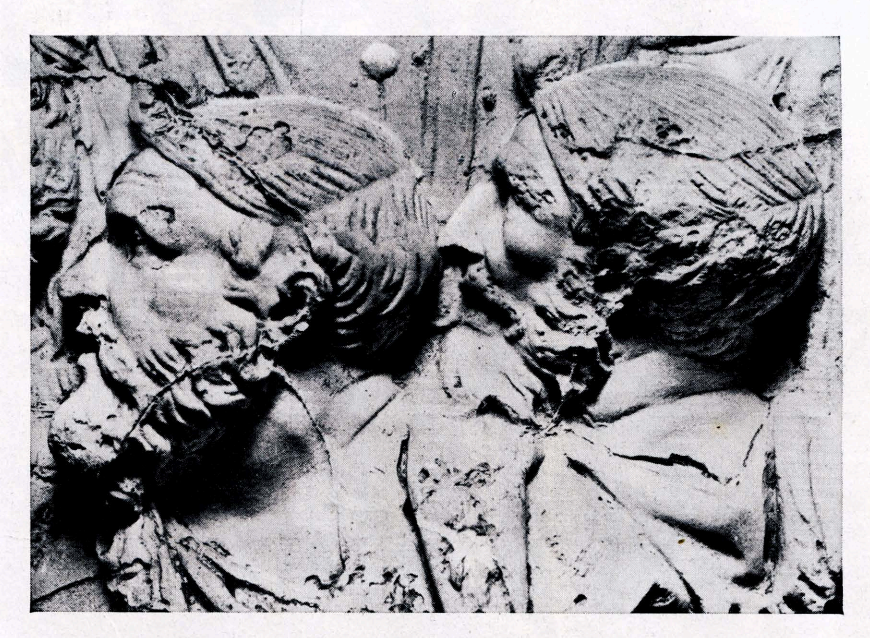


Abb. 65. Köpfe zweier Basternen von der Trajanssäule in Rom. 113

straffmuskulöse Basternenhäuptling in seiner wahrhaft fürstlichen Haltung: jeder Zoll ein König (Abb. 67).

Und nun halte man dagegen einen beliebigen Vertreter des von der römischen Kunst mit meisterhafter Wahrheit erfaßten Nationaltypus der Daker: Das Unedle dieses Typus springt dermaßen in die Augen, daß kein Wort darüber verloren zu werden braucht (Abb. 68).

Ich hebe hier nochmals den gewaltigen Unterschied hervor, den einerseits die Gestalten der Germanen, andererseits die aller anderen europäischen Völker auf antiken Denkmälern bekunden, sowohl in dem Eindruck, den sie an sich auf den Beschauer machen, als auch durch die so nahegelegten Rückschlüsse auf die Bewertung der dargestellten Völker durch Griechen und Römer selbst. Wir sahen diesen großen Gegensatz bereits im Verhältnis von Germanen zu Galatern, Galliern, Thrakern, Dakern, südrussischen Stämmen.

Als Abschluß dieser Schilderungen diene das vielleicht sprechendste Gegenüber von Germanen und Nichtgermanen, das die berühmte Gemma Augustea bietet, jener Sardonyxkameo von der Künstlerhand



Abb. 66. Gesandtschaften vor Kaiser Trajan während des zweiten Dakerfeldzuges im Winter 105/106 zu Dobretä (Turn Severin) a. d. Donau. Ganz links (nicht sichtbar) Reitersarmaten von der Theiß und südrussische Stämme; weiter ein Daker in Bittstellung und zwei Bosporusgriechen mit Kopfbinden; im Vordergrunde sechs germanische Basternen, teils mit dem Haarknoten, teils mit einer Art Turban

des Dioskurides (Abb. 69). Das Werk verherrlicht den Triumph des Kaisersohnes Tiberius vom Jahre 12 über Germanen und Illyrier, die auf der Unterhälfte des Stückes durch je einen Mann und eine Frau vertreten werden, links die Germanen, rechts die Illyrier.

Während das männlich schöne, üppig umlockte Antlitz des gefesselten Germanen edlen Zorn gegen die feindlichen Überwinder atmet, wird der mit dem Halsreif geschmückte Illyrier in unterwürfigster Sklavenhaltung wiedergegeben, und sein Kopf zeigt Züge barbarischer Häßlichkeit, vorstehende Backenknochen, strähniges ungeordnetes Haupthaar, lückenhaften Wangenbart und struppigen Kinnbart. Verewigt ist er zudem, wie auch sein Weib, in einem Augenblick entehrendster Behandlung, wo beide an den Haaren fortgeschleppt werden. Nichts von alledem bei der Germanengruppe.


Abb. 67. Basternenfürst vor Kaiser Trajan. Relief der Trajanssäule. Rom

Bewunderten wir vorher an dem Basternenhäuptling der Trajanssäule die königliche Haltung, so zeigt uns die andere große Kaisersäule tatsächlich einen König, den einzigen germanischen König, dessen Bild wir haben und den wir zugleich mit Namen kennen. Es ist die Markussäule, deren spiralig aufsteigende Reliefs die Taten eines langwierigen Krieges im Donaugebiet so lebendig und lehrreich veranschaulichen. Sie ist die Schilderin der Markomannenkriege Mark Aurels aus den Jahren 171 bis 175 und bietet eine Fülle von Darstellungen aus dem Leben der germanischen Stämme am Nordufer der mittleren Donau, darunter die herrlichsten germanischen Männer- und Frauengestalten. Leider kann sie als Ganzes und auch im einzelnen nach rein künstlerischer Seite hin den Vergleich mit der Trajanssäule nicht aushalten. Dazu kommt, daß die Bilder wegen ihres weit höheren Reliefs ungleich mehr durch Abstoßung gelitten haben, als es bei ihrem Vorbilde der Fall ist. Immerhin müssen wir uns glücklich preisen, daß noch soviel von diesem unersetzlichen Schatze auf uns gekommen ist.

Eine der edelsten Erscheinungen ist hier der Quadenkönig Ariogais, die Seele hartnäckigsten Widerstandes im Freiheitskampfe gegen den das mährische Germanenland bekriegenden Kaiser. Im Jahre 173 hatte der König vor der einbrechenden Übermacht des römischen Heeres außer Landes fliehen müssen. Er hielt sich verborgen bei den benachbarten Basternen, die jenseits der Kleinen Karpaten an den Gebirgshängen der Nordwestecke des Hauptzuges der Karpaten ihre hochge-

legenen Burgen hatten. Aber auch hier wird er im nächsten Jahre von den nachdringenden Patrouillen der Römer aufgespürt, hatte doch Mark Aurel tausend Goldstücke ausgesetzt, wenn der Quadenkönig lebend, fünfhundert, wenn er tot eingebracht würde. Und nun zeigt uns das Säulenrelief (Abb. 70) den König und dahinter einen ihm sehr ähnlich sehenden germanischen Edlen, vielleicht des Königs Bruder, die Hände bei beiden auf den Rücken gefesselt, ebenso wie bei den voraufgehenden beiden lieblichen Knaben, wohl des Königs Söhnen. Wir sehen, wie sie, ein jeder durch einen hinter ihnen herschreitenden römischen Soldaten an der Fessel geleitet, von der hoch auf dem Felsen aus Quadern gebauten germanischen Königsburg mit Kuppeldach herabsteigen müssen. Wie vornehm und würdevoll zeigen sich alle diese Germanen in ihrem Unglück. Zumal des Königs edles Antlitz blickt zwar ernst, ja sorgenvoll in die Zukunft — wohl in Gedanken an sein Volk —, aber dennoch ruhig und gefaßt.

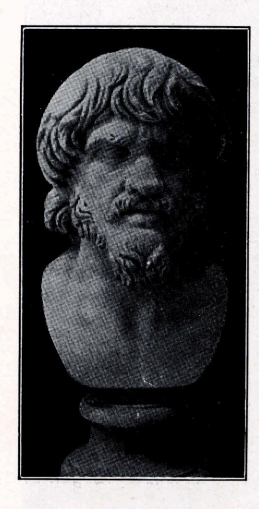


Abb. 68. Daker. Büste vom Trajansforum; Vatikan, Rom

Aber auch die böhmischen Markomannen fühlen in dem Kriegsjahr 173 die Härte der römischen Macht. Ein Teil von ihnen wird zu dauernder Übersiedlung in das Land südlich der Donau, also auf römisches Gebiet, gezwungen. Die Säule schildert, wie unbewaffnete Edle der Markomannen unter Führung von berittenen und bewaffneten Germanen desselben edlen Typus das Gestade des Flusses betreten, an dessen anderer Seite andere, schon früher auf römischem Boden angesiedelte Germanen ihnen freundlich herüberwinken. Indes scheint es den neu übergesiedelten Germanen unter römischer Herrschaft doch nicht behagt zu haben, denn sie werfen bald den Zwang ab und schließen sich wiederum ihren am Nordufer der Donau den Krieg weiterführenden Brüdern an. Doch wiederum mit Unglück. Ein Teil ihrer Edlen muß für den Freiheitsdrang des ganzen Stammes, der zum Wortbruch geführt hat, mit dem Leben büßen. So lautet der Urteilsspruch des Kaisers.

Seine Gardereiter kommen in voller Gala, mit der Standarte, und umstellen den Richtplatz; die links abseits stehenden Frauen der Germanen, die traurig, aber gefaßt dem grausigen Vorgang zuschauen, sind auf unserem Bildausschnitt (Abb. 71) nicht mehr sichtbar. Den Strafakt leitet ein deutlich als Nichtrömer Gekennzeichneter, der mit dem Sinnbild des Schwertes bedacht ist. Vollzogen aber wird die Hinrichtung der sechs markomannischen Edlen, denen die Hände auf den Rücken gebunden sind, durch Angehörige desselben Stammes, die in römischen Diensten stehen — welch römischer Hohn! Germanen vernichtet durch Germanen, nicht in freiem Wettkampf gegeneinander, sondern aus-

schließlich im Dienste einer fremden Macht. Also wie in der Zeit der Völkerwanderung und wie 1806 und sogar noch 1813: immer dasselbe Trauerspiel!

Die Markomannenedlen dieses Bildes sind, abgesehen von Ariogais, die schönsten Gestalten der ganzen Säule, einschließlich der Römer, von dem römischen Künstler mit großer Liebe gezeichnet. Der mächtige Kopf, das lange Gesicht, das reiche Haupthaar und der üppige Vollbart, endlich der hohe, schlanke Wuchs: alles das vereinigt sich hier, um germanische Idealgestalten zu verkörpern.

So also sahen die Germanen in Wirklichkeit aus. Keine nackten Feuerländer, wie an den Friesen der Berliner Nationalgalerie und der Regensburger Walhalla und in den unzähligen Darstellungen der Varusschlacht. Aber ebensowenig ungeschlachte, zottige Bärenhäuter, wie wir sie auf der Bühne vorgesetzt bekommen. Im Kampfe den Oberrock als hinderlich für die Kriegsarbeit abzuwerfen, ist altgermanische, aber ebenso auch noch neudeutsche Sitte, wie wir es im Weltkriege erlebt haben.

Sind diese Germanen nun Wilde, als die sie von den heutigen Vertretern der alten Geschichte immer noch geschildert werden? Sind sie überhaupt nur ein Naturvolk zu nennen? Nimmermehr. Zwar ein einfaches Bauernvolk, ohne die Verfeinerungen des Großstadtlebens, aber doch ein Edelvolk. Es gibt auch edle Bauern: Bismarck war ein solcher und war stolz darauf, es zu sein. Nur von Edlem kann Edles stammen. Und wenn wir Deutschen ein Recht haben, uns für ein Edelvolk zu halten, so folgt schon daraus, daß die alten Germanen ebenfalls ein solches gewesen sein müssen.



Abb. 69. Etwa 2/3. Gemma Augustea, untere Hälfte. Kunsthistorisches Museum Wien. Die Gestalten milchweiß auf dunkelbraunem Grunde. Links sitzende Germanengruppe, rechts kniender Keltoillyrier mit Weib. Links und in der Mitte errichten römische Legionssoldaten ein Siegeszeichen; Mitte rechts makedonische Hilfstruppen der Römer



Abb. 70. Der Quadenkönig Ariogais und die Seinen werden von römischen Auxiliarsoldaten (daher ihr Kettenpanzer) in die Gefangenschaft abgeführt. Markussäule, Rom



Abb. 71. Hinrichtung von 6 markomannischen Edlen, von denen einer am Oberkörper nackt ist, die Hände auf den Rücken gebunden, während zwei bereits enthauptet am Boden liegen. Markussäule, Rom

Aber was hat trotz alledem die Wissenschaft, was haben die Geschichtsforscher aller Gebiete seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag mit eiserner Beharrlichkeit diesem Edelvolk an Ungereimtem, ja Ungeheuerlichem alles aufbürden zu dürfen geglaubt. Es ist ja eine der traurigsten, dabei gefährlichsten deutschen Eigenheiten, daß wir aus eitler selbstgefälliger Sucht, nur ja recht sachlich und vorurteilsfrei zu erscheinen, wenn es sich um die Sache des eigenen Volkstums handelt, der Gefühlsstimme, die hier so oft allein das Richtige trifft, Schweigen gebieten und viel lieber zuungunsten des Deutschtums die Wahrheit mit Füßen treten, als auch hier in höherem Sinne gerecht zu sein.

Das Ganze der den Germanen so günstigen antiken Überlieferung über sie wird dabei kurzsichtig in den Wind geschlagen; man hält sich lieber an vereinzelte ungünstige, oft nur vermeintlich ungünstige Aussagen. Der beliebteste Eideshelfer hierbei sind stets Cäsars Tagebücher über seinen gallischen Krieg gewesen, von denen wir doch wissen, daß sie eine rein politische Schrift sind, worin Cäsar sich nicht einmal scheut, um Rom in billiges Staunen zu setzen, die haarsträubendsten Jagdgeschichten zu erzählen, so z. B. über die Art, wie die Germanen Elche fangen.

Und dazu kommt nun noch, daß die antiken Schriftsteller so häufig sich unklar, ja dunkel ausdrücken, wenigstens für unser Verständnis, und damit ärgsten Mißdeutungen Tür und Tor geöffnet haben.

5.

Die Zeit der germanischen Völkerwanderung

(300—550)

Goten und Wandalen, Langobarden, Burgunden und Franken haben vermöge ihrer überlegenen leiblichen, geistigen und sittlichen Kräfte teils aus eigenem Erbe, teils aus den Trümmern der römischen Weltzivilisation, soweit diese sich noch in den Händen der entarteten Römerbevölkerung vorfanden, zuerst neue Staaten und neues, germanisch bestimmtes Rechtsleben, dann auch neue Kulturen, neue Völker entstehen lassen: Die „Romanen" des Mittelalters. Zum Danke für diese Großtaten werden die staatenbildenden, kulturschöpferischen Germanen besonders gerade in den romanischen Ländern mit Vorliebe „die Barbaren" schlechthin genannt. Und dies nicht etwa in dem geschichtlich allein berechtigten, harmlosen Sinne der römischen Kaiserzeit und der Zeit der Gotenherrschaft, wo „Barbar" nichts bedeutete als Nichtrömer, einer, der nicht Latein spricht und schreibt, sondern mit jenem heute allein gültigen, gehässigen Unterton, der in dem Barbaren den rohen, kulturlosen Wilden kennzeichnen will, was im Hinblick auf die alten Germanen eine Geschichtsfälschung sondergleichen bedeutet.

Nun, der Kunststil dieser „Barbaren" der Völkerwanderung, der sog. Merowinger Stil, wurde zwar früher und wird z. T. noch jetzt erstaunlicherweise von der zünftigen deutschen Kunstwissenschaft als Kunst nicht anerkannt. Und doch zeigt er mit seiner phantastischen, malerischen, oft hinreißend schönen Tierornamentik und dem wunderbaren Reichtum seiner Bandverschlingungen echt deutsche Art und engste rassenmäßige Übereinstimmung mit der ebenso gearteten Gotik. An diesem Punkte liegt einer der festesten Knoten, welche die im engeren Sinne deutsche Kunst mit der durch die germanische Archäologie erschlossenen Frühzeit und ihren Kunstschöpfungen innerlich verknüpft. Die Mittelglieder dieser Kette sind die sog. romanische Kunst des 10. bis 12. Jahrhunderts in Deutschland und die Lombardenkunst des 8. bis 10. Jahrhunderts in Oberitalien. Denn der Kunststil der germanischen Völkerwanderung führt in der eigentümlichen Fortbildung, die ihm durch die Langobarden in Oberitalien zuteil wird, durch die seit der Karolingerzeit in Deutschland wandernden Lombarden (Comaciner) zur Entwicklung jener in Deutschland so einzigartig hochstehenden Kunst, die wir früher richtig als Lombardenstil bezeichneten. Neuerdings aber sind wir in gedankenloser Nachäffung des Franzosen De Cau-

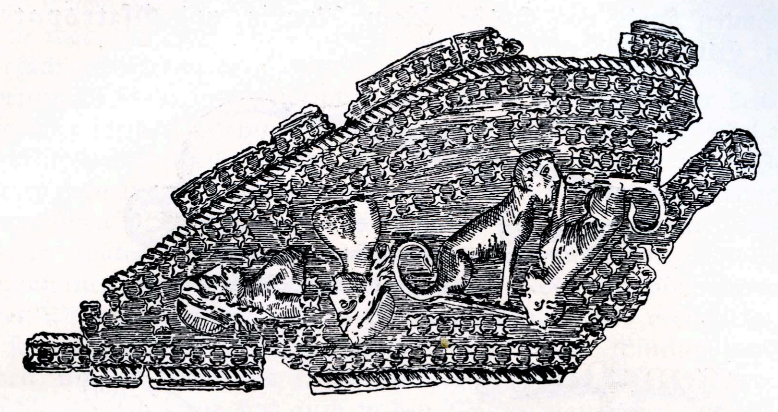


Abb. 72. Osztrópataka, Kom. Sáros (Ostrovian), nördlich des Theißknies, östlich der Zips. Grab II. Eines der 4 vergoldeten Silberbleche mit eingepreßten Reliefbildern bärtiger Sphinxe, weiblicher Brustbilder und eines Grillus (Menschenkopf auf Vogelfüßen). Um 300; hasdingisch-wandalisch

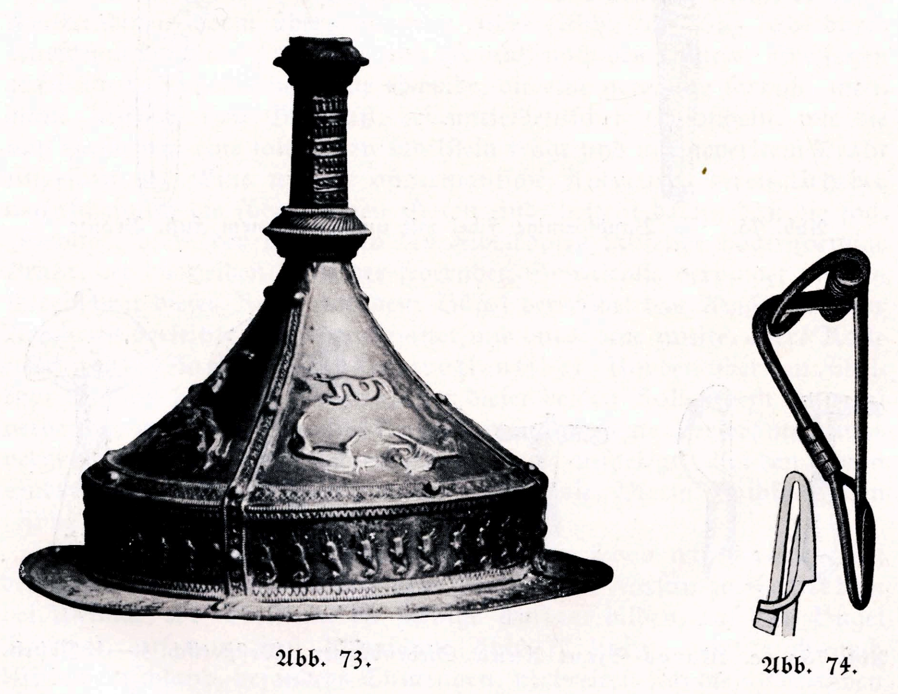


Abb. 73.

Abb. 74.

Abb. 73. Schildbuckel von Herpály, Komitat Bihar, Ungarn. Bronze mit vergoldeter Silberblechbekleidung. 4. Jahrh. Phot. Dr. Stoedtner

Abb. 74. 1/1. Bronzefibel mit umgeschlagenem Fuß, drahtförmig. Südrußland und Ostgermanien. 3. Jahrh. (nach Almgren)

berühmten Funde von Czéke, Kom. Zemplin, und Osztrópataka, Kom. Sáros (Abb. 72).

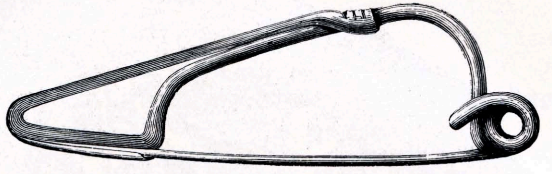


Abb. 75. 1/1. Mittellatène-Fibel. Bronze

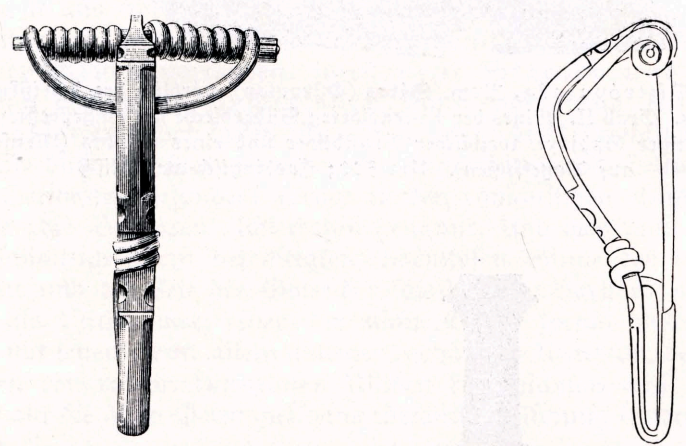


Abb. 76. 1/1. Bandförmige Fibel mit umgeschlagenem Fuß. Bronze

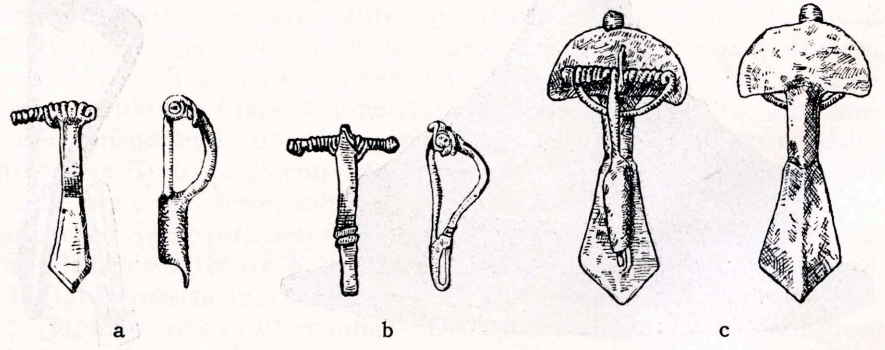


Abb. 76a—c. Maros-Szent-Anna, Siebenbürgen. Westgotisch. 3.—4. Jahrh.

Eine neue Eigenheit der südrussischen Goten aus dem Beginn des 3. Jahrhunderts war die Übernahme der Fibel mit umgeschlagenem Fuß (Abb. 74), einer aus Draht geschmiedeten einfachen, aber äußerst zweckmäßigen und daher lebenskräftigen Sicherheitsnadel, bei der das

untere Ende, das die Spitze der Nadel festzuhalten und zu schützen bestimmt war, der Fuß, rückwärts aufgebogen und dann um den Bügel mehrfach „umgeschlagen" wurde. Entstanden ist diese Fibelform in Südrußland schon in vorgotischer Zeit, wohl um Beginn der Zeitrechnung oder im 1. Jahrhundert durch leichte Umbildung der Fibel vom sog. Mittellatèneschema (Abb. 75). Ihr Wiederaufleben im 3. Jahrhundert steht wohl in Zusammenhang mit dem bei der Schilderung der germanischen Bewaffnung ausführlicher gekennzeichneten Wiederaufleben später Latèneformen bei den ostgermanischen Schwertern, Lanzenspitzen, Schilden und Sporen. Diese Fibel war von überwältigender Wirkung auf dem ganzen Germanengebiete und verbreitete sich, wie so viele andere Erscheinungen, die gotischem Einfluß verdankt werden, um die Mitte des 3. Jahrhunderts zu den Ostgermanen Ostdeutschlands, seit etwa 300 auch zu den Westgermanen des Elbe-Saalegebietes und weiter bis zur römischen Rheingrenze. Von ihr stammt die ganze Fülle teils einfacherer, teils zu größter Pracht und Üppigkeit entwickelter Fibelformen ab, die fernerhin überhaupt von den Germanen geschaffen wurden, mit Ausnahme der Scheibenfibeln.

Die Ostgermanen bereichern die mittlerweile aus der Drahtform zur breitbandigen Form übergegangene Fibel (Abb. 76, 76a, 76b) durch Ausschmückung des Fußendes und oft auch noch des Bügels. Sie setzen auf beiden Stellen eine ovale Scheibe, die eine gewölbte farbige, meist blaue Auflage von Glasfluß, bei mitteldeutschen Goldfibeln, wie die von Haßleben, eine solche von Edelstein trägt und mit geperltem Draht eingefaßt ist. Eine weitere ostgermanische Änderung, deren Urheber wahrscheinlich die südrussischen Goten sind, besteht darin, daß die sog. „Sehne", d. h. der unterhalb des Fibelkopfes laufende bogenförmige Draht, der die beiden Teile der federnden Spiralrolle verbindet und im Verein mit dieser Rolle und dem Bügel der Fibel das Aussehen einer Armbrust verleiht, nun ausgeschaltet und durch eine zweite, obere Rolle ersetzt wird. So entsteht die Zweirollenfibel. Um den über den Fibelkopf unschön hinausragenden Halter dieser beiden Rollen dem Auge zu verdecken, wird vor ihm eine kleine, durch umgelegte Perldrähte etwas vergrößerte, annähernd nierenförmige Platte aufgelegt. Bei den Goten Südrußlands und Siebenbürgens hat diese Platte Halbkreisform (Abb. 76c).

Diese beiden ostgermanischen Neuerungen sehen wir vereinigt bei den goldenen Prachtfibeln aus dem Grabe einer Fürstin zu Haßleben bei Weimar, wo Edelsteine die farbige Auflage bilden, auf dem Bügel Karneol, auf dem Fuß Almandin (Abb. 77 links): denn auch nach Mitteldeutschland, besonders Thüringen, verbreiten sich die ostdeutschen Neuerungen. Und die goldenen, mit reicher Körnerzier geschmückten körbchenförmigen Anhänger desselben Grabes (Abb. 77) gehen wiederum auf eine südrussisch-ostgotische Halsschmuckform zurück, die gewöhnlich als eine eimerchenartige Berlocke erscheint, übrigens von den Goten

aus der sarmatisch-bosporanischen Kultur übernommen war. Der goldene Halsring mit birnförmiger Verschlußöse (Abb. 78) endlich ist ebenfalls von ursprünglich gotischer Art, die in Ostdeutschland stark verbreitet ist, in Mittel- und Westdeutschland später und seltener auftritt und im Haßleber Fürstingrab in einer Spätform mit breitgeklopfter, verzierter hinterer Hälfte erscheint, wie sie sonst nur noch einmal an einem Bruchstück aus der römischen Donaufestung Carnuntum unterhalb Wiens bekannt geworden ist. Dies letztgenannte Stück trägt eine lateinische Inschrift, in der der Name der Tungern vorkommt, eines belgischen Germanenstammes, dessen Söhne römischen Kriegsdienst leisteten und teilweise in Carnuntum standen.

Den Gipfel feinsten Geschmacks in Abmessung der Form und in Schönheit der Verzierung, der an frühgeschichtlichen Kunstwerken der ersten vier Jahrhunderte überhaupt erreicht worden ist, den Glanzpunkt aller frühgermanischen Hinterlassenschaft innerhalb Deutschlands, stellen die den Haßleber nahverwandten Fibeln aus den drei Königsgräbern des schlesischen Wandalenstammes zu Sacrau bei Breslau dar, wovon Abb. 79 ein paar Beispiele bietet. Der Reichtum ihrer Verzierung ist weit entfernt, überladen oder protzenhaft zu wirken. Nur müssen wir uns bei der Gelegenheit völlig freimachen von dem uns leider von früh auf eingeimpften Geschmacksvorurteil, das durch ewige Wiederholung schließlich unseren Geschmack einseitig benachteiligt hat: als wäre nämlich die den Griechen genehme und ebenso den südeuropäisch-romanischen Völkern zusagende sparsame oder gar sparsamste Verwendung der Verzierung nur an den Randteilen, nicht auf den Hauptteilen der Gegenstände von allgemein gültiger Bedeutung und daher auch für das germanisch-deutsche Empfinden maßgebend. Unser Geschmack, der nicht wie der altgriechische und der der Romanen auf das Plastische, sondern auf das Malerische eingestellt ist, bekundet geradezu eine Scheu vor kahlen Flächen und verlangt Ausfüllung des leeren Raumes. Und wenn wir dieses Streben selbst bei dem wohl größten Maler aller Zeiten, bei dem Germanen Rembrandt, wiederfinden, wie das berühmte Bildnis des Mannes mit dem Goldhelm gerade an diesem Helm beweist, so ist die Flächenbedeckung für uns eben schön und daher notwendig. Gänzlich verfehlt wäre es daher, wenn die Kunsthistoriker, die sich mit Erforschung der Kultur der Völkerwanderungszeit befassen, auch heute, wie sie es bisher taten, diese germanische Eigenheit als „barbarisch" herabsetzen wollten gegenüber dem andersgearteten südeuropäischen Geschmack, der völlig unberechtigt als der „klassische" schlechtweg hingestellt wird. Die fortgeschrittenen Kunstforscher tun dies auch heute nicht mehr. Und darum sollten auch die deutschen und vor allem die skandinavischen Archäologen nicht mehr in solchen verlassenen Geleisen sich bewegen, sondern dies der leider noch immer viel zu großen Partei der gewohnheitsmäßig in alten Vorurteilen befangenen Humanisten überlassen.

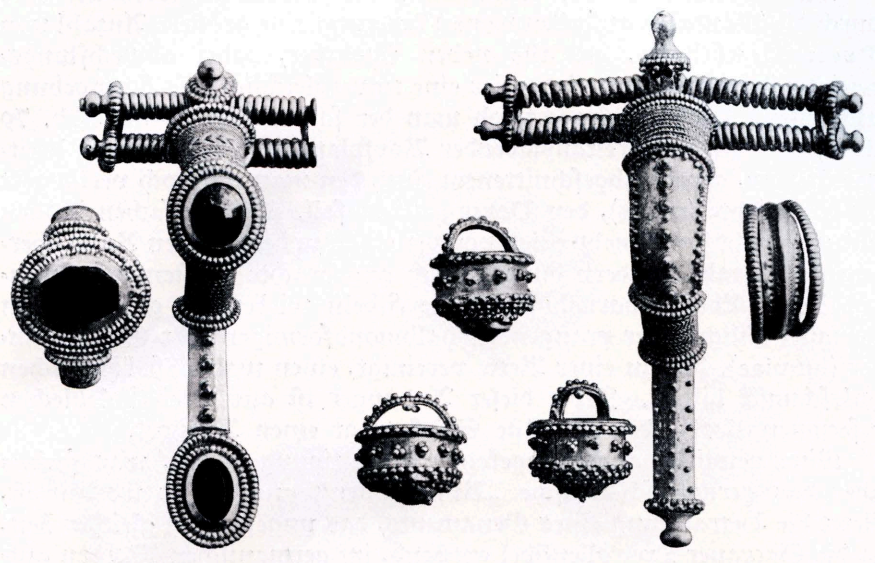


Abb. 77. Haßleben bei Weimar. Goldfibeln, goldene Körbchenanhänger und Goldfingerring. Phot. des Museums zu Weimar



Abb. 78. Haßleben bei Weimar. Goldener Halsring. Phot. des Museums zu Weimar

Die Sacrauer Gräber enthalten neben Zweirollenfibeln als eine durch die Wandalen aufgekommene Neuerung eine größere Anzahl von Dreirollenfibeln, die alle neben üppigster, dabei abwechslungsreichster Körnchen- und Fadenzier eine unvergleichlich edle Formgebung aufweisen. Man weiß nicht, ob man der schlankeren Form (Abb. 79 links) oder der mit breitausladender Kopfplatte und entsprechend breitgehaltenem, gerade abgeschnittenem Fuß, den man sich noch verlängert denken möchte (rechts), den Vorzug geben soll. Die dreifachen Rollen sind nun nicht durch mehr einen von der einen zu der anderen Rolle überleitenden Draht, sondern durch seitlich angebrachte Leisten zusammengehalten. Ebenso vornehm wie die Fibeln wirken die gleichfalls in üppigster Filigranzier prangenden halbmondförmigen acht Goldanhänger (lunulae), die, zu einer Kette vereinigt, einen wahrhaft königlichen Halsschmuck bilden. Jeder dieser Anhänger ist aus zwei Goldblechen zusammengelötet; das mittelste Stück trägt einen Karneol.

Eine gewissermaßen umgekehrte Bestätigung dessen, was soeben über das germanisch-deutsche „Kunstwollen" ausgeführt worden ist, bietet die Betrachtung eines Ornaments, das ungefähr zu gleicher Zeit, da die Sacrauer Dreirollenfibel entstand, im germanischen Norden aufkam: das eingepreßte Sternornament. Sein plötzliches Erscheinen in den großen schleswigschen Moorfunden von Thorsberg (350) und Nydam (400 u. 450: Abb. 80) und weiter in allen drei skandinavischen Ländern seit 350, bei den samländischen Goten in nahverwandter, doch selbständiger Formgebung seit etwa 400 ist noch nicht ganz geklärt. Unwahrscheinlich ist die bisher geltende Annahme, daß die Anregung hierzu von dem germanisch durchsetzten, aber noch unter römischer Herrschaft und noch stark unter dem Einfluß römischen Kunstgeschmacks stehenden Niederrhein und Belgien her kam. Dagegen hat die neuestens ausgesprochene Vermutung, daß das Sternmuster sich von den ostgotischen Stämmen Südrußlands über Westrußland und Ostgalizien nach Mittel- und Nordeuropa verbreitet habe, viel für sich. Daß diese Zierweise trotz ihres augenfällig hohen Reizes nur gerade ein Jahrhundert lang sich zu behaupten vermochte, in Skandinavien von 350—450, in Ostpreußen von 400—500, lag daran, daß sie, um zu voller Geltung zu kommen, eine möglichst leere Fläche als Wirkungsraum brauchte, was aber wieder dem germanischen Geschmack, wie wir schon wissen, auf die Dauer nicht zusagte. Darum wurde sie von den Germanen, zumal infolge des in Skandinavien schon während des 5. Jahrhunderts stark einsetzenden Vordrängens des altheimischen Kerbschnitts, wie der neu aufgekommenen Tierornamentik, so bald wieder abgestoßen. In Ostpreußen zeigt sich der Kerbschnitt erst von etwa 500 ab. Das in Skandinavien mit dem Sternornament vereint auftretende Motiv der Randverzierung durch Reihen konzentrischer Halbkreise sowie die schon älteren Motive der Gitterzier und der quergestrichelten Dreiecke halten sich dort dagegen noch mehrere Jahrhunderte

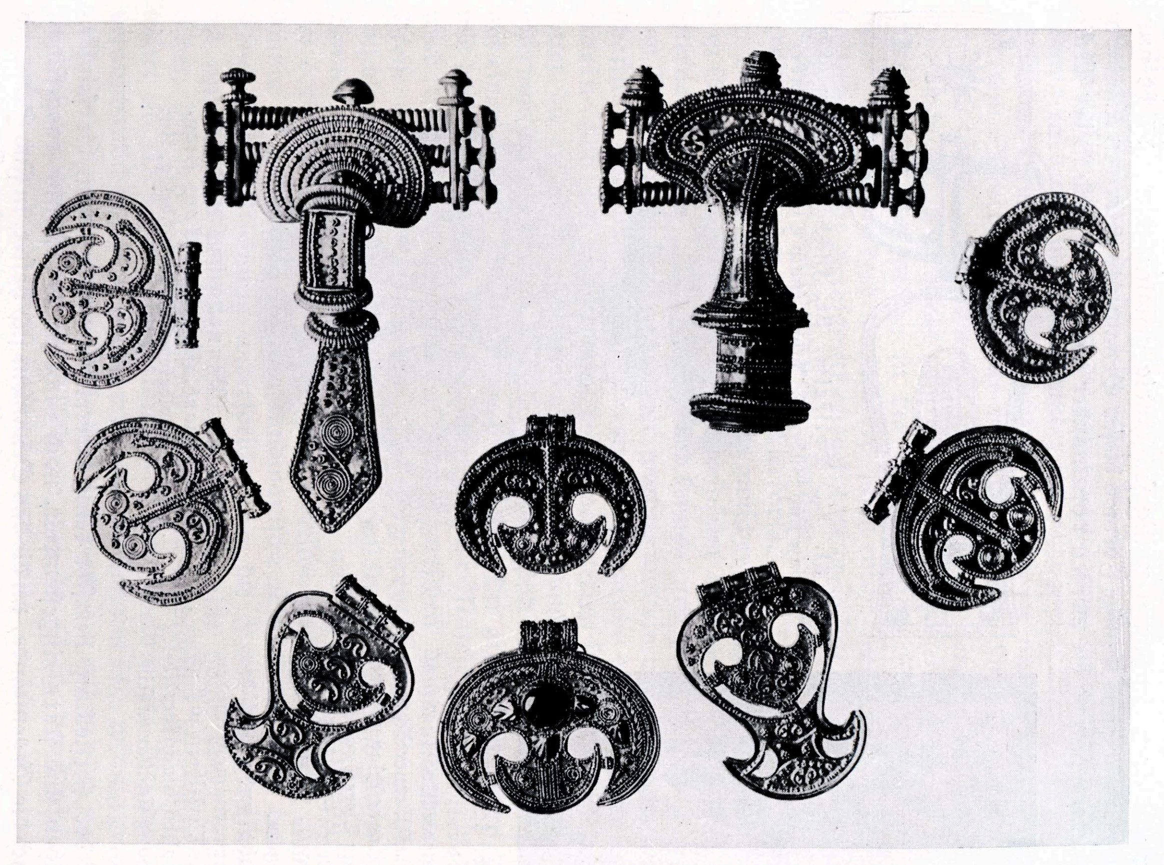


Abb. 79. $^2/_3$. Sacrau, K. Oels. Silberfibeln nebst einer Halskette von acht halbmondförmigen Hängestücken aus doppelten Goldblechen. Museum Schlesischer Altertümer zu Breslau.

lang nach dem Aussterben des Sternornaments. Bemerkenswert ist der Umstand, daß das samländische Sternornament, das doch nur um ein halbes Jahrhundert später erscheint als das skandinavische, in so gut wie allen Hinsichten völlig selbständig gestaltet wird. Nicht nur stimmen nur ganz wenige Formen dieses Ornaments in beiden Ländern überein, während die meisten voneinander abweichen, auch in der Tech-



Abb. 80. Etwa ½. Nydam, Schleswig, jüngerer Moorfund (um 450). Silberner Schwertscheidenbeschlag mit drei Paar Tieren mit aufgesperrten Schnäbeln und darüber zwei sitzenden Vögeln. Dabei Kerbschnitt und spärliches Sternornament auf den sechs Tierleibern (zu flach gehalten, um auf der Abbildung sichtbar zu sein)

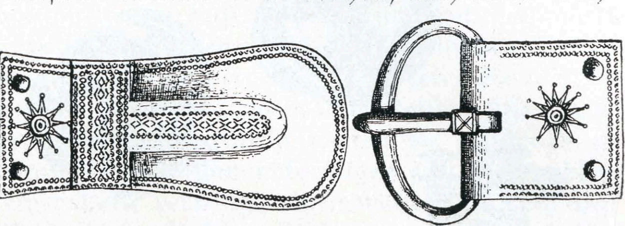


Abb. 81. ⅔. Dollkeim, Kr. Fischhausen, Ostpreußen. Bronze und Silber. 5. Jahrh. (nach Tischler-Kemke)

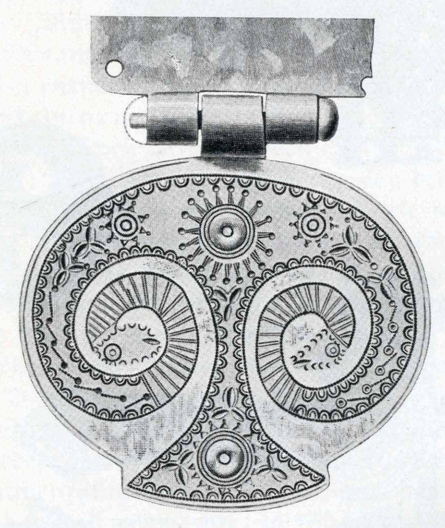


Abb. 82. Vennebo im schwedischen Vestergötland. Hängeschmuck aus Bronze mit vergoldetem Silberblechbelag. Um 450

nik der Herstellung herrscht keine Übereinstimmung: denn die samländischen sind **stets** eingestempelt, noch nicht in Kerbschnitt ausgeführt. Auch die Gegenstände, an die das Ornament sich heftet, in sind Samland ganz besondere: nämlich die durch ihren zugleich sternförmig ausgezackten Scheibenfuß so eigenartigen, geschmackvollen, nur samländischen Sternfußfibeln und die samländischen Riemenzungen, sowie nur in einem einzigen Falle eine zu einer solchen Riemenzunge gehörige Schnalle (Abb. 81). Die Erklärung für die Sonderstellung des Sam-

lands gegen Skandinavien liegt eben darin, daß die kulturellen Einströmungen nach beiden Landschaften nicht einheitlich waren, sondern nur parallel liefen und so voneinander abweichende Ergebnisse herbeiführten.

Unsere Abb. 82 und 83, 84 geben zwei Beispiele aus Skandinavien und aus Pommern, die der allerletzten Zeit dieses Ornaments angehören, als man schon dazu überging, die vom Sternornament verlangte leere Umgebung wiederum mehr oder minder mit verwandten Motiven zu füllen.

Abb. 82 führt ein Hängestück aus Bronze mit Belag von vergoldetem Silberblech vor, das in einem großen Funde von der Art der Moorfunde zu Vennebo im schwedischen Vestergötland zutage gekommen ist. Dies wohl zum Pferdezaumzeug gehörige Stück zeigt eingestempelt zwei große, in der Mitte erhöhte Sterne sowie zwei kleine Sterne; außerdem mehrere schon nicht mehr eingestempelte, sondern bereits in Kerbschnitt ausgeführte dreieckige Sternfiguren und als Umrahmung des Ganzen konzentrische Halbkreise. Die beiden eingerollten Zierbänder endigen in Tierköpfe.

In Abb. 83, 84 lernen wir ein zwischen Schleswig einerseits und dem Samlande andererseits ganz vereinsamt dastehendes Auftreten des Sternornaments in Norddeutschland kennen, und zwar in einem Funde von Treptow a. d. Rega. Hier wurden aus einer ohne jede wissenschaftliche Überwachung ausgebeuteten Kiesgrube drei Silberblechfibeln (Abb. 83) und das Unterteil einer vierten solchen (Abb. 84) gerettet, die an dem rautenförmigen Fuß ein besonders fein ausgeführtes Sternmuster aufweisen. Die Sternstrahlen sind als gegitterte Dreiecke mit einem Punkte auf der Spitze dargestellt. Der große Mittelstern, der wie bei dem Hängestück aus Vennebo, in der Mitte etwas gewölbt ist, wird von vier Halbsternen umgeben, zwischen denen konzentrische Kreise und Punkte in Dreigruppen eingestreut sind und das Ganze umschließt ein Rahmen konzentrischer Halbkreise, während längs den Kanten ein Band in Nielloeinlage läuft, wie sie in der Zeit von 450 bis 600 Mode war. Das rein skandinavische Ornament dieser Fibeln könnte es nahelegen, sie für skandinavische Einfuhrware zu halten. Einer solchen Meinung widerspricht aber die Form des Fibelfußes, der nur bei den deutschen Silberblechfibeln eine völlig ebene Fläche bildet, bei den skandinavischen aber stets dachförmig gebrochen gestaltet ist. Von den beiden skandinavischen Fibeln dieser Art, die das veranschaulichen sollen, hat die erste, aus der Zeit um 450, zufällig gerade auch das Sternornament (Abb. 85), während die andere, die nahezu ein Jahrhundert später fällt (Abb. 86), an der Stelle des Dachfirstes der ersten nur noch einen Fußrücken aufweist.

Nebenbei bemerkt geht, wie so viele schon erwähnte Schmuckformen, auch die Silberblechfibel auf eine gotische Neuerung zurück. Aus der Drahtfibel mit umgeschlagenem Fuß war ja, wie wir bereits wissen, eine breit bandförmige Fibel mit halbrunder Kopfplatte und breitem,

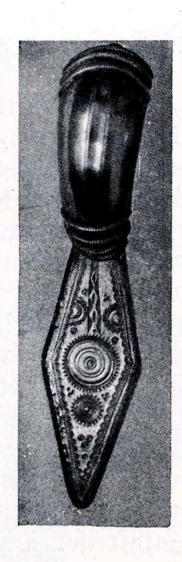


Abb. 83. Treptow a. Rega. Teilweise vergoldete Silberblechfibel

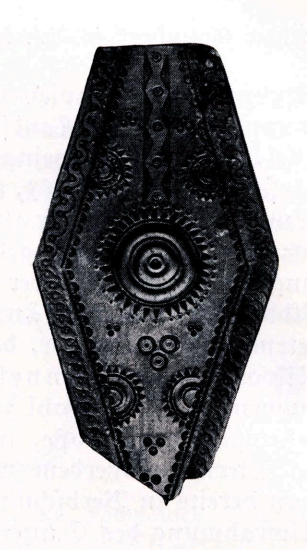


Abb. 84. Treptow a. Rega. Fußstück einer teilweise vergoldeten Silberblechfibel. Um 450

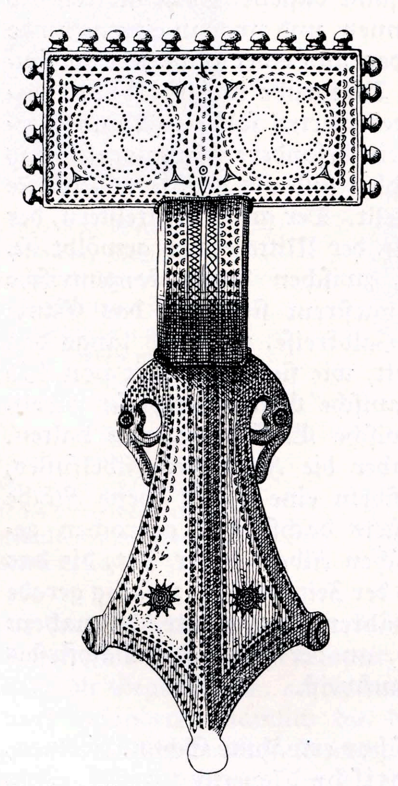


Abb. 85. 3/4. Eidsten, Jarlsberg und Larvik, Norwegen. Silber. Um 450 (nach Salin)

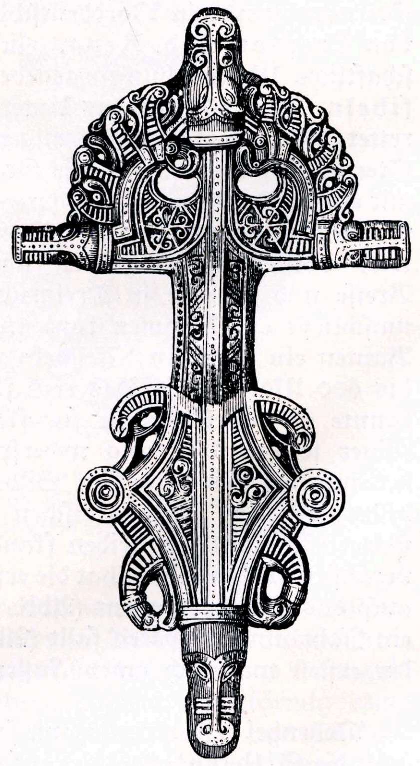


Abb. 86. 2/3. Öland, Schweden. Silber (nach H. Hildebrand) 500—550

niedrigem, winklig abschließendem Fußende von Sacrauer Form geworden (Abb. 76). In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts nimmt der Fuß durch Höherrücken des winkligen Umbruchs vom Fußende nach der Mitte hin eine der Rautenform sich leise annähernde Gestalt mit hochliegender größter Fußbreite an, wie wir sie aus dem gepidischen Schatzfunde von Szilagy-Somlyo kennenlernen werden (vgl. S. 105). Nun scheint die seit dem Einbruch von 375 beginnende Hunnenherrschaft in Osteuropa bei den Goten für einige Zeit eine Verarmung an Gold und infolgedessen eine Verwendung schlechten Silberblechs für Frauenschmuck herbeigeführt zu haben. So schufen sie gegen 400 oder etwas früher aus der eben beschriebenen Form die nackte, gänzlich unverzierte Silberblechfibel, die an der halbrunden Kopfplatte drei oder, falls eine doppelte Spiralrolle eingerichtet wurde, fünf massive, halbkugelförmige Knöpfe trägt und darum auch Drei- oder Fünfknopffibel heißt (Abb. 89). Die beiden rückwärtigen Spiralrollen werden an ihren über den Rand der Kopfplatte hinausragenden Enden, wie bei der Sacrauer Art, durch Querleisten verbunden, welche die Kopfplatte zunächst nur berühren, bald aber gleichsam durch Abschaben der Seitenränder sie gerade abschneiden (Abb. 87, 88). Dann verschwinden die Spiralen und die Querleisten werden gleichzeitig als dünne Bleche an den Seitenrändern der Kopfplatte festgenietet (Abb. 89). Diese Art Schmuckstücke findet sich bei den Ostgoten auf der Krim und den Gepiden in Ungarn sowie auch in Siebenbürgen, das die Gepiden seit 376, nach dem Abzug des heidnischen Teiles der Westgoten nach der Walachei, in Besitz genommen hatten.

Sie findet sich ebenso bei den Westgoten. Und zwar sowohl bei dem heidnisch verbliebenen Teile der Westgoten, der nach Athanariks Vertreibung unter seinem Nachfolger Radagais um 400 aus der Walachei nach Italien wanderte und nach der vernichtenden Niederlage in der Schlacht bei Fäsula, nahe Florenz, im Jahre 406 als selbständiges Volk seinen Untergang fand, als auch bei dem christlichen Teile, der 375 auf römisches Gebiet übergetreten war. Unter König Alarik machten letztere seit 390 ihre großen Züge durch die Balkanhalbinsel, 401 nach Italien, und schließlich führte sie Alariks Nachfolger, Athaulf, 412 nach Südfrankreich, das er 413 eroberte, 415 aber wieder räumte, um nach Spanien zu gehen. Von hier kehrten die Westgoten unter König Wallia 418 nach dem westlichen Südfrankreich zurück, wo ihnen vom römischen Kaiser die Gebiete zwischen Loire und Garonne sowie um Toulouse abgetreten wurden, während Südostfrankreich, namentlich alles Land östlich der Rhone, römisch blieb. Unter Wallias Nachfolger Theoderik I. erfolgte hier die Landnahme in der Weise, daß die Goten zwei Drittel vom Ackerland, von Vieh, Sklaven und Kolonen zu steuerfreiem Eigentum bekamen. Sie erlangten dadurch ein Übergewicht über die romanische Bevölkerung ihres neuen Landes. Nach der Hunnenschlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 überschreiten die Westgoten die Loire

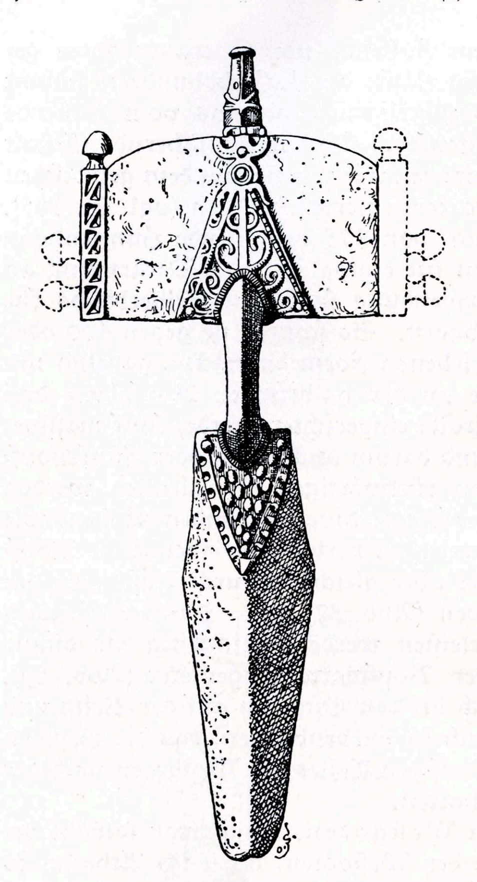


Abb. 87. 1/2. Mezőkászony, Komitat Bereg, Nordostungarn. Silber (nach Salin)

Abb. 88. 1/2. Perjámos, Komitat Torontal. Südungarn. Silber (nach Salin)

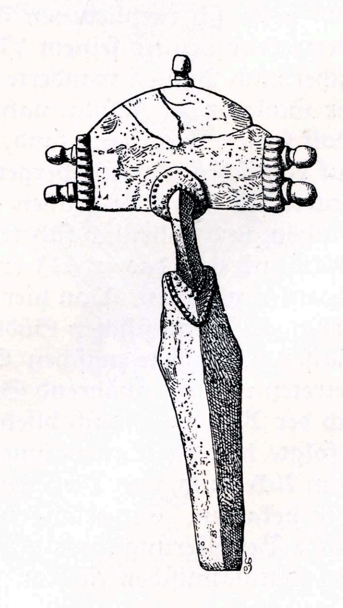


Abb. 89. 1/2. Straßburg i. Elſ. Gehämmerte Silberblechfibel (nach Salin)

und unterwerfen die bei Orleans angesiedelten Alanen. 456 erobern sie einen großen Teil Spaniens und 462 die wichtige Stadt Narbonne. Der Westgotenkönig Eurik (460—484), der das westgotische Gesetzbuch schuf, brachte sein Reich auf den Gipfel der Machtstellung, als er nicht nur volle Souveränität über das Gebiet zwischen Loire, Pyrenäen und Rhone vom Kaiser erreichte, sondern auch noch die Südprovence gewann.

Und dieser Gebietsentwicklung entsprechend finden wir die nackte Silberblechfibel außer in der Krim, Rumänien, Siebenbürgen, Ungarn, auch in Slawonien, Kroatien, Oberitalien (spärlich), Südwestfrankreich und Spanien. In Südwestfrankreich sind die glatten Silberblechfibeln also mit Sicherheit um die Zeit seit 418 bestimmt. Sie erscheinen dort nur zwischen Garonne und Loire, fehlen dagegen gänzlich in dem Lande zwischen Loire und Seine, das damals noch unter römischer Herrschaft stand. Außerdem zeigen sie sich noch in Nordfrankreich zwischen Seine und der heutigen französisch-belgischen Grenze, doch nicht mehr in Belgien selbst, wo bereits die Franken herrschen. Ebenso fehlen sie völlig in dem Gebiete östlich des Rheins. Die genaueren Belege für die hier geschilderte Verbreitung der Silberblechfibeln bietet die Karte in Abb. 105.

Während des 5. Jahrhunderts entwickeln sich unter westgotischem Einfluß von Frankreich her auch die skandinavischen Silberblechfibeln (Abb. 85, 86) mit ihrer dachförmig gebrochenen Fußplatte und rechteckigen Kopfplatte, deren jüngere Stufen bis weit in die Wikingerzeit hinein fortleben.

Zwei Umstände sind bei dem verschiedenartigen Auftreten der Silberblechfibeln in Frankreich nebst Elsaß recht auffallend. Während sonst in Frankreich innerhalb der älteren Stufe dieser Fibeln nur solche mit schon rückwärts hohlen Knöpfen anzutreffen sind, kommen zweimal, bei Straßburg und an der Saone, solche vom allerältesten Typus, mit noch massiven Knöpfen, vor (Abb. 89) und dies in einer Gegend, wo von Westgoten nicht die Rede sein kann. Ich vermute nun, daß das Straßburger Stück aus der Hinterlassenschaft jener Gepidenabteilung stammt, die schon um 405, also noch vor der Ankunft der Westgoten in Frankreich, im Anschluß an den großen Wanderzug der in Pannonien ansässigen hasdingischen Wandalen und der oberungarischen Sweben-Quaden, wie diese in Gallien einbrach. Dort trennte sich aber diese Gepidenabteilung von den Wandalen und Sweben, die weiter nach Spanien wanderten, und ließ sich von den Römern als bundesgenössische Grenzwächter im Elsaß ansiedeln, wo ihre Nachkommen noch mehrere Jahrhunderte lang sich nachweisen lassen.

Der zweite auffallende Umstand ist folgender. Bei den Westgoten in Südwestfrankreich und Spanien finden sich nach den besprochenen glatten Silberblechfibeln überwiegend solche einer jüngeren Art, die bereits wieder Verzierung angenommen hat. Dagegen überwiegen in dem genannten Strich Nordfrankreichs, wo Silberblechfibeln vorkommen,

durchaus solche der ersten, unverzierten Stufe. Auch hier kann von Westgoten keine Rede sein. Wenn ich eine Vermutung hier wagen soll, so möchte ich sagen, es könnten da vielleicht wandalische Taifalen, die bis 376 in der Walachei siedelten, in Betracht kommen. Diese wurden nämlich samt den ihnen verbündeten sarmatischen Serren vom Westgotenkönig Athanarik bei seinen Verteidigungsmaßnahmen gegen die Hunnen im Jahre 376 aus ihren Sitzen in der Walachei vertrieben, traten auf römisches Gebiet über und erhielten von den Römern neue Sitze in Gallien. Taifalen und Sarmaten vereint werden dort in der Landschaft Poitou genannt, haben aber anfangs, d. h. im 4. Jahrhundert, möglicherweise in dem fraglichen Gebiete Nordfrankreichs gesessen und sind erst in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor dem Ansturm der Franken weiter südwärts ins Westgotenland gezogen.

In Westeuropa nehmen die westgotischen Silberblechfibeln auf ihrer zweiten Stufe, wie schon eben erwähnt wurde, um 450 wiederum Verzierung an und verwenden dafür bis etwa 480 das Muster des altheimischen, vom Holz auf Metall übertragenen Kerbschnitts, meist in der Technik der Pressung, seltener des Gusses (Abb. 106). Ferner entwickeln sich an den oberen und mittleren Ecken der Fußplatte kleine Rundeln und an der unteren Fußspitze setzt sich ein charakterloser Tierkopf an. Hieraus gestalten die Gepiden in Ungarn und Kroatien in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts eine dritte Stufe, eine nun nicht mehr gehämmerte, sondern stets gegossene Fibel, die durch Aufnahme der orientalischen Spiralranke ihr kennzeichnendes Ziermuster erhält. Diese Stufe fehlt bei den Westgoten ganz und ist bei den Ostgoten selten (Abb. 92). Gegen 500 bilden nun die Gepiden diese Schlußstufe der Silberblechfibeln zu dem vollen Typ der Fibeln mit scharf umrissenem Rautenfuß um, an dem die vier oder sechs Eckrundel, wie auch die Knöpfe der halbrunden Kopfplatte oder die als Ersatz der Knöpfe dienenden krummschnäbeligen Vogelköpfe nun stets mit Granaten geschmückt werden und der bisher weniger charakterisierte Tierkopf der Fußspitze zu einem wohlausgebildeten sich wandelt (Abb. 93, 94). Diese Fibelart wird gern von den Ostgoten in Italien sowie von den Franken in Frankreich nordwärts der Seine nebst südlichem Belgien und besonders stark in Rheinhessen übernommen, dagegen von den Germanen Deutschlands völlig abgelehnt, ebenso wie es früher bei den Silberblechfibeln der Fall war. Die schönsten Stücke finden sich in der Heimat des Typus, im gepidischen Ungarn und Siebenbürgen, weshalb ich sie schon vor Jahren „Gepidenfibel" benannt habe; mittelgute bei den Ostgoten in Italien, weit weniger gute bei den südrussischen Gotenresten und den Westgoten in Südwestfrankreich und Spanien; mittelgute dagegen wieder zahlreich in Nordfrankreich nördlich der Seine, in Südbelgien und im linksrheinischen Deutschland am Mittel- und Oberrhein, also in allen fränkischen Landen. Die Franken wurden nämlich im 5. und 6. Jahrhundert vom gotisch-gepidischen

Einfluß so stark beherrscht, daß fränkische und gotisch-gepidische Kulturhinterlassenschaft schwer zu unterscheiden sind. Die Verbreitung der Gepidenfibel veranschaulicht die Karte in Abb. 95.

Die Granateinlage dieser Fibeln, die uns an die schon vereinzelt erwähnte Edelsteinverwendung an Schmuckstücken aus Edelmetall

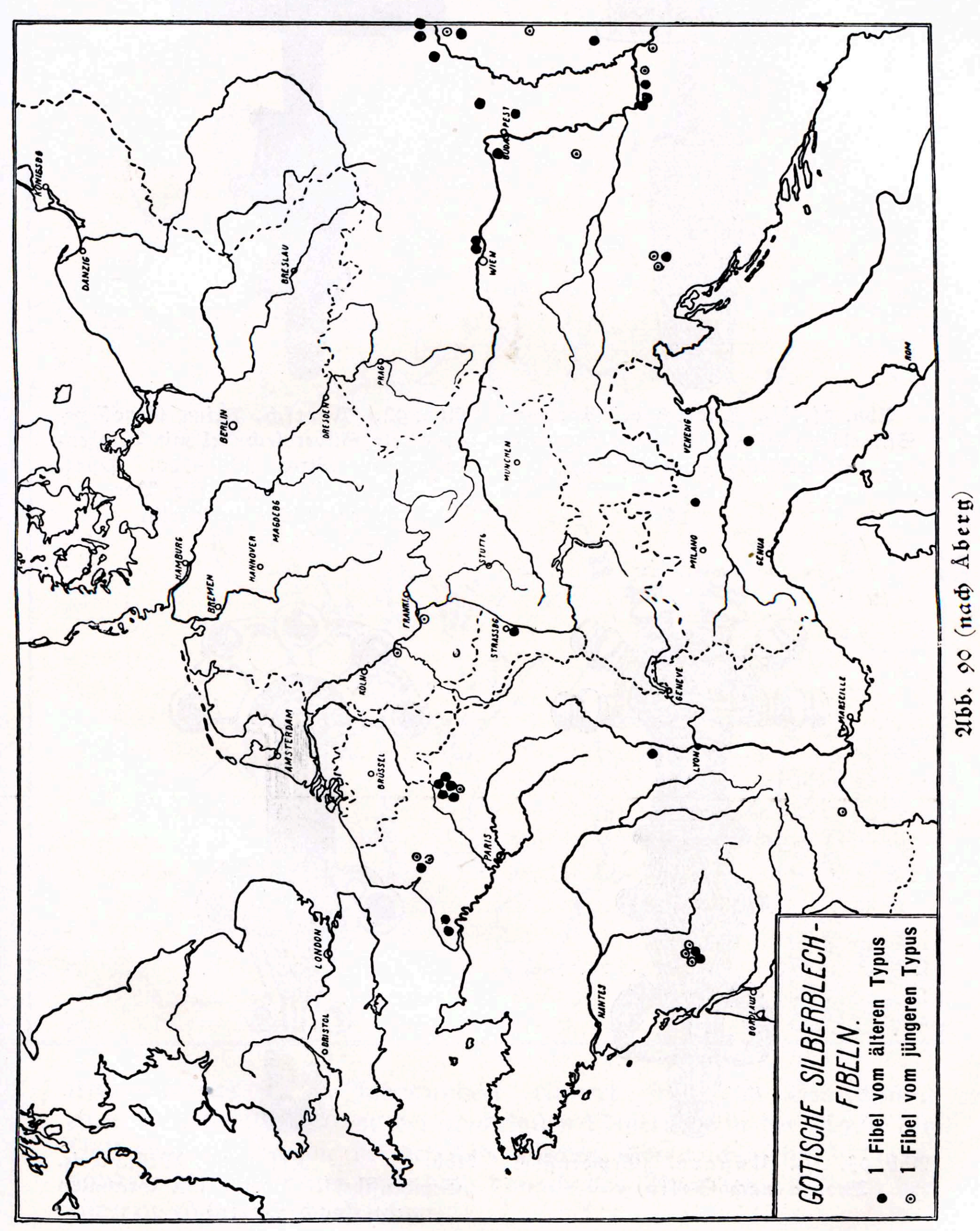


Abb. 90 (nach Åberg)

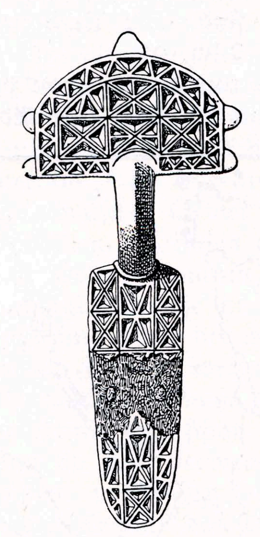


Abb. 91. $^1/_3$. Kärlich bei Koblenz. Silberblechfibel mit Auflage gepreßten Silberblechs (nach Salin)



Abb. 92. Kertsch, Krim. Gegossene, vergoldete Silberblechfibel mit Rankenornament. Etwa 480—500. Phot. des Staatl. Museums für Vor- u. Frühgeschichte zu Berlin

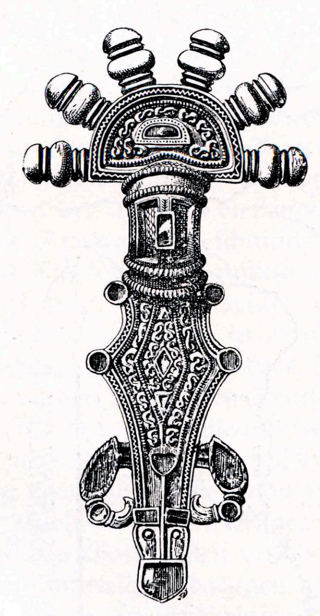


Abb. 93. $^1/_2$. Ungarn. „Gepidenfibel Bronze (nach Salin)

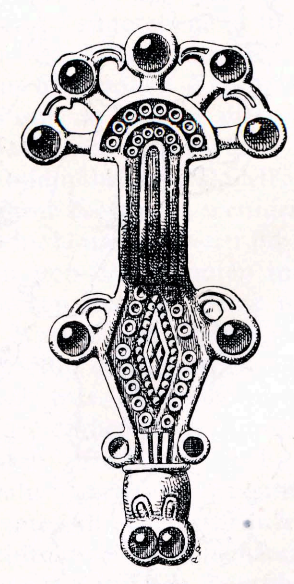


Abb. 94. $^1/_1$. Yfferten, Westschweiz. „Gepidenfibel". Bronze mit Granaten (nach Salin)

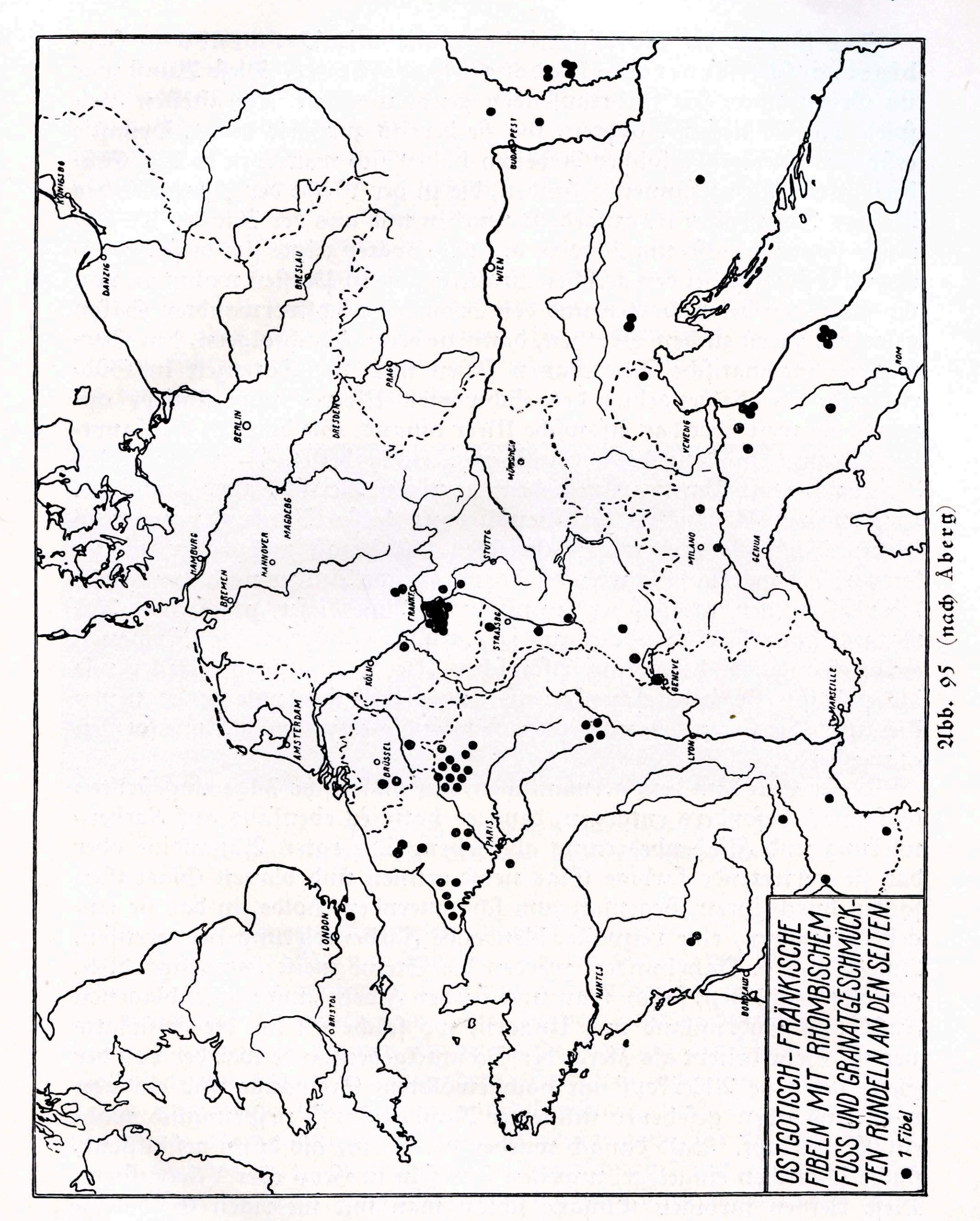


Abb. 95 (nach Åberg)

Mitteleuropas im 4. Jahrhundert erinnert, führt zur Betrachtung einer weiteren, und zwar der wichtigsten Neuerung in der Kunst der Völkerwanderung, die bei den südrussischen Goten schon im 3. Jahrhundert Platz gewann und bald danach das Kunstgewerbe auch der anderen Germanen befruchtete.

Das ist eben die Goldschmiedearbeit mit Verwendung farbiger, geschliffener Edel- oder Halbedelsteine. Diese Kunst war im Orient schon seit Jahrtausenden geübt worden. Die ältesten Beispiele hierfür liefert Ägypten, wo sie bereits zur Zeit der I. Dynastie erscheint. Zahlreiche solcher Arbeiten haben sich weiterhin in den Gräbern zweier Prinzessinnen gefunden, die in der Nähe der Pyramide des Königs Amenenhet II. aufgedeckt wurden und aus der Zeit der 12. Dynastie stammen, also um 2000 v. d. Ztr. Später zeigte sich diese Kunstübung besonders bei den arischen Iraniern, die in Persien wohnten, von wo sie zu den benachbarten und den Iraniern nächstverwandten Saken gelangte, zuerst zu den Skythen, dann zu deren Nachfolgern, den Sarmaten. Sarmatische Rhoxolanen saßen nun zur Gotenzeit in Südrußland, im Küstengebiet des Schwarzen Meeres vom Dnjepr ostwärts bis weit über das Asowsche Meer hinaus. Sie bildeten die Hauptbevölkerung in dem bosporanischen Reiche, dessen Mittelpunkt die Krim war mit Panticapäum, dem heutigen Kertsch, als Hauptstadt. Ein zweiter Bestandteil der Bevölkerung dieses Reiches, namentlich in den Küstenstädten, waren Griechen, die längst mehr oder minder sarmatisiert waren. So wies die bosporanische Kultur noch mancherlei Überlieferungen griechischer Kunst auf. Aus dieser zwiefachen Anregung, hauptsächlich jedoch aus sarmatischer, schöpften die Germanen Südrußlands, d. h. die am Asowschen Meere ansässigen Heruler wie die politisch sie beherrschenden Goten, die Bestandteile einer neuen Zierkunst, die sie an den von ihnen selbständig erfundenen Kunstformen anwendeten.

Dieser Stil kam dem germanischen, auf malerische Züge eingestellten Geschmack besonders entgegen, denn er hatte es ebenfalls auf Farbenwirkung und Flächenbedeckung abgesehen. Die roten Almandine oder das sie vertretende farbige Glas nebst grünen und blauen Glaspasten sollten durch ihren Gegensatz zum schimmernden Golde, in das sie eingebettet waren, eine reizvolle, blendende Farbenwirkung hervorrufen. Im 3. und 4. Jahrhundert werden die Steine meist „mugelig" d. h. gewölbt geschliffen, so schon an zwei frühen Fibeln „mit umgeschlagenen Fuß" aus Südrußland und Ungarn, wo solche Steine die Fußplatte zieren. Sehr beliebt als Zierat der Schmuckgegenstände war der von der Seite gesehene Adlerkopf mit hochgewölbtem Steinauge und ein von vorn und oben gesehener stilisierter Raubtierkopf, ursprünglich wohl ein Löwenkopf. Bald danach wurden die Steine als dünn geschliffene, flache Plättchen eingelegt, zuweilen sehr fein in Herz- oder Nierenform. Diese kleinen farbigen Einsätze schloß man mit niedrigen Goldblechwänden ein, die auf dem Grund senkrecht aufgelötet wurden, die sog. Zellen. Danach gibt man dieser Ziertechnik den Namen Zellenverglasung. Um die Leuchtkraft der durchsichtigen Steinplättchen zu verstärken, wurde ihnen eine Unterlage aus dünnstem Goldblech gegegeben, das durch den Stein hindurchscheint. Noch wirksamer wurde

dieser Untergrund, als man später in das untergelegte Goldblech regelmäßig eine in schachbrettartigem Muster gestaltete Waffelung einpreßte.

Bezogen wurden die Edelsteine aus Syrien, Persien, Indien. Mit diesem Edelsteinhandel bringe ich die neuerdings auf Inschriften Vorderindiens, die angeblich dem 2. Jahrhundert angehören, erkannte Nennung von Goten in Beziehung. Die Indologen haben gemeint, die weite Handelsreise dieser Goten mit dem ostpreußischen Bernsteinhandel in Verbindung bringen zu müssen. Möglich ist es ja, daß diese Goten noch so kräftige Verbindungen mit der alten ostpreußischen Heimat besaßen, daß sie von dort Bernstein beziehen konnten. Ansässig waren sie aber sicher am Schwarzen Meer. Und was sie gerade nach Indien führte, war wohl nicht so sehr der Vertrieb von Bernstein, als der Einkauf von Edelsteinen.

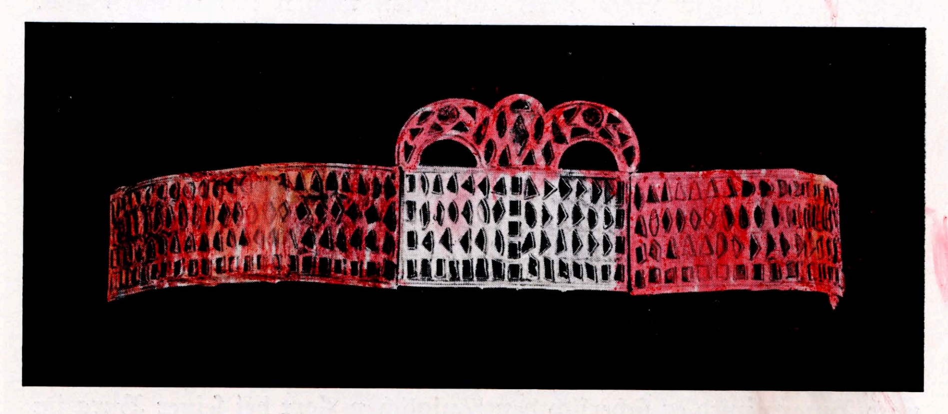


Abb. 96. Kertsch. Krone aus Goldblech mit eingesetzten Almandinen. Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin

Zu den früheren Beispielen ostgotischer Arbeit in diesem neuen Stile gehört eine Krone (Abb. 96), die im Verein mit vielen in derselben Technik ausgeführten kleineren Schmuckstücken zu Kertsch auf der Krim zum Vorschein kam. Dies hervorragende Stück besteht aus einem dreigeteilten, dünnen Bronzebande, das auf der Vorderseite mit Goldblech überzogen ist. Auf dem Goldblech sitzen in aufgelöteten Zellen flache rote Steine von unregelmäßiger, bald dreieckiger, bald viereckiger oder elliptischer Form. Überragt wird der Mittelteil von einem Gebilde, das einen doppelten Adlerschnabel mit einem gemeinsamen Kopf darstellt, wobei Augen und Nasenlöcher durch grüne Einlagen hervorgehoben sind.

Im 4. Jahrhundert verbreitete sich diese Zierweise mit vielen anderen zum Teil schon erwähnten gotischen Eigenheiten, ich nenne weiter noch die aus drei Knochenplatten zusammengenieteten, im Umriß glockenförmigen Kämme, von Ungarn über Schlesien, Böhmen, Thüringen

nach dem Mittelrhein und Süddeutschland bis an die Schweizer Grenze. Auf diesem Wege liegt das rasch so berühmt gewordene Gräberfeld von Haßleben bei Weimar (vgl. oben S. 81 und Abb. 77, 78).

Wir sahen schon bei Betrachtung der nackten gotischen Silberblechfibeln, die in der Zeit um 400 oder wenig früher einsetzen, daß hier ein bemerkenswerter Zeit- und Kulturabschnitt liegt, der durch sehr bestimmte Form- und Zieränderung der Schmuckstücke aus Edelmetall gekennzeichnet wird. Es ist das die Auswirkung des im Jahre 375 erfolgten Hunneneinbruchs über den Don nach Südrußland, wodurch zunächst das Ostgotenreich König Ermanariks, jenes in der gotischen Heldensage so berühmt gewordenen Herrschers, vernichtet wurde. Von der ostgotischen Bevölkerung zog ein Teil nach Westen ab, der zurückbleibende mußte sich für achtzig Jahre dem Hunnenjoche beugen. Die westlich des Dnjestr wohnenden Westgoten wichen den Hunnen aus. Die christliche Partei fand, wie wir schon hörten, Aufnahme im römischen Reiche; die heidnische unter König Athanarik zog sich an den Karpatenfuß zurück in eine Landschaft, deren Name Kaukaland war. Dies Kaukaland deckt sich mit dem heutigen rumänischen Bezirk Buzeu oder Buzau, jenem erinnerungsreichen Gebiete, wo 1917 unsere Moldaufront lag. Hier errichtete Athanarik im Jahre 376 Verschanzungen, die sein Volk vier Jahre lang vor den Hunnen schützten. Gleichzeitig besetzte er, nach Vertreibung der Taifalen und der sarmatischen Serren, von deren Abwanderung nach Gallien um diese Zeit bereits oben (S. 92) gesprochen wurde, die bis dahin von jenen Stämmen bewohnte Walachei. 380 mußte Athanarik jedoch vor den Anfeindungen durch seine Verwandten aus seinem Lande weichen. Vor seiner Flucht nach Byzanz wird er sicherlich den königlichen Hort bei seiner Burg im Bezirk Buzau vergraben haben in der Hoffnung, nochmals als Herrscher in sein Land zurückkehren zu können. Doch starb er bereits im nächsten Jahre. Herrschaft war damals unmöglich ohne einen Goldhort, aus dem der Herrscher seine Getreuen „in Milte" ständig lohnen konnte. „Hort und Reich" ist in den altdeutschen Heldengedichten eine stehende Formel, deren beide Teile fast gleichbedeutend sind. Noch unsere heutige Sprache läßt das durchscheinen an der Übereinstimmung der Worte „das Reich" und der „Reichtum", und wenn Luther sagt „reicher Gott", so meint er damit „mächtiger, herrlicher Gott".

Es leidet nun kaum einen Zweifel, daß der berühmte Goldschatz, der 1837 beim Dorf Pietroassa im Bezirk Buzau entdeckt worden ist, der größte und kostbarste aller vorhandenen Schätze aus der Völkerwanderungszeit, eben jener Königshort ist, den Athanarik im Jahr 380 wahrscheinlich vergraben ließ. Dieser Schatz, ein wahrer Nibelungenhort, war lange Jahrzehnte die Hauptzierde des Bukarester Nationalmuseums. Leider wurde er gleich nach seiner Entdeckung von den gewinnsüchtigen Findern mit dem Hammer zusammengeschlagen, verlor so alle seine zahllosen Edelsteine und schmolz durch die Unehrlich-

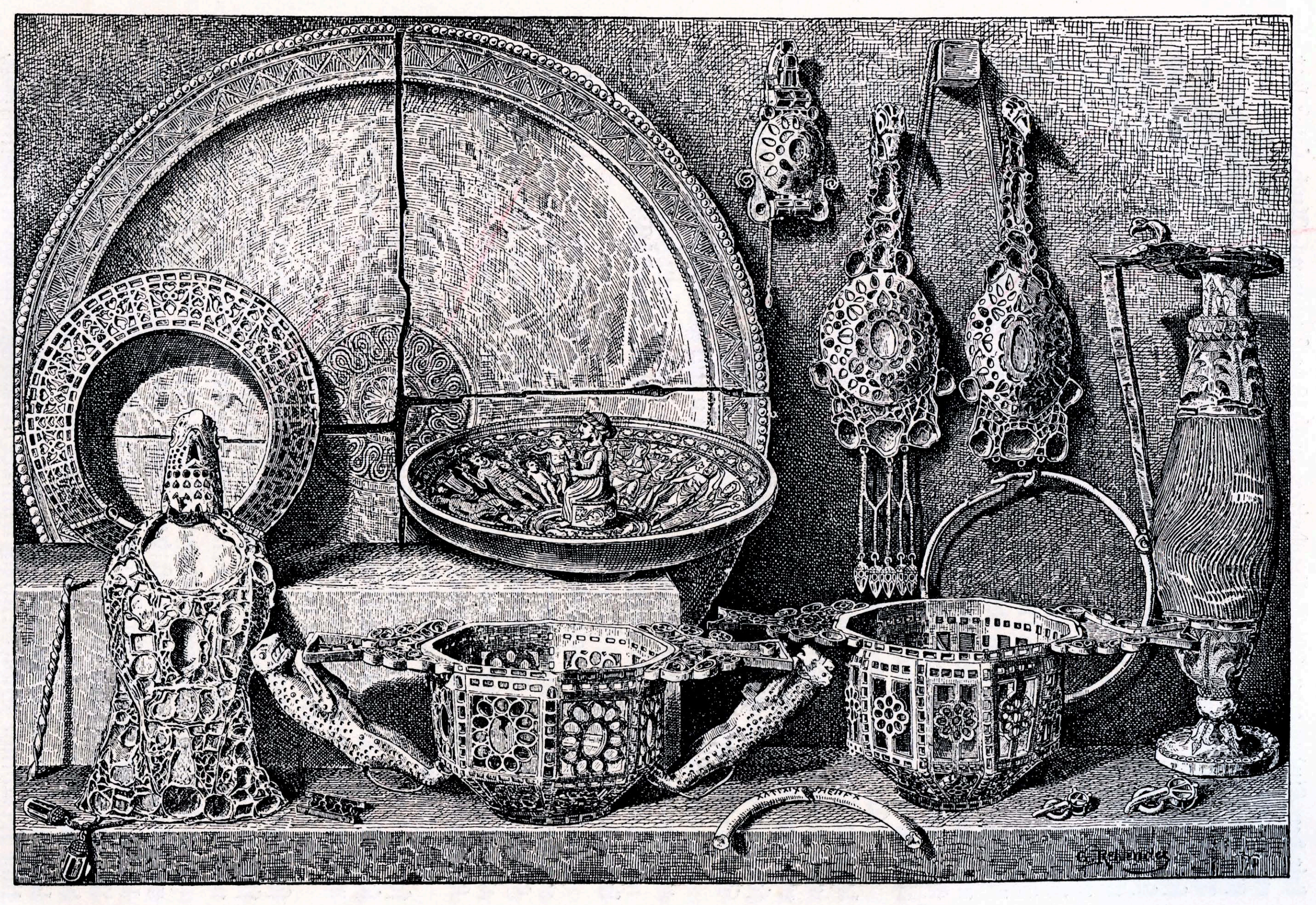


Abb. 97. Pietroassa im Bezirk Buzeu an der Ostgrenze der Walachei. Goldschatz, um 380 vergraben.
Die beiden gotischen Goldschnallen (ganz unten rechts) stammen aus derselben Gegend, gehören aber nicht zum Schatze

keit der Finder von 22 Goldarbeiten auf 12 zusammen. Auch sonst hat er traurige Schicksale erlebt: 1875 wurde er aus dem Museum gestohlen; schließlich ist er von dem geschickten Berliner Goldschmied Telge nach Möglichkeit wiederhergestellt worden. Sein Gewicht, ursprünglich ¾ Zentner, beträgt jetzt nur noch 29 kg. Ungewiß ist auch seine Zukunft. Die Rumänen haben ihn nämlich im Weltkriege bei ihrem Rückzug vor dem deutschen Heere nach Moskau hinübergebracht, wo er heute noch sich befindet und festgehalten wird. Glücklicherweise besteht, wie mir durch private Mitteilung bekannt geworden ist, die ihrerseits auf amtliche Mitteilung der russischen Regierung zurückgeht, keinerlei Gefahr, daß dieser geschichtlich wie kunstgeschichtlich gleich unersetzliche Schatz etwa im Schmelztiegel ein unrühmliches Ende finde, wie lange befürchtet wurde. Ich führe die erhaltenen Stücke einzeln an (Abb. 97):

1. Eine Riesenadlerfibel oder Mantelschließe, die ohne die langen Bommeln 27 cm lang ist; sie ist so dicht mit Goldzellen bedeckt, in denen einst Granaten steckten, daß der eigentliche Goldgrund fast verschwand. Die Zellen haben zum Teil Herz-, Nieren- oder Tropfenform (so am Halse) oder geben das Motiv des Blattes mit geneigter Spitze wieder.

2. und 3. Zwei etwas kleinere Mantelschließen ähnlicher Art, auch noch ungewöhnlich groß.

4. Eine Vogelbrosche, wabenartig mit Glasflüssen und Bergkristallperlen bedeckt.

5. und 6. Zwei reizende Körbchen, ein achteckiges und ein zwölfeckiges, in Gitterwerk ausgeführt, das mit Steinen gefüllt war, in der Form griechischer Kantharoi, aber sassanidischer Arbeit. Die Henkel des achteckigen Körbchens werden durch springende Panther gestützt, deren Leib ebenfalls mit Steinen besetzt war.

7. Eine Goldplatte, das größte Stück des Schatzes, eine Bratenschüssel von über ½ m Durchmesser; ihren Rand begleitet ein Band schraffierter Dreiecke, während die Bodenmitte von einem Schleifenmuster geziert wird.

8. Eine antike, aber nicht im klassisch-antiken Stile, sondern barbarisiert, aber doch meisterhaft gearbeitete, goldene doppelwandige Opferschale, in deren Mitte eine sitzende Frauengestalt plastisch hervorragt und um die herum am Boden mythologische Gestalten gruppiert sind.

9. Bruchstück eines goldenen Halsringes mit der Runeninschrift gutaniowihailag. Leider ist das Stück bei dem Diebstahl des Jahres 1875 gerade an der Stelle der Runeninschrift durchgebrochen worden. Man war von jeher fast allgemein davon überzeugt, daß die Inschrift in die drei Worte zu zerlegen sei: gutanio wi hailag. Während die beiden letzten Worte einwandfrei klar sind, bot gutanio jedoch kaum überwindliche sprachliche Schwierigkeiten in der Endung. Auch die Auffassung, nach der es sich hier um ein Eigenschaftswort handele, „Gotisches",

fand keine Anerkennung. Da trat plötzlich der kühne, zuerst verblüffende Gedanke auf, es sei vielmehr Gutan jovi hailag abzuteilen und dies zu übersetzen „Der Goten Jupiter (dem Donar) heilig". Daß die Goten Donar verehrt haben, ist auch sonst nachweisbar. Und daß der Gottesname in der interpretatio romana, der Übersetzung ins Latein, auftrete, könne dadurch erklärt werden, daß die Inschrift des Ringes von Athanariks Vater herrühre, der seine Jugendjahre als Geisel am Kaiserhofe Konstantins verbracht und dort die lateinische Sprache erlernt habe. Allein bei ruhiger Überlegung erkennt man bald das Unmögliche dieser ganzen Auslegung der Inschrift. Hingehen möchte allenfalls noch der Umstand, daß dann Gutan statt Gutanê „Der Goten" stehen würde, was bei einer Runeninschrift denkbar wäre. Zwei andere Anstöße sind aber von zu schwerer Art, als daß man darüber hinwegkommen kann. Wie soll man sich denken, daß in die Inschrift dieses Heiligtums ein lateinischer Name eingeschwärzt worden sei? Und dann hat das germanische hailag durchaus nicht den Sinn „(jemandem) geweiht", sondern bedeutet nur „unverletzlich", „heilig" schlechthin. Man muß also an der alten Teilung der Buchstaben festhalten. Und da ist nun allerneuestens auch eine befriedigende Erklärung von gutanio gegeben worden. Wie schon in einer älteren Erklärung des Wortes geäußert worden ist, muß das Wort als ein Genitiv Pluralis von einem weiblichen Substantiv gutani aufgefaßt werden. Der Sinn des Wortes ist jedoch nicht etwa „gotische Frauen", sondern in bedeutsamer Einschränkung die „weiblichen Schutzgötter oder Idisen", die „Stammesgöttinnen des Gotenvolkes". Derartige Namen von Göttern und besonders von Göttinnen, Muttergottheiten, die aus derselben Wortwurzel gebildet sind, wie der Name des jene Gottheiten verehrenden Volkes oder Stammes selbst, begegnen uns häufiger im Kreise der altgermanischen Göttergestalten. Danach wäre also der Goldring ein unverletzliches und zugleich mit magischer Kraft begabtes „Göttereigen", und zwar ein Eigen der gotischen Stammesgöttinnen.

10. Einen glatten Goldhalsring mit Haken und Ösenverschluß.

11. Einen breiten Halskragen mit Zellenmosaik, teilweise in Herzform, besetzt.

12. Eine hohe, im Querschnitt ihres Körpers spitzovale Goldkanne mit rechtwinklig geknicktem Henkel, von dessen Höhe ein Raubvogel Auslug hält.

Unter den zehn verlorenen, von den Findern wohl eingeschmolzenen Stücken befanden sich ausschließlich Wiederholungen der zwölf geretteten. Die bisher herrschende Ansicht, daß sich auch eine goldene Gluckhenne mit neun Küchlein in dem Schatze befunden habe, beruht auf einem Irrtum und auf Verwechslung mit einem ähnlichen, um zwei Jahrhunderte jüngeren langobardischen Kunstwerke. Ein solches hatte nämlich die Langobardenkönigin Theudelinde im Jahre 602 dem heiligen Johannes dem Täufer im Dome zu Monza (Modica) in

Oberitalien nebst vielen anderen Kostbarkeiten geweiht. Diesen Vorgang schildert ein Relief, das in der oberen Reihe des Bogenfeldes über dem Portal des Domes zu Monza im 12. Jahrhundert angebracht worden ist: Theudelinde überreicht dem Heiligen kostbare Kronen mit Kreuzen, Pokale und auch die Goldhenne (Abb. 98). Im linken Eckfelde befinden sich 3 Votivkronen mit den zugehörigen Kreuzen, daneben kniend König Agilulf, Theudelindens zweiter Gemahl; im linken Mittelfelde Adalwald, Theudelindens Sohn, und Guntiberga, ihre Tochter. Im rechten Mittelfelde Theudelinde mit einer Votivkrone nebst Kreuz vor Johannes dem Täufer. Ganz rechts ein Votivkreuz, vier Kelche und die Henne. Die Goldhenne mit sieben Küchlein, alle mit Granataugen geschmückt und eifrig Erbsen pickend, ein wohl unter byzantinischem Einfluß entstandenes, wenn nicht geradezu von einem byzantinischen Künstler gefertigtes Werk, befindet sich noch heute im Monzaer Domschatze (Abb. 99). Glucke mit Küken galt im Altertum als Zeichen von Überfluß und Glück.

Von ähnlicher Art wie der Königshort von Pietroassa, sind zwei Goldschätze, die an der siebenbürgischen Nordgrenze, nördlich von Klausenburg, bei Szilagy-Somlyo, zutage kamen, also auf gepidischem Gebiete. Denn Siebenbürgen hatten die Gepiden nach dem Abzuge der Westgoten 376 in Besitz genommen. Die Schätze wurden an ein und derselben Stelle, doch zu verschiedenen Zeiten entdeckt. Sie stammen etwa aus der Zeit um 400. Der erste Schatz enthält eine goldene Doppelkette, an deren Mitte ein in Gold gefaßter Rauchtopas hängt, während an den beiden Strängen goldene Miniaturdarstellungen von allerlei Werkzeugen sich befinden, welche vielleicht die mannigfachen friedlichen Beschäftigungen des Gepidenvolkes darstellen sollen; ferner eine Goldmünze des Kaisers Maximian (um 290) und vierzehn germanische Nachbildungen großer Goldmedaillons römischer Kaiser, von Maximian bis Gratian († 383). Die byzantinischen Urstücke bildeten einen Teil der Jahresgeschenke, welche die Gepiden von den Kaisern erhielten, um in freundschaftlichen Beziehungen zum Reiche zu verharren. Die Germanen nannten solche Kaisermedaillons kaisuringa, wie wir aus dem alten Hildebrandsliede wissen, worin Hildebrand als Besitzer solcher genannt wird, die er seinem Sohne zum Geschenk anbietet.

Besagt dieser erste Goldschatz wenig für die Kunst der Gepiden, so ist dagegen der andere von um so höherer Bedeutung nach dieser Richtung. Er enthält nämlich außer zwei größeren und einer kleineren Schale und einem 10 cm weiten, aus drei Röhren nebst drei Hohlperlen kunstvollst gearbeiteten Ringe nicht weniger denn zwanzig goldene Prachtfibeln (Abb. 100). Sie sind teils aus massivem filigrangeschmückten Golde, teils aus Silber mit Goldblechdecke, alle aber mit reichster Granateinlage geschmückt. Darunter befinden sich zwei Einzelfibeln, von den übrigen achtzehn sind aber zwei immer ganz gleich oder



Abb. 98. Monza, Dom. Bogenfeld vom Portal

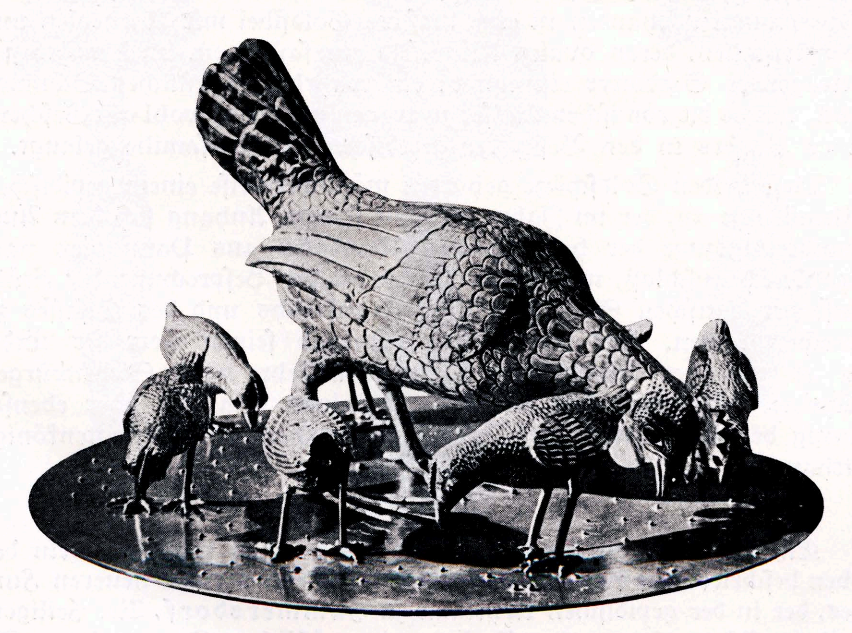


Abb. 99. Monza, Domschatz. Goldene Henne. Weihegeschenk der Königin Theudelinde

als Gegenstücke gestaltet und dazu bestimmt, paarweise getragen zu werden. Ein Fibelpaar in Schalenform (Abb. 100, Nr. 2) trägt auf der Schalenkuppel fünf anspringende Raubtiere, auf dem Rande acht kleinere Tiere, alles in Goldblech getrieben und aufgelötet, außerdem am Rande gewölbte Granaten in einfacher Fassung, im Mittelteile aber dünne Granatblättchen in Zellen. Unter den übrigen in Spangenform gehaltenen Fibelpaaren befinden sich sowohl vom älteren Typ mit tiefliegender größter Breite des Fußes (Nr. 1, 3, 5) als solche vom jüngeren Typ, bei dem die größte Breite bis in die Mitte des Fußes oder noch weiter hinaufgerückt ist (Nr. 4, 6). Die beiden Paare Nr. 1 und Nr. 3 sind massiv golden, haben noch etwas mehr Filigran und überwiegend gewölbt geschliffene Granaten. Doch befinden sich auf der Kopfplatte der Nr. 3 zwei in Relief getriebene Schlangen als Ersatz für Filigran. Der obere Knopf hat die Gestalt eines Eberkopfes, die beiden Seitenknöpfe die von Adlerköpfen. Der Bügel des sehr massigen Stückes Nr. 1 hat die Gestalt eines kauernden, mit dem Kopfe seitwärts gewandten Löwen. Die Fibeln Nr. 4—6 sind aus Silber mit Goldblechdecke. Das ältere Stück Nr. 5 hat nur gewölbte Granaten, überwiegend wenigstens auch noch das junge Nr. 4. Von besonders feinem Geschmack ist die noch reicher mit Filigran als mit Steinfassung geschmückte Nr. 6, die auf der Kopfplatte zudem eine violett und grüne Emailscheibe in Zellenfassung und auf dem Fuß einen hochgefaßten Karneol besitzt; leider sind hier die drei Randknöpfe der Kopfplatte verloren gegangen. Nur einmal vorhanden ist eine massive Goldfibel mit Karneolen und Bergkristallen, deren ovales Mittelfeld ein fast 9 cm im Durchmesser betragender Sardonyx einnimmt: ein wahrhaft fürstliches Schmuckstück, wie es die römischen Kaiser zu tragen pflegten; wohl als Geschenk eines Kaisers in den Besitz der gepidischen Fürstenfamilie gelangt.

Diese beiden Goldschätze gehörten möglicherweise einem gepidischen Kleinkönige an, der im Jahre 405 mit seinem Anhang sich dem Auswanderungszuge der hasdingischen Wandalen aus Pannonien nach Frankreich anschloß, worauf wir schon bei der Besprechung der Frühstufe der gotischen Silberblechfibeln Frankreichs und des Elsasses zu sprechen kamen. Der Gepidenfürst übergab seinen Hort der Erde, da er mit der Möglichkeit seiner Rückkehr nach Siebenbürgen rechnete. Sie war ihm und seinem kleinen Stamme aber ebensowenig beschieden, wie zwei Jahrzehnte vorher dem Westgotenkönige Athanarik.

Ein Kleinod von gleich vollendeter Schönheit wie die Fibeln des oben beschriebenen Schatzes ist ein ähnliches Stück eines neueren Fundes, der in der gepidischen Urheimat zu Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil, in Ostpreußen an der Passarge, dem östlichen Grenzfluß des Gepidenlandes, als wohl jüngstes Zeugnis gepidischer Bevölkerung des



Abb. 100. Szilagy-Somlyo im nördlichen Siebenbürgen. Zweiter Goldschatz.
Phot. Dr. Stoedtner

Weichselgebietes zutage gekommen ist (Abb. 101). Die massive Goldfibel ist überreich mit Körner- und Fädchenzier geschmückt, während die Granateinlage mit teils noch gewölbten, teils schon flachen Steinen noch etwas zurücktritt. Auf der Kopfplatte winden sich zwei Paare entgegengesetzt gerichteter Schlangen zwischen den Granatzellen, ähnlich wie auf dem einen Fibelpaare von Szilagy-Somlyo (Abb. 100, Nr. 1). Auf der Mitte der Fußplatte sind vier tropfenförmige, flachgeschliffene Granaten ins Kreuz gestellt. Die drei Knöpfe der Kopfplatte zeigen eine Form, die eine germanische Umgestaltung der spätrömischen Zwiebelform ist. Auch dieses Prachtstück gepidisch-gotischer Kunst gehört an das Ende des 4. Jahrhunderts und muß aus Ungarn oder seiner Nachbarschaft nach Ostpreußen eingeführt worden sein. Dasselbe gilt von den anderen Teilen dieses Fundes: den drei Eimerberlocks, die hier wie in Sacrau und Haßleben aus Gold gearbeitet sind, und der goldenen Halskette, von der 29 achtförmige Glieder erhalten sind. Derartige Ketten erscheinen öfters im 4. und 5. Jahrhundert. Unsere Kette hat wohl das Goldmedaillon getragen, eine Prägung des Kaisers Constantius II. aus den Jahren 335—337, in dem für Geschenkzwecke üblichen Gewicht von neun Goldsolidi; die Goldöse daran ist natürlich germanische Arbeit. Endlich gehören zu dem Funde noch Reste zweier Silberteller des 4. Jahrhunderts, die aus Südosteuropa eingeführt worden sind; sie fehlen auf der Abbildungstafel.

Äußerst reich ausgestattete Grabfunde fürstlicher Frauen, die in Zeit und Stil, namentlich was die beigegebenen Fibeln, Schnallen und sonstigen Kleidschmuck aus Gold betrifft, mit den eben genannten gotisch-gepidischen Funden völlig übereinstimmen, wurden ferner in Untersiebenbrunn auf dem Marchfelde nordöstlich von Wien gemacht, also nächst der Grenze des alten Pannoniens, wo damals gerade noch die hasdingischen Wandalen saßen, die dann 405 abwanderten, und auffallenderweise auch zu Airan, Gem. Moult, Dep. Calvados, in der Normandie. Letzterer Fund erinnert an das Vorkommen frühester Silberblechfibeln derselben Zeit in dem weiter westlich gelegenen Gebiete am Nordufer der Seine, das wir vermutungsweise mit der Einwanderung der Taifalen in Verbindung gebracht haben.

[Neuerdings hat Beninger die alte Ansicht Salins wieder aufgenommen, daß die Verbreitung der Silberblechfibeln einen der geschichtlichen Überlieferung unbekannten Zug einer Abteilung Westgoten von Siebenbürgen über Niederösterreich und Böhmen mit einer südlichen Ausbiegung über Bayern nach der Normandie (Airan) archäologisch beweise. Es sind nämlich noch zahlreiche Silberblechfibeln in Niederösterreich (z. B. Laa a. d. Thaya) und Böhmen (Podbaba) zum Vorschein gekommen, die auf der Åbergschen Karte noch nicht verzeichnet sind. Außerdem ist hier ein Grabfund von Fürst, Gem. Peiting am Lech, Bez.-A. Schongau in Oberbayern, zu nennen, der eine Anzahl goldener Schnallen enthält von derselben Art, wie sie aus Untersiebenbrunn be-



Abb. 101. Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil, Ostpreußen. Goldfund; Ende des 4. Jahrh. Die Fibel ist in natürlicher Größe, die andern Stücke in 7/10 n. Gr. wiedergegeben. Phot. des Prussia-Museums, Königsberg

kannt sind und wie sie auch auf unserer Abbildung des Schatzes von Pietroassa (Abb. 97 unten rechts), obwohl nicht zu diesem Schatze gehörig, mit wiedergegeben sind. Durch diese neue Beleuchtung der Verbreitungsverhältnisse westgotischer Funde seitens Beningers hat die Salinsche Ansicht viel an Überzeugungskraft gewonnen. Korrekturzusatz.]

Von den Westfranken wissen wir bereits, daß sie während des größten Teiles des 5. Jahrhunderts von gotischem Einfluß noch unberührt sind. Erst die seit etwa 500 auftretende gegossene Fibel mit scharfumrissenem, rautenförmigem Fußteil, der mit granatgeschmückten Rundeln, bisweilen auch mit krummschnäbeligen Vogelköpfen und zwei abwärts gerichteten kleinen Vierfüßlern verziert ist und an der unteren Spitze in einen klar ausgebildeten Tierkopf ausläuft, eine gepidische Schöpfung gelangt durch Vermittlung der Westgoten zu den Franken,

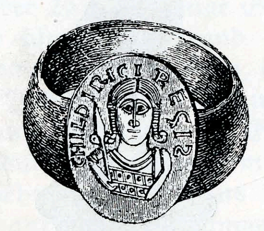


Abb. 102. Doornik. Goldener Siegelring Childeriks I.

wo sie ungemein zahlreich und sogar in schönerer Arbeit als bei den Westgoten erscheint.

Indes, am fränkischen Königshofe dringt die gotische Kunstweise schon einige Jahrzehnte früher ein. Wie sehr sie hier vorherrschte, zeigt am besten der Inhalt des Doppelgrabes des Frankenkönigs Childeriks I. und seiner Gattin Basina, das zu Doornik an der Schelde im flämischen Belgien 1653 aufgedeckt wurde und, was wenigstens Childerik betrifft, aus dem Jahre 481 stammt. Eine Auswahl von Stücken — viel Unersetzliches von der Ausbeute dieser beiden Gräber ist 1831 aus der Pariser Nationalbibliothek leider gestohlen worden, so der Siegelring mit dem Namen und Bildnis des Königs, der in langwallendem Haupthaar mit Lanze und Schienenpanzer dargestellt ist (Abb. 102), viele Schnallen, goldener granatgeschmückter Stierhauptschmuck u. a. — zeigt Abb. 103, wo man die erklärende Unterschrift vergleiche.

Griff und Scheidenbeschläge des Skramasaxes, jenes bekannten einschneidigen, als Zweihänder mit langem Griff ausgestatteten fränkischen Kurzschwertes, sind in gotischer Weise mit Almandinen in Zellenfassung besetzt, und zwar mit technischer Meisterschaft in größter Feinheit und Sauberkeit. Die teils geraden, teils wellenförmigen, teils stufenförmigen, teils als Vierpaß gestalteten Zellenmuster sind von solchem Reiz, daß wir

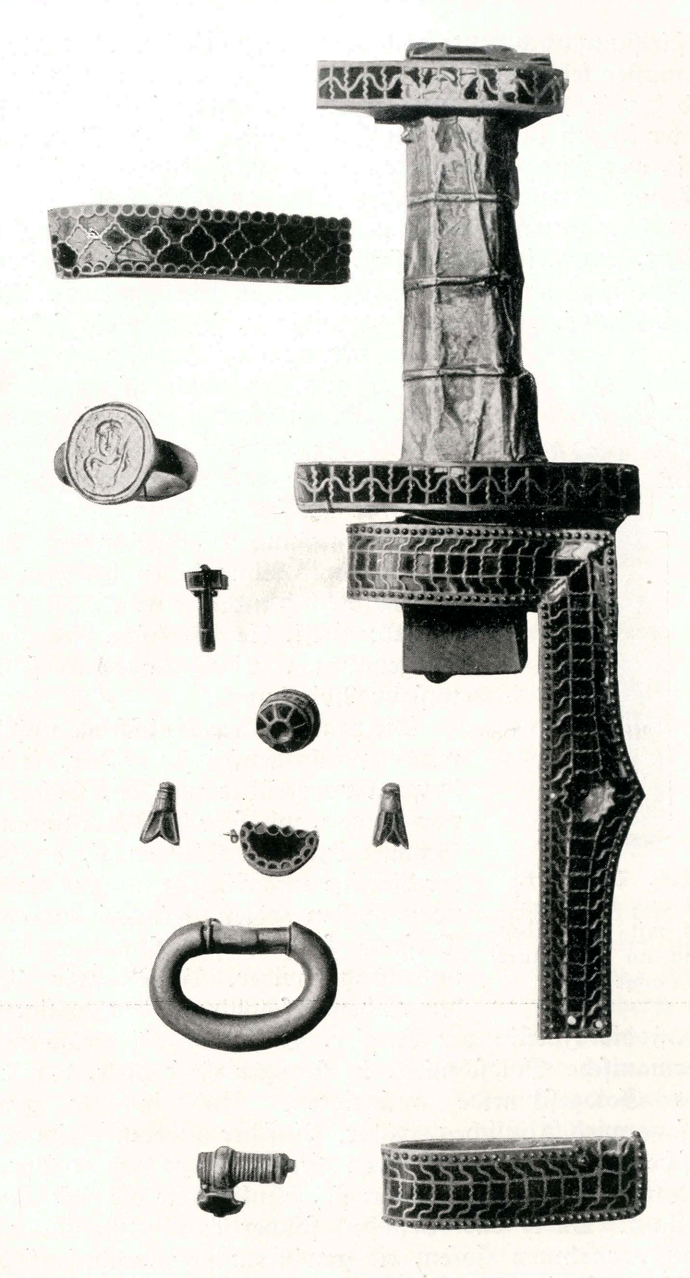


Abb. 103. Beigaben aus dem Grabe König Childeriks I. († 481) zu Doornik, Pariser Nationalbibliothek. Phot. A. Haupt. — Rechts: Griff, oberer und unterer Scheidenbeschlag des Skramasax. Links: Mittlerer Scheidenbeschlag des Skramasax, Siegelring, Schraube (Fibelverschluß), goldener Rosettenknopf (Riemen- oder Bandbesatz), zwei Goldbienen, goldener Schnallenbügel, Rest eines Kästchenbeschlages

die Kunstleistung auch heute noch bewundern müssen. Das Stufen- oder Treppenmuster lebt durch das ganze 6. Jahrhundert weiter und wird während des 7. Jahrhunderts in der Silbertauschierung auf Eisen, noch später in den illuminierten Handschriften nachgebildet. Der Vierpaß ist ja aus seiner Verwendung in dem späteren gotischen Baustil sehr bekannt. Von dem übrigen überaus reichen Grabinhalt seien besonders die almandinbesetzten Goldbienen erwähnt, ursprünglich dreihundert, sicher ein Kleidbesatz, kleinere Seitenstücke zu den prächtigen südrussisch-ungarischen Zikadenfibeln; eine goldene Kreuzfibel mit Zwiebelknöpfen, die kein germanisches, sondern ein spätrömisches Erzeugnis ist, der Form nach jedoch entstanden aus der germanischen entwickelten bandförmigen Fibel mit umgeschlagenem Fuß (Abb. 104); ferner ein glatter goldener, nach den Enden zu anschwellender Armring, eine bekannte gotische Ringart, die sich bei allen Germanenstämmen eingebürgert hat; ein goldener mit Almandinen besetzter Taschenbügel; endlich noch eine Lanzenspitze und ein Wurfbeil, die fränkische Franziska. Die letztgenannten vier Beigaben fehlen auf unserer Abbildung.

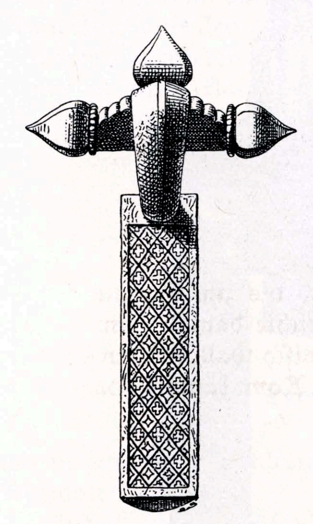


Abb. 104. Doornik. Goldfibel aus dem Grabe Childeriks mit Schraubeneinrichtung an der Querachse

Die prachtvollen Goldschätze und die nicht minder prächtigen Fürstengräber, die in diesem Kapitel vorgeführt wurden, stellen deutlich vor Augen, wie sehr die Werkstätten für die Schmiedekunst in Edelmetall, an die Sitze der Könige und Fürsten und an die Höfe der vornehmsten Edlen geknüpft waren. Diese Tatsache spiegelt sich sogar in Geschichte und Sage wider. Wissen wir doch aus der Lebensbeschreibung des heiligen Severinus, daß die Fürstin der Rugier, Geiso, in Niederösterreich (um 470), germanische Goldschmiede in strenger Haft hielt, damit sie ihr herrliches Goldgeschmeide anfertigten. Und in der gewaltigen Wielandsage wird Ähnliches erzählt. Auf der anderen Seite gelangten germanische Goldschmiede bei ihren Herrschern zu hohen Ehrenstellen und in den Volksrechten genossen sie, ähnlich wie die Sänger, besonderen Schutz. Durch das Bestehen solcher kunstgewerblicher Mittelpunkte an vornehmen Höfen, die gewissermaßen „Schulen" bildeten, erklärt sich, daß die Typen der Kunsterzeugnisse sich nur allmählich und in einer Art gesetzmäßiger Reihe fortentwickelten, und daß gleiche oder ähnliche Stücke über das Gebiet eines ganzen Stammes, ja, wie wir das später noch sehen werden (Abb. 111), sogar über verschiedene, ganz entlegene Stämme sich verbreiteten, was mit irgend-

welchen näheren Beziehungen persönlicher Art zusammengehangen haben wird.

Die Franken

Hier möge eine kurze Übersicht über die Entwicklung des Frankenstammes eingeschaltet werden. Franken werden zuerst um 255 unter den Germanen genannt, die zur Zeit der Kaiser Valerian und Gallien das römische Reich arg bedrängten. Sie zerfielen in drei Hauptstämme, die wiederum aus zahlreichen selbständigen Kleinstämmen bestanden: die Salier (Niederfranken), die Ripwarier (Mittelfranken) und die Oberfranken (Chatten und Usipier).

Die Salier besetzten 285 die Veluwe, südlich vom Zuidersee, 310 das Bataverland, 355 das flandrische Toxandrien. Nach dem Tode des gallischen Statthalters Aetius (454) besetzten ripwarische Stämme linksrheinisches Gebiet, besonders das alte Ubierland, dann den Maasgau und schlossen sich zu einem festen Staatswesen mit der Hauptstadt Köln unter Königsherrschaft zusammen, während die salischen Einzelstämme noch weiter unter mehreren Fürsten aus dem alten Adelsgeschlechte der Merowinge standen. Der mächtigste unter ihnen wurde Chlojo (um 450), der das nordgallische Land bis zur Somme unterwarf; geschlossene fränkische Siedlung aber reichte damals nur bis zur Linie Dünkirchen—Mastricht, der heutigen flämisch-wallonischen Sprachgrenze. In enger Bundesgenossenschaft mit Rom kämpfte dann sein Nachfolger König Childerich 463 und 469 gegen die Westgoten an der Loire. Er starb 482 in seiner letzten Hauptstadt Doornik (Tournay).

Sein Sohn und Nachfolger Chlodowech (482—511) hatte noch zehn salfränkische Kleinkönige neben sich, unter denen Ragnachar, der zu Cambrai seinen Hof hatte, besonders hervorzuheben ist. Chlodowech war eine ebenso kraftvolle wie rücksichtslose Persönlichkeit, die mit wahrem Fanatismus dem in der Luft hängenden Gedanken nachjagte, aus seinem Stammesstaat eine Art Weltreich zu machen. Er scheute dabei vor keiner Tücke und Hinterlist zurück. Zuerst eroberte er unter Beihilfe Ragnachars das letzte Herrschaftsgebiet Roms innerhalb Galliens, das rechts der Seine im Soissons lag und vom Statthalter Syagrius verwaltet wurde (487). Zehn Jahre später nahm er den Alemannen ihre nördlichen Landschaften ab. Früh erkannte er, welchen Machtzuwachs für weitere Eroberungen in Gallien, zumal der arianischen Nachbarstaaten, ihm der Übertritt zum orthodox katholischen Christentum bringen konnte. Durch den Vollzug dieses Übertritts (504) und die damit bewirkte Gewinnung der katholischen römischen Grundbevölkerung und ihrer mächtigen Geistlichkeit, die auch in dem großen westgotischen Teil Galliens landesverräterisch auf die Seite des katholischen Frankenkönigs trat, gelang es ihm, unter Beihilfe der Burgunden fast das ganze in Gallien befindliche Gebiet des westgotischen Reiches nach einem einzigen siegreichen Schlachttag (bei Vouglé 507)

an sich zu reißen. Dem Eingreifen des Ostgotenkönigs Theoderiks d. Gr. allein verdanken es die Westgoten, daß ihnen ein schmaler Streifen Südfrankreichs zwischen Ozean, Pyrenäen und Garonne, die sog. Vaskonia oder Novempopulana, sowie die Mittelmeerküste um Narbonne und Arles verblieb. Das Küstengebiet östlich der Rhone, die Provence, nahm Theoderik d. Gr. selbst in Besitz.

Nach diesen Erfolgen wandte sich Chlodowech ostwärts. Durch mehrfache Ermordungen beseitigte er die Mitglieder des ripwarischen Königsgeschlechts und ließ sich dann zu Köln als Herrscher auf den Schild erheben. In gleicher Weise verfuhr er mit den salischen Kleinkönigen.

Bei seinem Tode, der 511 zu Paris erfolgte, herrschte Chlodowech über fast ganz Gallien, alle fränkischen Gaue und einen Teil der Alemannen.

Von seinen vier Söhnen zerstörte der älteste, Theuderik I., 531 das Thüringer Reich, während der dritte und der vierte, Childebert und Chlotachar, 534 die Burgunden unterjochten und 536 die 507 den Westgoten von Theoderik d. Gr. abgenommene Provence vom Ostgotenkönig Witigis sich abtreten ließen. In demselben Jahre verloren auch die südlichen Gebiete Alemanniens, die bis zum Alpenkamm reichten, die ostgotische Schutzherrschaft, und wurden von Theudebert, Theuderiks I. kraftvollen Sohne, dem fränkischen Reiche einverleibt. Theudebert scheint endlich auch um diese Zeit die Baiern sich tributpflichtig gemacht zu haben.

Das fränkische Reich erstreckte sich auf dem Höhepunkt seines Wachstums, den es nunmehr erreicht hatte, vom Ozean im Westen bis an die Westgrenze des alten Pannoniens, wo es an die Gebiete der Langobarden und Gepiden stieß.

Die Hauptstärke der Franken und ihres Reiches lag darin, daß es sich bei ihnen nicht wie bei den anderen germanischen Reichsgründungen auf römischem Boden um weit vom germanischen Mutterlande abgetrennte inselartige Gebiete handelte, die durch keinen völkischen Nachschub immer von neuem gekräftigt werden konnten, sondern daß sie im Rücken rein germanische Stämme als Nachbarn hatten, mit denen die Verbindung stets offen blieb und aus denen sie immer neue Kraft schöpften zur Vorbereitung und schließlichen Durchführung eines westeuropäischen Weltreiches, das abgesehen von Teilen Spaniens und von England ungefähr die Gebiete des weströmischen Reiches, vermehrt durch Westdeutschland, in sich schloß. Eine weitere Stärke war, daß sich die Franken sogleich dem katholischen Christentum zuwandten und dadurch die schweren Schädigungen, die der Gegensatz zwischen den katholischen römischen Untertanen mit ihrer fanatischen Geistlichkeit und der arianischen Herrenbevölkerung der Germanen, wie sie sonst überall die Kraft und Sicherheit der germanischen Reiche auf römischem Boden ständig bedrohten und aushöhlten, bei ihnen völlig ausgeschaltet

wurden. Der Gegensatz der germanischen und römischen Bevölkerung wurde im Merowingerreiche dadurch noch weiter aufgehoben, daß schon das erste und dann auch das weitere Vordringen der Franken in Nordgallien nicht in der Art einer Völkerwanderung sich abspielte, wobei die einheimische Bevölkerung gezwungen wurde, die größeren Teile ihres Grundbesitzes an die Sieger abzutreten.

Vielmehr vollführte Chlodowech seine Eroberung des römischen Gebietes zwischen Somme und Loire lediglich mit seinem Kriegsheere und für dieses genügte die Zuteilung der römischen Staatsdomänen, ohne daß die römischen Grundbesitzer in ihrem Landbesitz geschmälert wurden. Der große Nachteil, der sich für die Germanisierung des neugewonnenen Landes daraus ergab, war, daß die germanischen Volksteile einen gar zu schwachen Anteil an der Gesamtbevölkerung bildeten und daher durch Vermischung mit den Einheimischen und durch die Einflüsse der römischen Kultur rasch der Romanisierung verfielen. Dazu kam, daß der Großgrundbesitz Galliens unter der Merowingerherrschaft immer ausgedehnter und mächtiger wurde, sich eigene Haustruppen einrichtete und schließlich sogar selbständige Grafschaften und Herzogtümer bildete. Hiergegen konnte sich das Königtum immer schwerer durchsetzen, zumal das merowingische Königsgeschlecht, seit der Höhepunkt der fränkischen Ausbreitung um die Mitte des 6. Jahrhunderts erreicht war, der Entartung verfiel. Im Gegensatz dazu besaßen die Volksherzogtümer im germanischen Ostfranken, gestützt auf eine zahlreiche Bauernschaft, ihre alte völkische Art, die altgermanischen Eigenschaften und hielten fest zusammen. So ging im Laufe des 7. Jahrhunderts die Macht des Frankenreichs von dem westfränkischen Neustrien auf das austrasische Ostfranken über, wo der austrasische Große Pippin aus dem karlingischen Hause eine neue Periode des Frankenreiches heraufführte.

Diese Entwicklung der politischen Verhältnisse spiegelt sich deutlich ab in dem durch die Archäologie gewonnenen und beleuchteten Stoffe der Kunstgegenstände. Lange nimmt die Gotenkunst die herrschende Stellung ein nicht bloß im westgotischen Gallien und Spanien, sondern auch im fränkischen Nordgallien. Seitdem aber die westgotische Kunst erstarrt und keine selbständigen neuen Triebe mehr zu entwickeln vermag, erweist sich die reingermanische rheinfränkische, west- und süddeutsche nebst der skandinavischen Kulturgruppe als führend und herrschend auch im nordgallischen Franken. Wie wir später genauer hören werden, finden zahlreiche mitteleuropäische und selbst skandinavische Kunsttypen im westfränkischen Gebiete starke Aufnahme, während umgekehrt der gotisch-westfränkische Einfluß auf Mitteleuropa weit schwächer ist. Starke Verbreitung der mitteleuropäischen Altsachen reicht in Westfranken bis zur Somme und Aisne (vgl. die Karte Abb. 119), also bis in ein Gebiet hinein, das seinen germanischen Charakter nicht allzulange zu bewahren vermocht hat. Der Höhepunkt dieser

Erscheinung fällt in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts, also in die Zeit, da die Machtausdehnung des Merowingerreiches nach Osten ebenfalls ihren Höhepunkt erreichte. Dagegen nahmen die gegenseitigen Beziehungen und Beeinflussungen von West- und Ostfranken schon in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts aufs stärkste ab, um später ganz aufzuhören. Wir stehen hier in der Zeit des Verfalls des alten Merowingerreiches.

Die Ostgoten in Italien

Wir wenden unseren Blick nunmehr den Ostgoten in Italien zu. Wir wissen, daß sie im 3. und 4. Jahrhundert in Südrußland saßen und dort 375 den Hunnen untertan wurden, wie später, um 418, auch die Gepiden in Ungarn. Auf seiten der Hunnen kämpften Ostgoten und Gepiden im Jahre 451 in der berühmten Schlacht bei Catalaunum gegen die westgotischen Stammesgenossen, deren König Theoderik I. zwar den Sieg gewann, aber sein Leben verlor. Nach dem Zerfall des Hunnenreichs zogen die Ostgoten nach Pannonien, spalteten sich indes 474, indem ein Teil zu den Westgoten nach Gallien zog, ein anderer über die Donau nach Mösien, ein dritter nach Thrakien, ein vierter nach Epirus. Die mösischen und thrakischen Teile vereinigten sich dann unter dem Königsgeschlecht der Amaler, deren Sproß Theoderik, genannt der Große, König seit 471, als kaiserlicher Heerführer die Ostgoten im Herbst 488 nach Italien führte. In Ravenna, dem germanischen „Raben", nahm er nach dem Siege über Odowakar seinen Königssitz (vgl. die Karte Abb. 105). Nun wurde mit einem Schlage auch in Italien die gotische Kunst heimisch. Es zeigen sich Steineinlage und der bei den Goten so beliebte Adlerkopf an Schnallen und Fibeln, den beiden hauptsächlichsten erhaltenen Vertretern ostgotischer Kunst in Italien.

Bei den silbernen Prachtschnallen, die fast durchweg das bereits gegossene Rankenornament aufweisen, kann man zwei verschiedene Arten unterscheiden, je nachdem der dem Schnallenbügel anhängende große viereckige Gürtelbeschlag aus einer undurchbrochenen Platte oder aus einem mit vier Eckgranaten verzierten Rahmen besteht, der ein untergestecktes, mit fünf Granaten verziertes Mittelblech umschließt und zuweilen in mehrere rückwärtige langhalsige Adlerköpfe sich fortsetzt (Abb. 106). Der Dorn hat meist die eigentümlich gotische Gestalt, d. h. er ist nach hinten verdickt und gerade abgeschnitten, oder er hat dort eine rechteckige Platte, die mit Steineinlage oder feiner Zellenverglasung, zuweilen in Nieren- oder Bohnengestalt, versehen ist.

Die Verwendung der Spiralranke, die bei den Goten seit 480, sonst in Europa seit 500 (bis 550) Aufnahme findet, legt diese Schnallen zeitlich auf etwa 500 fest.

Ganz ähnliche goldene und silberne Prachtschnallen wie bei den Ostgoten in Italien finden sich bei den Westgoten in Südfrankreich und

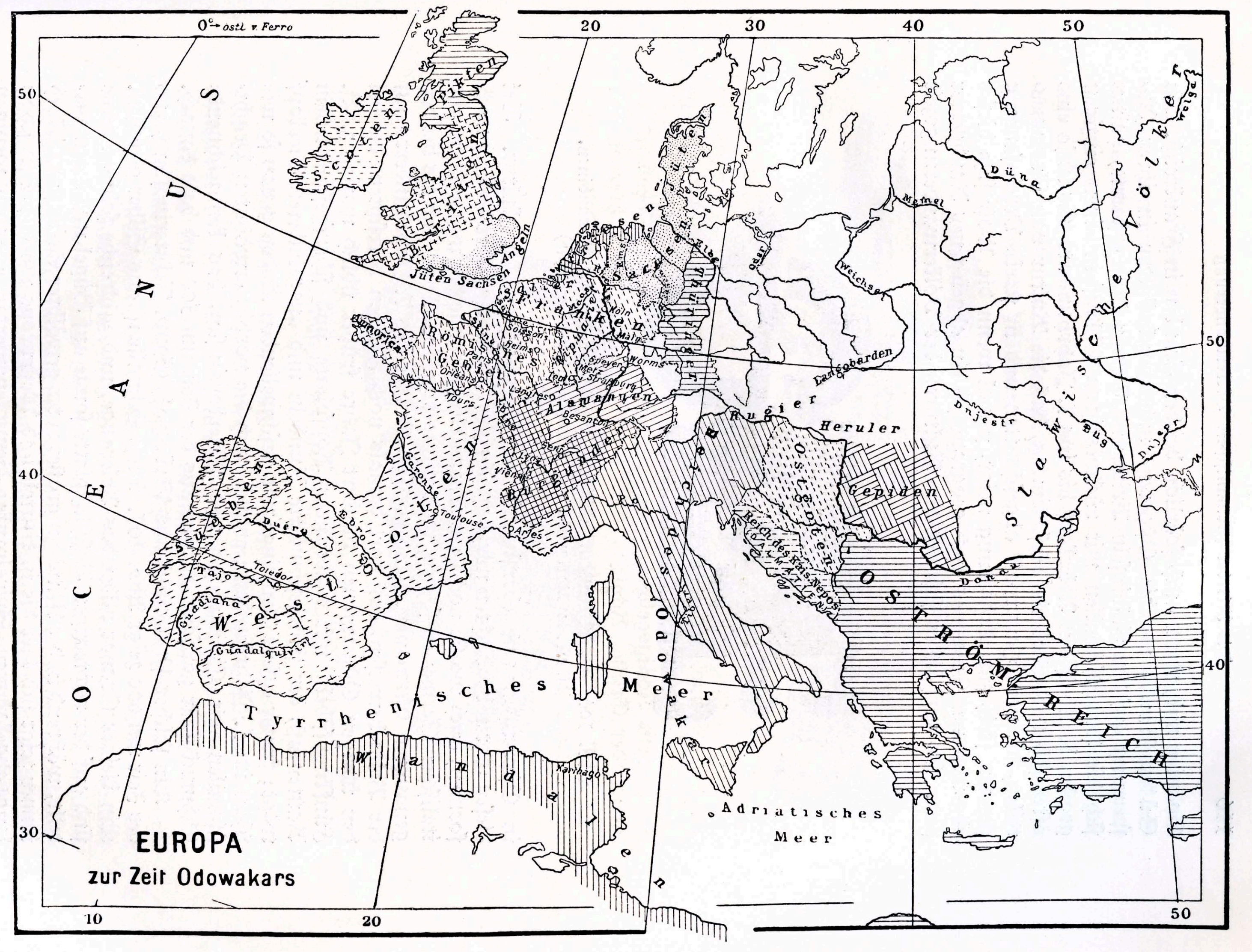


Abb. 105 (nach L. Schmidt)

Spanien und, wenn auch spärlich, bei den Franken in Frankreich. In Südrußland, wo die Ostgoten- und Herulerkultur in ihrer Absperrung auf den Halbinseln Krim und Taman bald erstarrte, halten sich die Prachtschnallen mit rückwärtigem Ablauf in einen einzigen großen breithalsigen Adlerkopf bis ins 7. Jahrhundert. Es ist ja eine öfter sich wiederholende Erscheinung, daß die Kultur von Stammesteilen, die vom Hauptvolk abgeschnitten und in starke Vereinsamung geraten sind, zur Erstarrung neigt, zumal wenn die Wohnsitze dieses abgetrennten Stammes auch geographisch ein abgelegenes Randgebiet sind. So verhält es sich mit den Kulturen der Völkerwanderungszeit

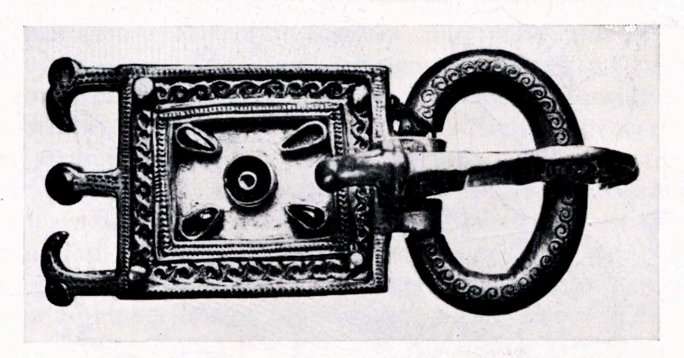


Abb. 106. $^{2}/_{3}$. Italien. Silberne Gürtelschnalle mit Almandinen. Museum Karlsruhe (nach Originalphotographie)

in Ostpreußen und ebenso mit der südrussischen Gotenkultur. Bei diesen Goten beobachten wir, daß schon im 6. Jahrhundert die Schmuckformen, auch wo sie noch dem Entwicklungsgange der ungarischen und italischen Germanen folgen, weit weniger geschmackvoll sind als bei den genannten Germanen. Und gotische Gräber des 7. Jahrhunderts auf der Krim beweisen, daß dort damals noch Formen herrschten, die bei den übrigen Ostgermanen hundert Jahre früher üblich waren, z. B. Fünfknopffibeln mit halbrunder Kopfplatte und scharfgeschnittenem Rautenfuß, der steingeschmückte Rundeln und ausgebildeten Tierkopf trägt; ferner offene Armringe mit anschwellenden Enden genau so wie schon im 5. Jahrhundert; endlich auch die vorhin erwähnten Prachtschnallen mit Granatbesatz und Adlerkopfansatz, das kennzeichnende Schmuckgerät gotischer Frauen aus der Zeit um 500 und bald danach.

Ein solches Prachtstück aus Nikopol, Gouv. Jekaterinoslaw, aus der Zeit um 600 zeigt Abb. 107. Diese Schnalle ist aus Silber gegossen. Ein kleiner Granat bildet das Adlerauge, und zahlreiche solche Steine sind auf der rechteckigen Beschlagplatte sowie auf Bügel und Dorn verteilt, während in der Mitte ein großer roter gewölbter Stein sitzt. Noch immer zeigt sich hier die in Mittel- und Westeuropa um diese Zeit schon lange abgekommene Spiralranke. Bemerkenswert ist der nur in wenigen

gleichartigen Stücken auftretende eckige Kragenvorsprung an dem außerordentlich breiten gefiederten Halse des Adlers, dessen Kopf weniger gefällig gebildet ist als sonst bei dieser Art Schnallen; ferner die sehr lange, unverzierte Zunge zwischen Platte und Schnallenbügel. Der Dorn trägt, wie öfters, einen unverzierten vertieften Sattel. — Von einem sehr ähnlichen Prachtstück aus Masuren (Abb. 108) werden wir alsbald Näheres hören.

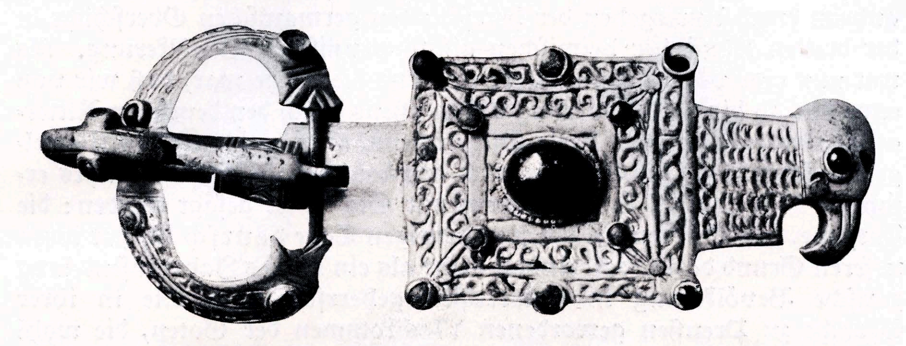


Abb. 107. Nikopol, Gouv. Jekaterinoslaw. Silberschnalle. Um 600. Phot. des Staatsmuseums Berlin

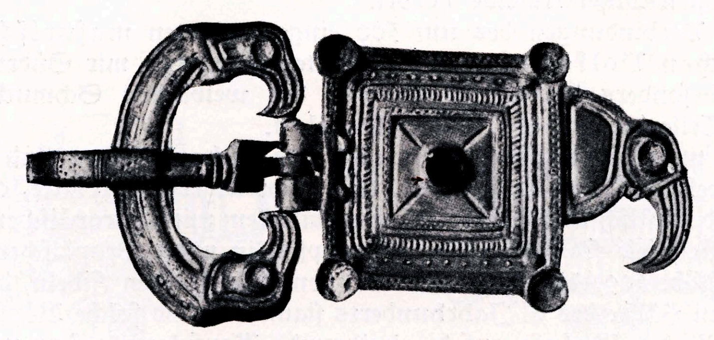


Abb. 108. Alt-Kossewen, Kr. Sensburg, Ostpreußen. Bronzeschnalle. Um 600. Prussia-Museum Königsberg i. Pr. (nach Kemke)

Erwähnt wurde schon, daß Ostpreußen, das ja bis in die neuere Zeit hin, gegenüber Mitteleuropa einen Außenposten bildete, in den Zeiten der Völkerwanderung, schon seit dem 4. Jahrhundert, gleichfalls vielfach das Bild einer in älteren Formen erstarrenden Kultur bietet. Das gilt schon für die samländische Kultur der in der alten Heimat verbliebenen Hreidgoten, der Nestgoten, der im „Nest" verbliebenen, wie die ostpreußischen Goten noch in den so viel späteren isländischen Sagas genannt werden. Noch viel mehr aber gilt das von der im unteren Memelgebiet unter samländisch-gotischen Einfluß entstandenen aistisch-altprußischen Kultur. Die samländische Kultur erlitt im Laufe des 6. Jahrhunderts ein Hinsiechen ihrer Eigenart unter dem übermächtigen

Einfluß eines zu Anfang des 6. Jahrhunderts im südostpreußischen Masuren eingewanderten germanischen Volksteiles unbekannter Stammeszugehörigkeit. Dieser Stamm unterhielt ziemlich gleich starke Kulturbeziehungen einerseits, und zwar früher beginnend, mit den Germanen Mitteleuropas, andererseits mit den Resten der Ostgoten Südrußlands. Auch diese Kultur entartete und fällt, wie gleichzeitig die samländische, im Laufe des 7. Jahrhunderts völliger Auflösung anheim durch Untergehen der herrschenden germanischen Oberschicht in der breiten Masse der heimischen aistisch-prußischen Bevölkerung. Es trat nun eine völlige Kulturleere ein, und die Folge war, daß wir von etwa 800 ab bis zur Eroberung Ostpreußens durch den deutschen Ritterorden von dem größten Teile Ostpreußens, ausgenommen das Memelgebiet, sowohl geschichtlich als auch archäologisch so gut wie nichts erfahren. Nur soviel kann trotzdem mit Sicherheit gesagt werden: die Tatsache, daß Ostpreußen bis zum heutigen Tage deutsch ist, hat ihren tieferen Grund darin, daß einmal mehr als ein halbes Jahrtausend lang gotische Bevölkerung in Ostpreußen geherrscht hat. Die in ihrer Sprache zu Preußen gewordenen Nachkommen der Goten, die wohl die herrschende Schicht blieben und den Adel des Preußenvolkes bildeten, waren eine zu harte Nuß für die Polen. Die slawische Welle ging an dieser festen Insel kraftlos vorbei.

Die Verbindungen des um 500 eingewanderten masurisch-germanischen Volksstammes mit Mitteleuropa wie mit Südrußland treten besonders hervor im Bereiche des weiblichen Schmucks, bei einem Teile der Fibeln und Schnallen.

Die masurischen Fibeln mitteleuropäischer Abart sind Fünfknopffibeln mit teils halbrunder, teils rechteckiger Kopfplatte, ovalem Fuß und plastisch in Relief scharf ausgebildetem mitteleuropäischen Tierkopf. Beispiele für Fibeln mit Tierköpfen in mitteleuropäischem Stil zeigen Abb. 109, 110 und 111. Bei den ersten beiden Fibeln, die aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts stammen, sind solche Köpfe auch an Stelle der Knöpfe auf die halbrunde Kopfplatte gesetzt worden. Die pferdeohrähnlichen Lappen am Rande der rautenförmigen Fußplatte sind eine nur in Ostpreußen vorkommende Eigenheit. Das Urstück der in Abb. 110 wiedergegebenen Fibel ist das einzige, das aus dem masurischen Gebiete heraus westwärts über die Weichsel ausgewandert ist; es gelangte aber nur bis in den Danziger Kreis. Die Fibel in Abb. 111, aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, ist ein Prachtstück mit rechteckiger Kopfplatte, vollrunden gedrechselten Knöpfen und mit Tierornament in späten, schon aufgelösten Stil I. Fast völlig übereinstimmende Stücke, die also wahrscheinlich aus derselben Werkstatt stammten, sind aus Weimar, aus Hahnheim in Rheinhessen und aus Montale, Provinz Modena in Italien, bekannt geworden. Ein Prunkstück ist auch die Fibel „mit schmalem Tierkopffuß" von einer besonderen masurischen Art (Abb. 112). Sie ist ganz mit reliefierter Verzierung

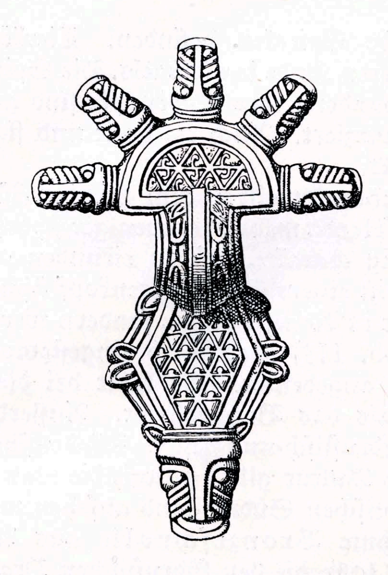
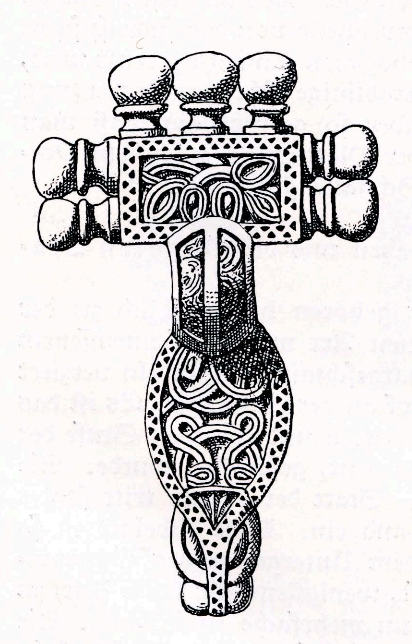


Abb. 109. Daumen, Kr. Allenstein. Silber. Um 500—550 (nach Salin)



Abb. 110. 2/3. Schönwarling, Kr. Danziger Höhe. Bronze. Um 500—550. Museum Danzig (nach Kossinna)



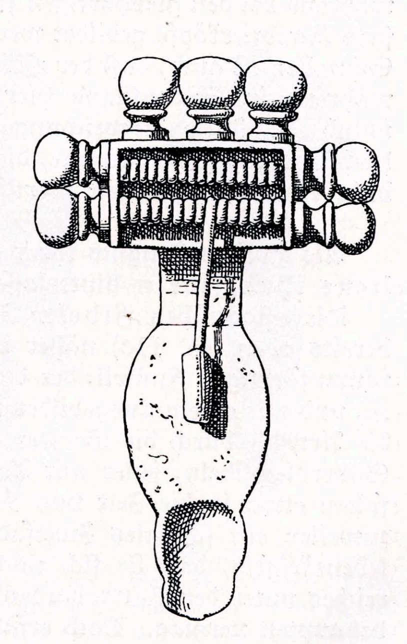


Abb. 111. Daumen, Kr. Allenstein. Bronze und Silber mit Vergoldung. Prachtfibel in spätem Tierstil I. Um 550—600 (nach Salin)

bedeckt, worunter sich auch laufende Spiralen befinden. Tierköpfe sitzen hier sowohl am Fuß wie am oberen Ende des Bügels. Die Spiralrolle ist nur noch als Rudiment vorhanden: ihre Endknöpfe sind groß und massiv und durch tiefe Furchen verziert. Auch die breit und flachgewordene Sehne ist reich geschmückt.

Die Fibeln südrussischer Art gehören meist zu dem Typ der Fünfknopffibeln mit stets halbrunder Kopfplatte, mehr oder weniger scharfem Rautenfuß und jenem flachen, wenig charakteristischen eirunden oder ovalen südrussischen Tierkopf, der meist einem Schildkrötenkopf ähnlich sieht. Seine Gesichtszüge treten nicht in Relief hervor, sondern werden nur durch fein gezogene Linien (Abb. 113) oder durch eingestempelte Kreise mit Linienpunkt (Abb. 114) angedeutet. Es fehlt bei diesen Fibeln sowohl die Tierornamentik als das Bandgeflecht. Außerdem erscheinen in Masuren zweimal südrussisch-ungarische Zikadenfibeln. Unter den Schnallen der masurischen Kultur gibt es zwei, die man geradezu als Einfuhrware aus dem gotischen Südrußland ansehen muß. Die eine davon ist die oben erwähnte Bronzeschnalle aus Alt-Kossewen, Kr. Sensburg (Abb. 108), die den südrussischen Prachtschnallen spätgotischer Art der Zeit um 600 entspricht und einem Grabe entstammt, das durch seine weiteren Beigaben, zwei ostpreußischen Armbrustfibeln mit „Schlußkreuz" am Fuß, auf genau dieselbe Zeit hinweist. Der Schnallenbügel endet beiderseits in einen Adlerkopf, während bei den gleichartigen südrussischen Schnallen an diesen Stellen stets Raubtierköpfe gebildet werden. Abweichend von den südrussischen Schnallen ist auch, daß der Hals von gebogenen Linien begrenzt wird, während in Südrußland hier stets geradlinige schräge Begrenzung üblich ist. Diese Abweichungen sind aber so geringfügig, daß man höchstens zugestehen könnte, die Kossewer Platte wäre nach dem Vorbilde einer eingeführten südrussischen Schnalle gearbeitet.

Als zweites Zeugnis ihrer Kunst haben uns die Ostgoten Italiens ihre Fibeln hinterlassen.

Die ostgotischen Fibeln Italiens gehören hauptsächlich zu der bereits oben (S. 110) näher besprochenen Art mit scharf umrissenem rautenförmigen Fußteil, der durch granatgeschmückte Rundeln verziert ist, und mit einem ausgebildeten Tierkopf an der Fußspitze. Es ist das die Art, die durch die Gepiden aus der dritten und jüngsten Stufe der Silberblechfibeln, jener mit Rankenornament, geschaffen wurde. Sie fallen etwa in die Zeit von 500—550. Statt der Ranke tritt später zuweilen ein schmales Zweifadenflechtband ein. Diese Fibelart ist so lebenskräftig, daß sie sich noch nach dem Untergange des Ostgotenreiches unter der Langobardenherrschaft, wenigstens für kurze Zeit, zu behaupten vermag. Doch erfährt sie nun mehrfache Umbildung. Die langobardischen Fibeln erhalten an der Kopfplatte tierkopfähnliche Knöpfe fränkischer Art, und zwar in der bei den Langobarden üblichen

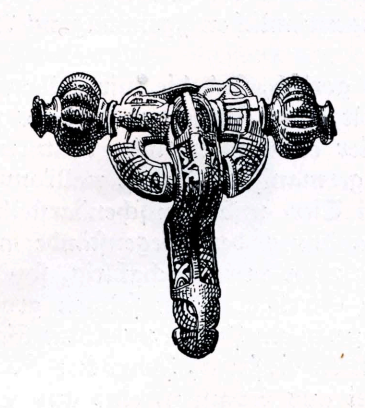


Abb. 112. $^1/_3$. Daumen, Kr. Allenstein, Ostpreußen. Silberne, vergoldete Prachtfibel. 6. Jahrh. (nach Prussiakatalog)

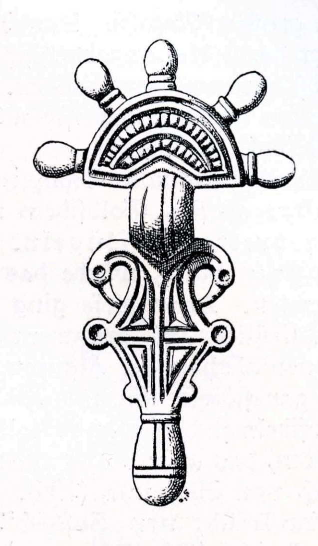


Abb. 113. Daumen, Kr. Allenstein, Ostpreußen. Silber vergoldet (nach Salin)

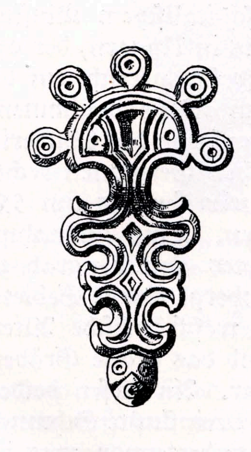


Abb. 114. Daumen, Kr. Allenstein, Ostpreußen. Bronze (nach Salin)

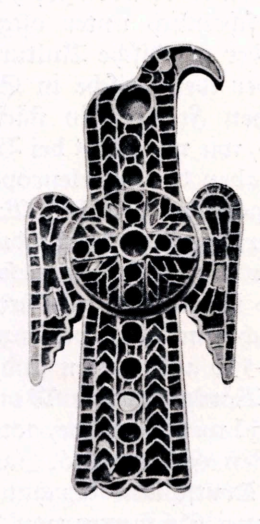


Abb. 115. $^1/_2$. Cesena, Prov. Forli, nahe Ravenna. Goldene Adlerfibel mit Granateinlage. Um 500. Germanisches Museum Nürnberg

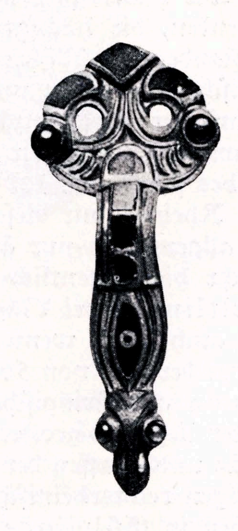


Abb. 116. Weimar, Grab 84. Fibel mit 2 Adlerköpfen auf der Kopfplatte und reicher Almandineinlage. Um 500. Staatsmuseum Berlin

sehr großen Anzahl. Das Rankenornament verschwindet und wird ersetzt durch die langobardischen Stufenstege, die eine Schlußstufe der Kerbschnittverzierung bilden. Endlich erhält der Tierkopf der Fußspitze den der langobardischen Kunst eigentümlichen „grimmigen" Ausdruck (vgl. Abb. 345).

Eine prachtvolle Schöpfung, rein gotisch, sind die mit Zellenwerk bedeckten großen Goldfibeln in Gestalt eines stilisierten Adlers mit ausgebreiteten Flügeln. Wer hier etwa mangelnde Naturtreue auszusetzen hätte, würde das Wesen germanischer Kunst vollkommen verkennen. Denn diese ging auch bei Tier- und Menschendarstellung ausschließlich auf ornamentale Behandlung der Gegenstände aus: Lebenswahrheit der Figuren war ihr nicht nur gleichgültig, sondern eher gar störend für ihr Wollen und Streben. Von solchen großen Adlerfibeln sind vier aus Italien, und zwar ein Paar aus einem Grabe in Rom, das andere aus einem solchen in Cesena, Provinz Forli, südlich von Ravenna (Abb. 115), drei aus Spanien, eine aus Südwestfrankreich, von Castel-d'Agen, Dep. Lot-et-Garonne, zwei aus „Frankreich" (Slg. Diergardt), eine aus Saargemünd in Lothringen bekannt; mit Ausnahme der letzteren also alle aus ost- und westgotischem Bereich. Die Granateinlage besteht teils aus gewölbten Steinen, wie stets beim Auge des Adlers und meist auch bei dem großen herzförmigen Mittelfelde auf der Brust, teils aus flachgeschliffenen Steinen.

Wir haben hier noch einer thüringischen Fibel (Abb. 116) zu gedenken, die höchstwahrscheinlich unter ostgotisch-italischem Einfluß entstanden ist. Während der gepidische Kulturkreis in Ungarn, der ostgotische in Italien und der westgotische in Südwestfrankreich auf die Kunst der nordfranzösischen Franken in stärkstem Maße bestimmend einwirkten, zumal seit 500, wie wir schon bei Besprechung des Childerikgrabes sahen (S. 108), haben die mitteleuropäischen Germanen rechts des Rheines mit diesen gotisch-gepidischen Kulturkreisen bis um 550 im allgemeinen nur äußerst geringe Verbindungen. Eine Ausnahme macht hier eigentlich nur ein reichst ausgestattetes Familiengrab zu Gültlingen bei Nagold im westlichen Württemberg, einem Gebiete, wo auch sonst, wenn auch nur ganz vereinzelt, westfränkische Altertümer der Zeit von 500—550 aufgetreten sind, und das große Gräberfeld der altthüringischen Königsstadt zu Weimar. An diesen beiden Orten liegen in großer Zahl westfränkische, gotisch beeinflußte Schmuckstücke und Waffen der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor, was im übrigen rechtsrheinischen Deutschland durchaus nicht der Fall ist. So kamen in Gültlingen zwei Schwerter von der alsbald näher zu betrachtenden Flonheimer Art vor, mit Goldblechhülle um den Griff herum und mit granatbesetztem Ortband, Gold- und Silberschnallen, sowie silberne Riemenzungen, alles mit Granatbesatz, mehrere Granatfibeln mit gleichmäßig breitem Fuß (über diese Art vgl. S. 124f.), ein Spangenhelm u. a.

Zwar findet in dieser Zeit ein nicht ganz geringfügiger Kulturaustausch zwischen linksrheinischen Franken und rechtsrheinischen Germanen statt. Hierbei sind indes die Rechtsrheinischen überwiegend die Gebenden. Denn von ihnen empfangen die Westfranken drei verschiedene Fibelformen. Erstens den Typus der Fibel mit ovaler Fußplatte, wovon die Fibel aus Weimar (Abb. 116) einer der ältesten Vertreter

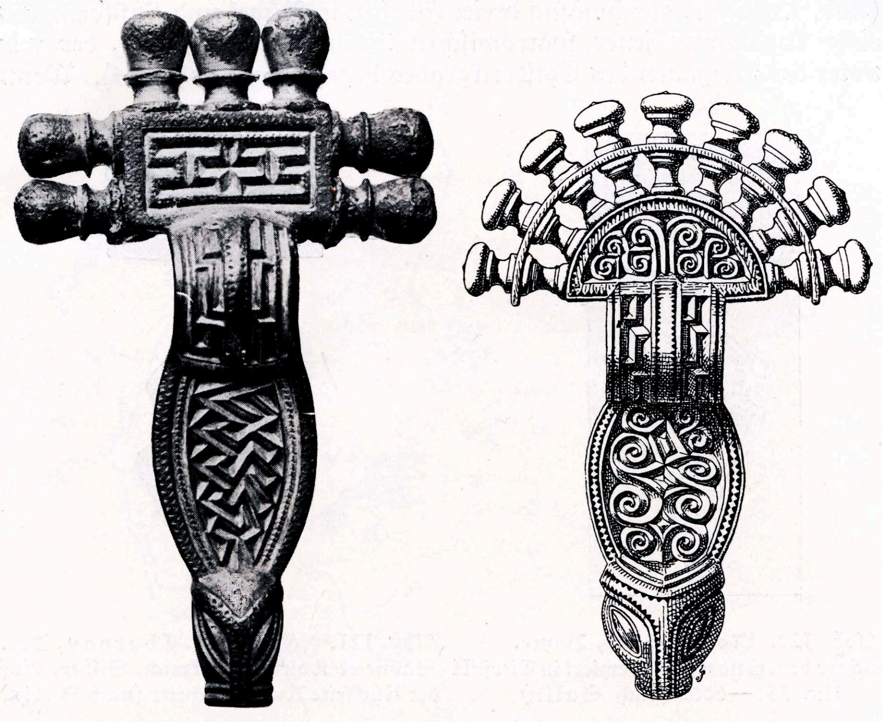


Abb. 117. 1/1. Nordendorf, B.-A. Donauwörth. Nat.-Museum München. Fibel mit ovalem, kerbschnittverziertem Fuß, 500—550 (nach Kühn)

Abb. 118. Fast 1/1. Wurmlingen (?), Württemberg. Bronze (nach Salin)

ist; doch weist dieser Typus sonst stets rechteckige oder halbrunde Kopfplatten auf, und zwar während der in Rede stehenden Zeit (500—550) überwiegend rechteckige Kopfplatte und als Verzierung entweder Kerbschnitt (Abb. 117) oder Ranke (Abb. 118) oder in der Zeit um 550 einfache Parallelstrichelung, aber weder Tierornamentik noch Bandgeflecht, deren Erscheinen erst um oder nach 550 beginnt. Die Karte Abb. 119 veranschaulicht die Verbreitung dieser Fibelart. Zweitens übernehmen die Westfranken die von Skandinavien her über Thüringen nach Süddeutschland übertragene Fibel mit rechteckiger Kopfplatte und abwärts beißenden Tierköpfen an der oberen Ansatzstelle des Fußteiles (vgl.

Abb. 120—122). Drittens die Fibeln mit halbrunder Kopfplatte und schmalem, anfangs stets quergerieftem und wie auch der Bügel in der Breite mehr oder weniger gewölbtem Tierkopffuß (Abb. 123); später wird ihr Bügel und Fuß unter dem Einfluß des westfränkischen Typus der Fibel mit halbrunder Kopfplatte und gleichmäßig breitem völlig flachen Bügel und tierkopflosem, nicht quergerieftem Fuß (Abb. 125, 126) ganz flach; auch nimmt sie dann oft Granatverzierung an (Abb. 124). Die gleichmäßig breite Fibel ist in Bügel und Fußform aus einer Umbildung jener spätrömischen Kreuzfibel entstanden, der wir unter den Beigaben des Childerikgrabes begegneten (Abb. 104). Wenn



Abb. 120. Nordendorf, Bayer. Schwaben. Silberfibel, verziert in Tierstil I Um 550—600. (nach Salin)

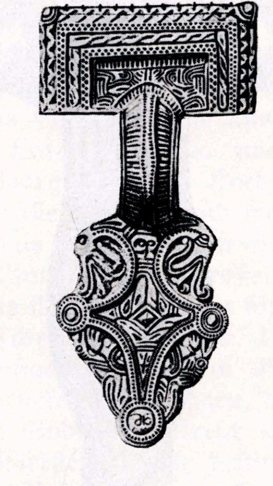


Abb. 121. 9,6 cm lang. Charnay, Dep. Saône-et Loire, Frankreich. Silber. Auf der Rückseite Runeninschrift (nach Salin)

diese Schöpfung der in künstlerischer Beziehung wenig selbständigen Westfranken ausnahmsweise von den rechtsrheinischen Germanen übernommen wurde, so lag dies eben daran, daß die westfränkische Fibelform mit der genannten rechtsrheinischen Fibel mit schmalem Tierkopffuß große typologische Verwandtschaft besaß, allmählich immer mehr teils letztere beeinflußte, teils selbst unter deren Einfluß geriet, so durch Annahme des mitteleuropäischen Tierkopfes am Fuß (Abb. 124), um schließlich mit der rechtsrheinischen Fibel ganz zu verschmelzen. Die westfränkische Fibel mit gleichmäßig breitem Fuß lebt auch noch in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts fort und erhält dann als Zier das neu aufgekommene Bandgeflecht, wenn auch in wenig vollendeter Gestalt (Abb. 127).

Abgesehen von diesem Fall lehnen die rechtsrheinischen Germanen von 500—550 mit wenigen Ausnahmen allen westfränkischen Einfluß,

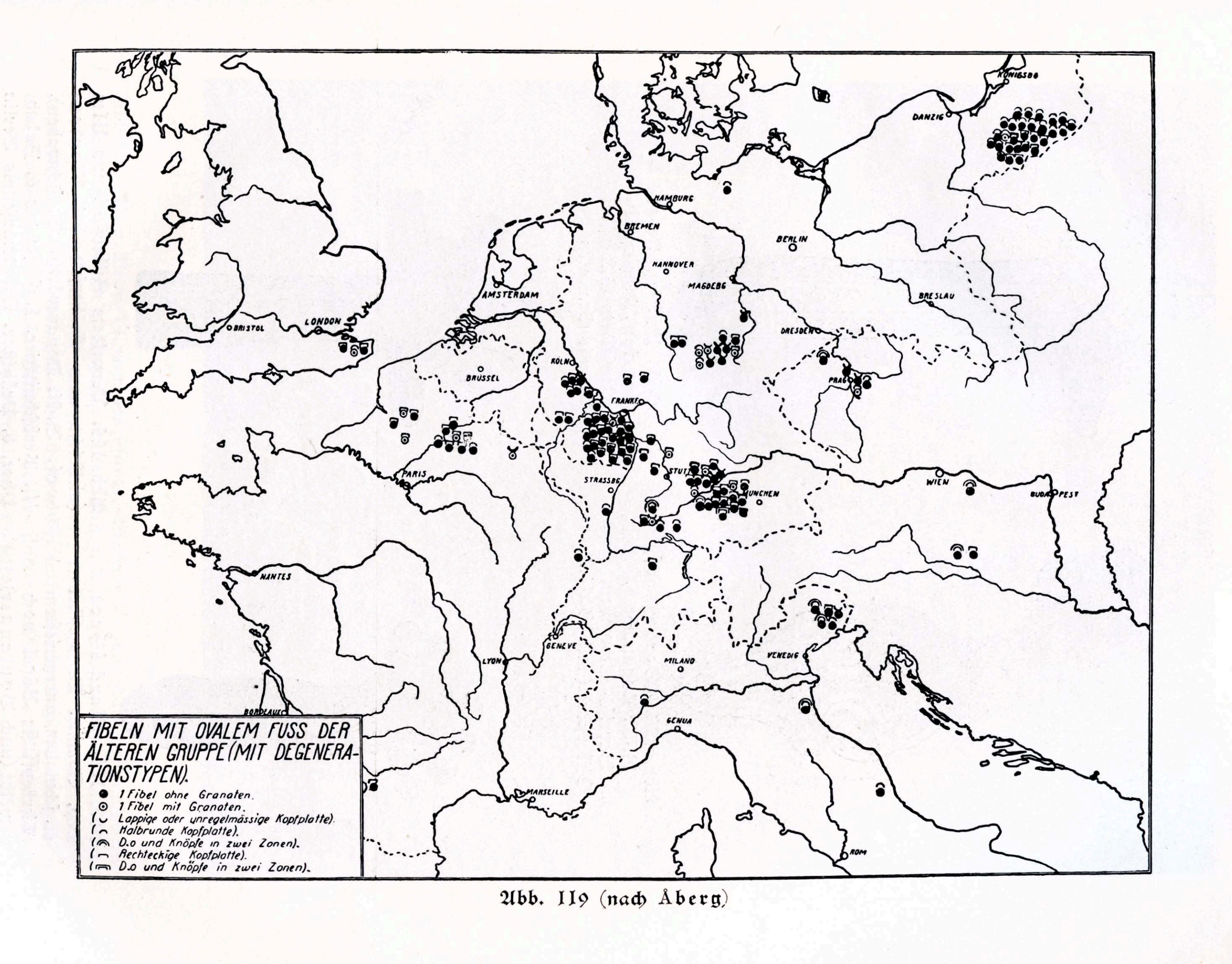


Abb. 119 (nach Åberg)



Abb. 122. Nordendorf, B.-A. Donauwörth, Bayrisch Schwaben. Silberfibel (nach Salin)

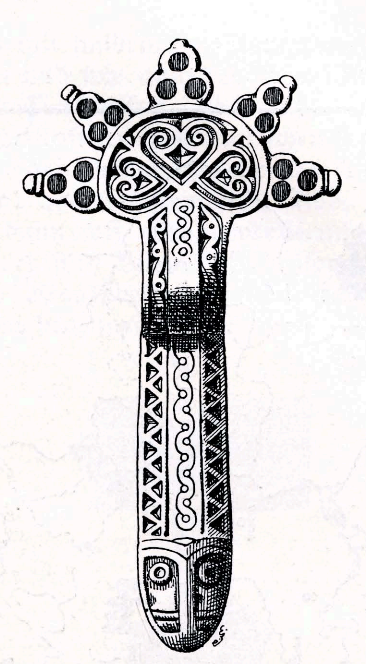


Abb. 124. $^3/_4$. Zweibrücken, Rheinpfalz. Vergoldete Silberfibel mit Granaten

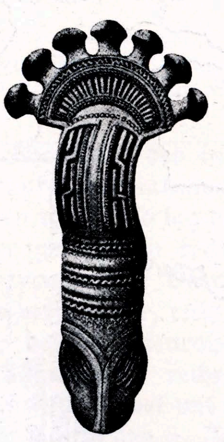


Abb. 123. Marchélepot, Dep. Somme. Bronzefibel m. schmalem, quergerieftem Tierkopffuß; Bügel noch gewölbt (nach Boulanger)

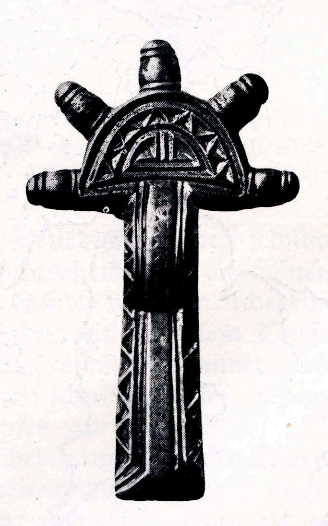


Abb. 125. Vergoldete Silberfibel aus Ulm (vielleicht vom Gräberfeld bei Nordendorf, B.-A. Donauwörth, B.-Schwaben). $^1/_1$. Kerbschnittzier, I. Hälfte des 6. Jahrh. Phot. d. Prähistor. Staatsmuseums Berlin



Abb. 126. Pry, Prov. Namur. Grabfunde. Museum Namur (nach Originalphotographie). 5 Fibeln mit gleichmäßig breitem Fuß, z. T. mit Granatschmuck, mit Kerbschnitt verziert, die mittelste auch mit Ranken; 1 kleine runde, 2 kleine rosettenförmige Fibeln, 1 Vogelfibel, alle 4 mit flachen Granaten bedeckt; 2 große Rundfibeln mit gewölbten und flachen Granaten, bei der unteren bilden vier von den flachen Granateinlagen Vogelköpfe

d. h. alle unter westgotischem Einfluß bei den Westfranken in Nordfrankreich wie im linksrheinischen Deutschland entstandenen Kunstformen ab. Dazu gehören: Fibeln mit halbrunder Kopfplatte und scharf geschnittenem Rautenfuß, also die von mir nach ihrem Schöpfungsherd „gepidisch" genannte Form; kleine Fibeln in Gestalt eines sitzenden Vogels (Abb. 128), eine sehr langlebige Form; S-förmige Fibeln (Abb. 129); Schnallen mit rechteckiger, oft granatenbesetzter Dornplatte; granatenbesetzte Taschenbeschläge (Abb. 130); scheibenförmige Rundfibeln mit gefaßten Granaten (vgl. Abb. 126, Pry); goldene Schwertgriff- und Schwertscheidenbeschläge.

Während wir für das germanische Schwert des 4.—5. Jahrhunderts, also des Schwertes, mit dem die Germanen die Römer überwanden, durch Bodenfunde nur eine mehr oder minder lückenhafte Kenntnis erhalten, sind aus den Gräbern der beiden folgenden Jahrhunderte Schwerter sehr zahlreich gehoben worden, freilich fast nur solche von einfacher Art. Kostbare Schwerter dagegen sind auch in dieser Zeit recht selten. Zum Teil liegt das daran, daß den Germanen mit seinen Waffen und im höchsten Maße mit dem Schwerte eine Art Treu- und Freundschaftsverhältnis verband. Wie ein Freund wurde es mit Namen benannt und als Persönlichkeit angesehen. Solche berühmten Schwerter waren z. B. der Balmung, der Hrunting und der Nägling (Beowulf), der Tyrfing. Sie waren der begehrteste Teil alter Schätze und das höchstgewertete Erbteil, das ein Fürst seinen Nachkommen, seinem ganzen Geschlecht hinterlassen konnte, wie es am eindrucksvollsten in der Völsungensage uns entgegentritt. Hierdurch wird wenigstens zum Teil erklärt, daß aus der merowingischen Zeit, deren große Prunkliebe aus den Schilderungen der gleichzeitigen Geschichtschreiber so stark hervorleuchtet, nur so selten kostbar und reich ausgestattete Schwerter auf uns gekommen sind.

Aus dem 5. Jahrhundert lernten wir nur ein granatgeschmücktes westfränkisches Schwert, das Schwert des Childerikgrabes kennen (Abb. 103). Für die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts bietet der reiche Grabfund westfränkischer Art von Flonheim in Rheinhessen ein Musterbeispiel (Abb. 131). Außer dem Schwert, das um die Griffstange eine Goldblechhülse, an den Querstücken des Griffes und den Beschlägen der Klinge und dem teils silbernen, teils goldenen Ortband feinsten Granatschmuck in Goldfassung besitzt, und außer Eisenwaffen, wie Lanzenspitze, Axt, Schildbuckel, Schere fanden sich in dem Grabe an Schmuckgeräten in Gold mit goldgefaßten Granaten eine Schnalle mit Meerschaumrahmen, ein länglicher Taschenbeschlag mit krummschnäbeligen Vogelköpfen an den Enden und zwei tropfenförmige Granaten. Dies prachtvolle Grab stellt in seinem Inhalt den Höhepunkt dessen dar, was das fränkische Kunstgewerbe zu leisten vermochte. Ortbänder der Flonheimer Art, doch ohne die fränkische Granatzier, sind im rechtsrheinischen Deutschland aus Pfullingen in Württemberg (Abb. 133)

und aus Teterow in Mecklenburg bekannt (Abb. 138); Goldblechhülsen der Schwertgriffe aus Rüdern und Sindelfingen in Württemberg. In Skandinavien leben die alten rein U-förmigen Ortbänder noch bis ans Ende des 5. Jahrhunderts fort, wie ein silbernes, reich mit Niello verziertes aus Schonen (Abb. 141) zeigt.



Abb. 128. Kleine silberne Vogelfibel mit Granatenfassung. Angeblich aus Ulm (vielleicht aus Nordendorf, Bez.-Amt Donauwörth, Bayr. Schwaben). 6. Jahrh. Phot. des Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte zu Berlin

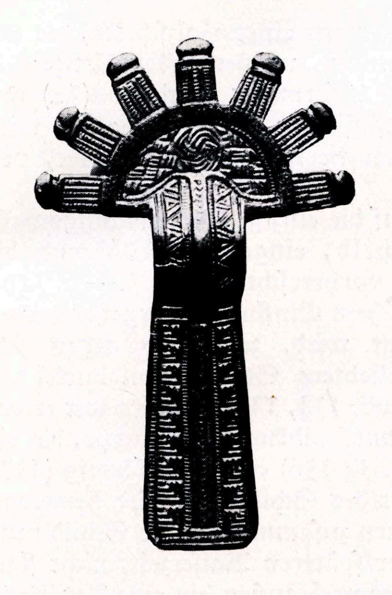


Abb. 127. $^2/_3$. Schretzheim, Bayer. Schwaben (nach Åberg). Silber. Rautenförmiges Bandgeflecht, 2. Hälfte des 6. Jahrh.; Museum Dillingen

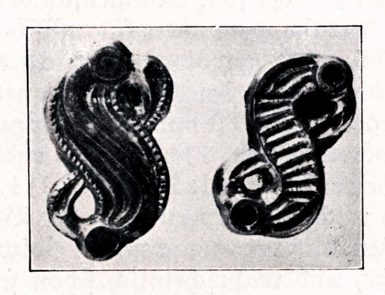


Abb. 129. $^1/_1$. S-Fibeln. a) Reuden, Kr. Zeitz (450—500). b) Obermöllern, Kr. Naumburg (um 500) (n. W. Schulz)

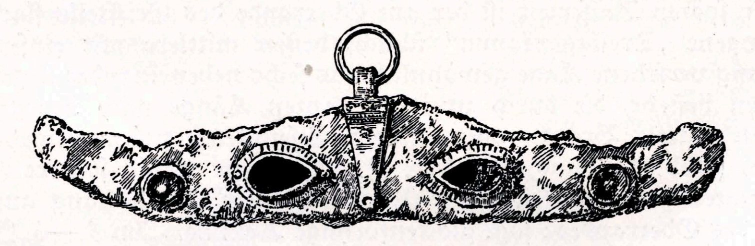


Abb. 130. $^1/_1$. Andernach a. Rh. Granatbesetzter Taschenbeschlag

Das Schwert von Teterow kam aus einem Grabe mit zwei Mannesbestattungen, das mit Granitgeschieben ummauert und ebenso der Länge nach in zwei Kammern geteilt worden war. Die Beigaben der östlichen Kammer kennzeichnen den dort Bestatteten als den vornehmen Herrn. An seiner rechten Seite lag ein Schwert (1, 1a), links am Kopfende ein Glasbecher (3) und ein Tongefäß (2), zu Füßen eine getriebene Bronzeschale (4). Die Beigaben in der westlichen Kammer

zeigen, daß der dort Bestattete wohl der Diener seines neben ihm bestatteten Herrn war. An der rechten Hand hatte er ein Bündel Pfeile, die bei den Germanen ja eine seltenere, minder vornehme Waffe darstellen (ein Stück davon in Nr. 5), links vom Kopfe einen Würfel (6) und einen kegelförmigen Spielstein aus Knochen (7) und zu Füßen einen gegossenen Bronzekessel (8).

Das Prachtschwert (1) ist geborgen in einer Holzscheide, die mit Silberstreifen, Silberplättchen und runden, weißen Glasplättchen in Bronzefassung besetzt war und deren U-förmiges Ortband (1a) aus einem langen, die Scheidenkanten umfassenden Silberbande mit mittlerer, außen reichverzierter, nach oben tierkopfartig gestalteter, vergoldeter Silberzwinge besteht.

Hier sei noch ein kurzer Hinweis auf die einzige Verteidigungswaffe der frühen Merowingerzeit, den Schild, eingefügt. Während bis gegen 300 der sog. Stangenschildbuckel vorherrscht und im 3.—4. Jahrhundert von dem unter südrussisch-gotischem Einfluß emporgekommenen halbkugelig gewölbten zurückgedrängt wird, zeigt sich gegen 400 wiederum der bei den Germanen beliebtere Stangenschildbuckel als Sieger. Zunächst mit flach schräger (Abb. 134, Nr. 1), dann mit etwas gewölbter (Abb. 134, Nr. 2), endlich mit halbkugeliger Kuppe, die ein Scheibenknopf bekrönt (Abb. 134, Nr. 3; 136) oder helmförmig (137). Als wichtige Neuerung in der Bauart des Schildes sei hier hervorgehoben, daß der aus schmalen Holzbrettern zusammengesetzte Schild nunmehr, und wahrscheinlich schon seit der späteren Kaiserzeit, nicht flach gestaltet ist, sondern gewölbt, d. h. daß er nach außen hin eine Art Kegel bildet, was durch eine leichte Biegung der erhaltenen eisernen Schildfesseln, aber auch durch bildliche Darstellungen erwiesen wird. — Eine weitere häufige Beigabe in Männergräbern ist der Knochenkamm. In der späten Kaiserzeit ist der am Oberrande des Griffteils flach geschwungene „Dreilagenkamm" üblich, dessen mittlere mit einseitiger Zähnung versehene Lage gewöhnlich aus sechs nebeneinander liegenden Stücken besteht, die durch zwei der ganzen Länge nach übergelegte Platten mittels Bronze- oder seltener Eisennieten zusammengehalten werden (Abb. 135 und 139, Nr. 1). Eine nur wenig spätere Form hat rechteckigen Griffteil mit halbkreisförmiger Überhöhung auf der Mitte des Oberrandes: sog. glockenförmige Kämme. Im 5.—6. Jahrhundert kehrt die Kammform zur einfachen Rundung zurück, die dann immer gestreckter wird, wie die schematische Darstellung Abb. 139, Nr. 2, 3 es veranschaulicht.

Fahren wir nach dieser Einschaltung über Schild und Kamm in der Besprechung des Teterower Grabes fort. Der Glasbecher (3) ist aus weißem Glase und mit weißen, goldbelegten spitzwinklig geführten „Schlangenfäden" bedeckt, eine um die Zeit von 500 herum bei allen germanischen Stämmen verbreitete Art, wie andere Glasgefäße dieser Zeit in den Kölner Glashütten gearbeitet, die zur Frankenzeit noch

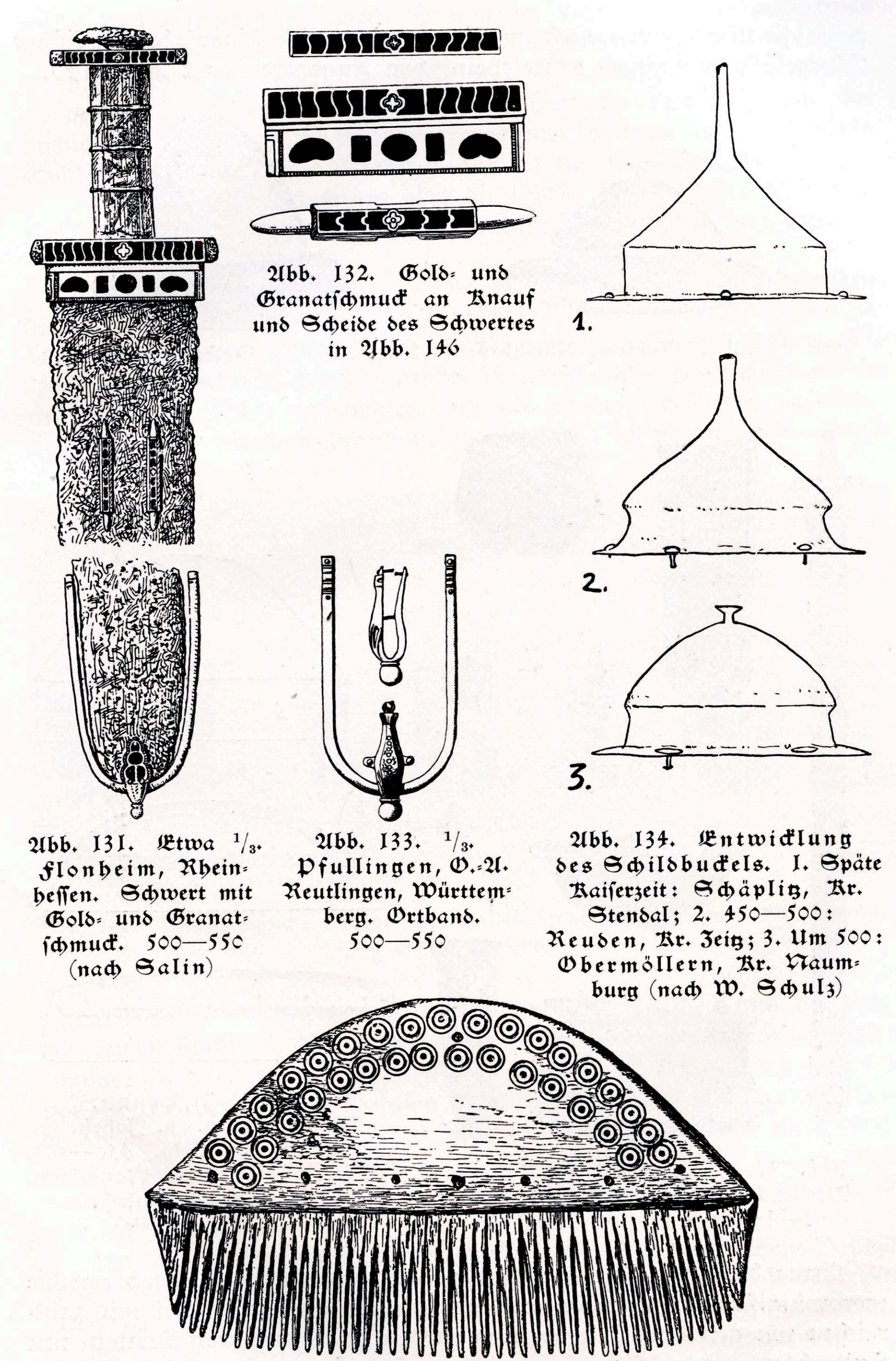


Abb. 132. Gold- und Granatschmuck an Knauf und Scheide des Schwertes in Abb. 146

Abb. 131. Etwa 1/3. Flonheim, Rheinhessen. Schwert mit Gold- und Granatschmuck. 500—550 (nach Salin)

Abb. 133. 1/3. Pfullingen, O.-A. Reutlingen, Württemberg. Ortband. 500—550

Abb. 134. Entwicklung des Schildbuckels. 1. Späte Kaiserzeit: Schäplitz, Kr. Stendal; 2. 450—500: Reuden, Kr. Zeitz; 3. Um 500: Obermöllern, Kr. Naumburg (nach W. Schulz)

Abb. 135. Hansdorf, Ldkr. Elbing. Knochen mit Bronze (nach Conwentz)

genau so blühten wie einst zur Römerzeit. Eine Auswahl fränkischer Glasgefäße aus einem mittelrheinischen Fundorte bietet Abb. 140.

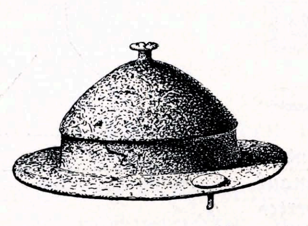


Abb. 136. $^1/_4$. Selzen, Rheinhessen (nach Lindenschmit)

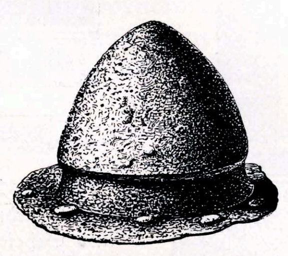


Abb. 137. $^1/_4$. Oestrich, Rheingau (nach Lindenschmit)

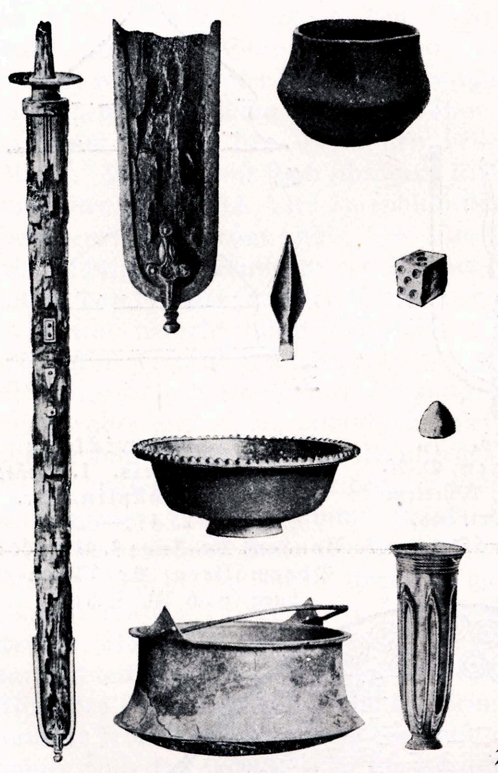
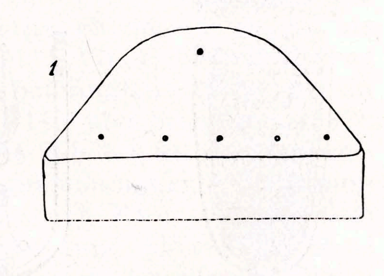
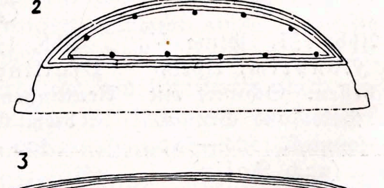


Abb. 138. $^1/_{10}$, nur 1a in $^1/_4$. Teterow Mecklenburg. Aus zwei Männergräbern 1—4: Grab 1; 5—8: Grab 2





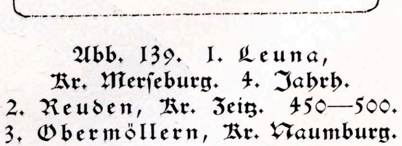


Abb. 139. 1. Leuna, Kr. Merseburg. 4. Jahrh.
2. Reuden, Kr. Zeitz. 450—500.
3. Obermöllern, Kr. Naumburg. Beginn des 6. Jahrh.
(nach W. Schulz)

Etwa derselben Zeit — um das hier einzuflechten — gehören die merowingischen „Spitzbecher" an, die im oberen Drittel mit zahlreichen waagerechten Rippen und in den beiden unteren Dritteln mit senkrechten, regelmäßigen, engen Bogenschleifen verziert sind, dabei ent-

weder trichterförmig und ohne Standring (Abb. 142) oder mit etwas breiterem Innern und mit Standring (Abb. 143) gestaltet sein können. Auch die schon aus rhein-römischer Zeit bekannte reiz- und kunstvolle Form der Nachbildung des germanischen Trinkhorns in hellem oder farbigem Glas kehrt in frühmerowingischer Zeit wieder (Abb. 144). Endlich sind noch flache Glasschalen zu nennen (Abb. 145).

Nach dieser Abschweifung über die Gläser der Völkerwanderungszeit haben wir zu dem Teterower Grabfunde nur noch kurz über die Bronzegefäße zu handeln.

Wie die Glasgefäße sind auch die beiden Teterower Bronzegefäße, die Bronzeschale und der Bronzekessel, aus niederfränkischen Fabriken hervorgegangen, die schon zur Römerzeit im Betrieb waren. Die Bronzeschale wird durch ihren auf der Unterseite abgedrehten Standring und den nach außen umgelegten und mit herausgetriebenen halbkugeligen Buckeln besetzten Rand gekennzeichnet; der Bronzekessel durch



Abb. 140. Merowingische Glasgefäße aus Mülhofen bei Engers, Kr. Neuwied (nach A. Günther)

seinen flachen Boden, den scharfen Umbruch darüber und die spitzdreieckigen hochstehenden Henkelösen. Beide Arten von Bronzegefäßen kommen in allen germanischen Gebieten des 6. Jahrhunderts zahlreich vor, in Westdeutschland, Belgien, Nordfrankreich, England und Skandinavien, sehr oft, wie zu Teterow, in einem und demselben Grabe vereinigt. Am häufigsten erscheinen sie, als Einfuhrware, in den westnorwegischen Gräbern dieser Zeit, die Bronzekessel zu mehreren Dutzenden von Malen.

Zu Teterow waren an derselben Stelle, wo das beschriebene Doppelskelettgrab aufgedeckt wurde, vorher schon Urnengräber mit Waffen von etwas älterem Gepräge zum Vorschein gekommen, als es die Skelettgräber zeigen. Hierzu gehören zwei Tongefäße, Schalen mit ein-

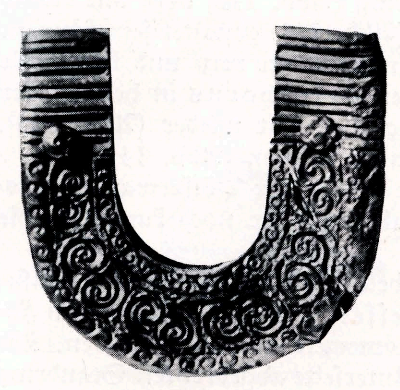


Abb. 141. 1/1. Sjöröd, Schonen. Silber und Niello. Ende des 5. Jahrh. Originalphotographie



Abb. 143. 1/3. Erfurt, Rudolfstraße. Einzige Beigabe eines Kinderskelettgrabes (nach Zschiesche)

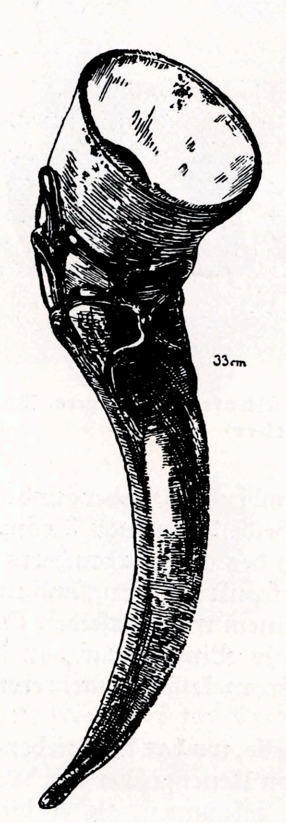


Abb. 144. Wörrstadt, Kr. Bingen, Rheinhessen (nach Lindenschmit)

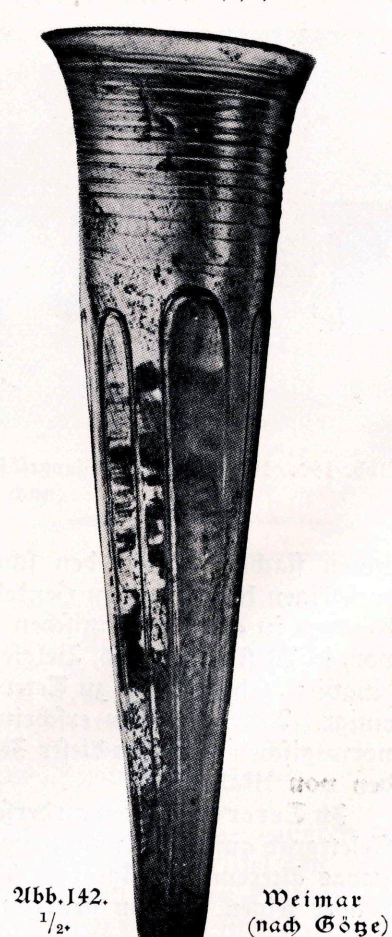


Abb. 142. 1/2. Weimar (nach Götze)

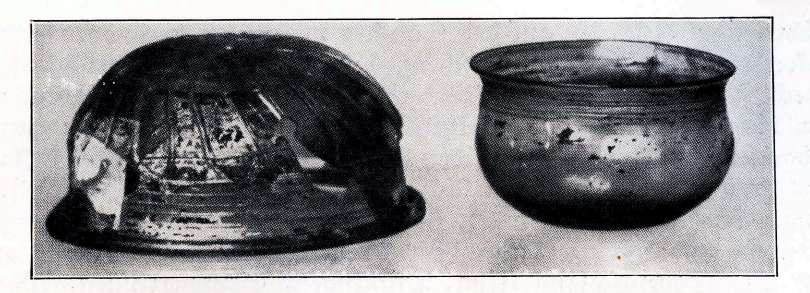


Abb. 145. Mühlhausen in Thür. Glasschalen





Abb. 146 und 147. 1/4. Teterow, Mecklenburg (nach Beltz)





Abb. 148. 1/5. Westerhausen, Kr. Quedlinburg. Obermöllern, Kr. Naumburg.
Schalen mit senkrechten Wülsten und zwischengestellten Strichgruppen (n. W. Schultz)





Abb. 149. Abb. 149 a.

Kliecken a. d. Elbe, Kr. Zerbst (nach Hinze und König)

geschweiftem Hals, die auf der Schulter mit vielen herausgetriebenen senkrechten Wulsten und zwischengestellten senkrechten Strichgruppen bedeckt sind (Abb. 146 und 147). Gleiche Gefäße, allerdings mit nur vier bis fünf senkrechten Wulsten ausgestattet, erscheinen im ganzen Elbgebiet bereits zur spätrömischen Kaiserzeit und leben dort im 5. Jahrhundert mit der vermehrten Anzahl der Wulste fort (Abb. 148), ja dringen im Gefolge der seit 400 sich vollziehenden Südwärtsbewegung der nord- und mitteldeutschen Swebenstämme über Thüringen auch nach Südwestdeutschland (Ulm, Pfullingen, Gammertingen, Wurmlingen, Ehingen, Munderkingen) und werden dort ein Kennzeichen frühgermanischer Tonware.

Nächst verwandt sind Gefäße mit weitläufig gestellten Rippen, zwischen denen sich Stempeleindrücke, seltener Wellenlinien und gestichelte Punkte befinden. Sie sind sehr stark im südlichen Württemberg, z. B. in der Ulmer Gegend, vertreten, aber auch im westalemannischen Gebiet, wie zu Worms, Monsheim, Flomborn, Wiesoppenheim in Rheinhessen, im Elsaß, zu Darmstadt und sogar noch in Mühlhofen bei Engers, Kr. Neuwied.

Das gleiche ist der Fall mit Schalen, die mit Gruppen herausgetriebener schräger Wulste oder schräger Furchen bedeckt sind, die in der Altmark und ebenso östlich der Elbe bereits in spätrömischer Zeit, in Mitteldeutschland (Obermöllern bei Naumburg a. d. S.; Kliecken a. d. Elbe, Kr. Zerbst und Elsnigk, Kr. Dessau) und Westdeutschland (Darmstadt) aber erst im 5. Jahrhundert erscheinen (Abb. 149 und 149a).

Und ebenso verhält es sich mit Schalen, die auf der Schulter mit dicht gestellten rundlichen Wulsten geschmückt sind. Endlich auch mit Schalenurnen, die einen ausgezackten Umbruch besitzen. Auch diese zeigen sich im Mittelelbgebiet bereits in den spätkaiserzeitlichen Schalen-Urnenfriedhöfen (Abb. 150), in Thüringen aber erst in frühmerowingischer Zeit (Abb. 151).

Endlich gehören hierher auch noch unverzierte Schalen mit teils mehr rundlichem, teils etwas schärferem Umbruch, wie sie in dem oben (S. 40f.) erwähnten Reitergrabe von Berlin-Neukölln (Abb. 152 und 153) und in einem Brandgrabe zu Garlitz, Kr. Westhavelland, erscheinen. Das Garlitzer Grab wird durch die Beigabe einer silbernen Dreiknopffibel mit halbrunder Kopfplatte in die Zeit des 5. Jahrhunderts verlegt (Abb. 154 und 155).

In der Merowingerzeit kommen weiter handgearbeitete Schalen mit scharfem Umbruch vor, für welche die späte Kaiserzeit auch schon Vorläufer bietet (Abb. 156). Solche Schalen sind wohl Nachahmungen spätrömischer Drehscheibengefäße. Ein durch ihre Bedeckung mit waagerechten Bändern und durch die Schrägkerben alleinstehende Form eines handgearbeiteten Gefäßes dieser Art bietet eine Leichenbrandurne vom Anfang des 5. Jahrhunderts aus dem Altenburgischen, Leipzig-Altenburger Eisenbahn (Abb. 158).

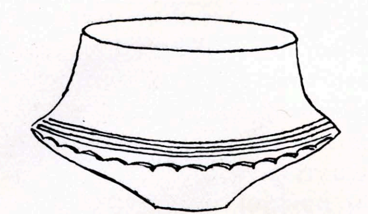


Abb. 150. $^1/_6$. Butzow, Kr. Westhavelland (nach Felsberg)



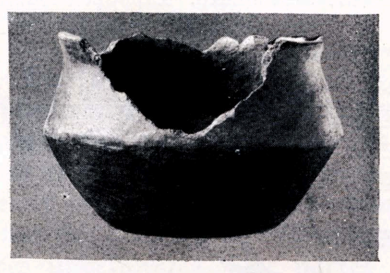


Abb. 152. Etwa $^1/_3$. Berlin-Neukölln. Beigefäß aus dem Reitergrab. Um 500 (n. Originalphotographie)



Abb. 151. $^1/_3$. Erfurt, Rudolfstraße. Einzige Beigabe eines Kinderskelettgrabes. Schale mit ausgezacktem Umbruch (nach Zschiesche)

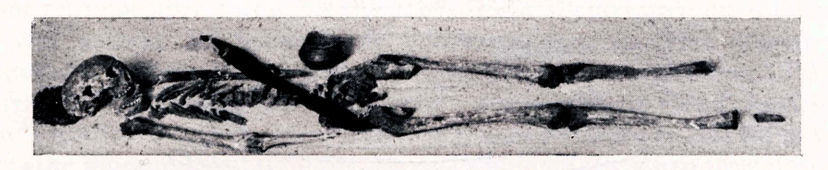
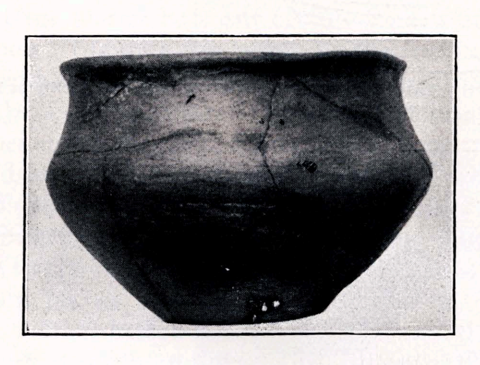


Abb. 153. Berlin-Neukölln. Skelett des Reitergrabes mit Schwert, Gürtel und Tongefäß (nach Originalphotographie)



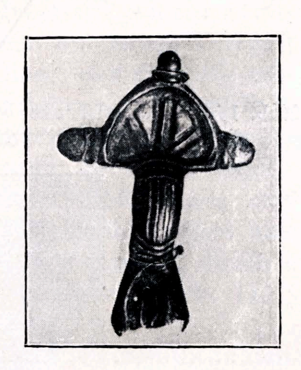


Abb. 154 und 155. Garlitz, Kr. Westhavelland. Staatsmuseum f. Vor- u. Frühgeschichte. Berlin (Originalphotographien). Urnengrab des 5. Jahrh. mit silberner Dreiknopffibel ($^1/_1$)

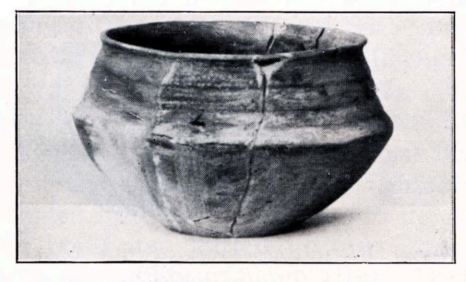


Abb. 156. Weißenfels, Beudefeld. Handgearbeitete Tonschale später Kaiserzeit (nach W. Schulz)



Abb. 157. 1/5. Obermöllern, Kr. Naumburg. Drehscheibengefäß (nach W. Schulz)

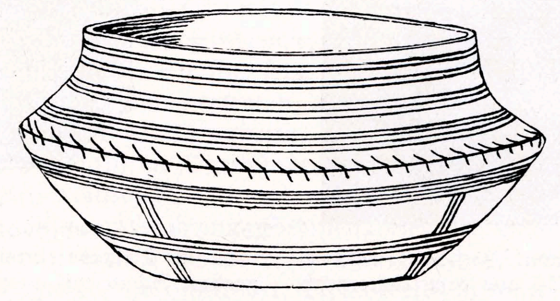


Abb. 158. 1/3. Zwischen Leipzig und Altenburg (1841/42). Anfang des 5. Jahrh. (nach Kossinna)

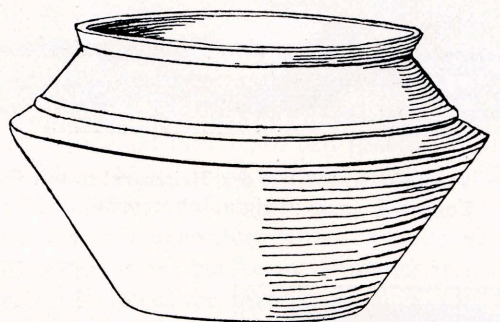


Abb. 159. 1/3. Elstertrebnitz (Eulau), Sachsen. Drehscheibenschale. Anfang des 5. Jahrh. (nach Kossinna)

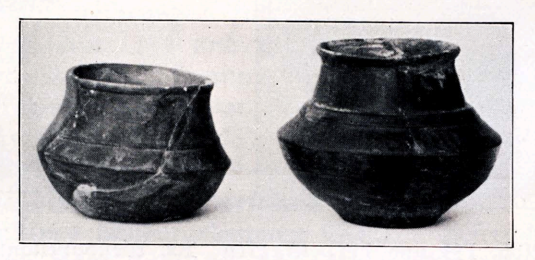


Abb. 160. 1/3. a) Reuschberg, Kr. Merseburg; b) Stößen, Kr. Weißenfels. Gedrehte Becher (nach W. Schulz)

Daneben erscheinen in der Merowingerzeit germanische feine, grautonige Drehscheibengefäße mit nach innen geneigtem Oberteil, der in scharfem Umbruch an den etwas ausgewölbten Unterteil ansetzt, zwischen Hals und Schulter einen umlaufenden schwachen Wulst aufweist und meist mit eingeglätteten Strichen, am Halse senkrechten, an der Schulter gekreuzten, verziert ist (Abb. 157). Ein wegen seines nicht gewölbt, sondern schräg aufsteigenden Unterteils und des Mangels an einem eingeglätteten Muster vielleicht etwas älteres Drehscheibengefäß dieser Art kam in Elstertrebnitz (Eulau) zum Vorschein (Abb. 159). Sehr ähnlich diesen Schalen sind kleinere Drehscheibenbecher (Abb. 160).

Die fränkisch-gotischen Formen der Waffen und des Schmucks erscheinen, wie schon bemerkt worden ist, rechtsrheinisch nur in Gültlingen, was weniger auffällig ist wegen der großen Nähe dieses Ortes nach dem Rheine zu, und dann noch so viel weiter nordöstlich abgetrennt in Weimar, was allerdings recht auffallend ist. In Weimar findet sich auch ein im rechtsrheinischen Deutschland um diese Zeit sonst noch unbekanntes, sehr starkes Vorkommen von Granaten, die auf künstlerisch feine Weise in Zellen gefaßt sind, wie es in Westfranken üblich ist.

Außerdem findet sich in Weimar noch eine Anzahl solcher Gegenstände rein gotischen Stils, die niemals bei den Westfranken auftauchen. So eine goldene Zikadenfibel mit gefaßten Granaten; eine granatengeschmückte goldene Scheibenfibel, die mit ihren vier angesetzten Adlerköpfen das Wirbel- oder Hakenkreuzmotiv wiedergibt, ein Stück, das seine einzige Entsprechung in einem Grabfunde aus Rutcha am Kaukasus besitzt; eine silberne Prachtschnalle, deren Beschlagplatte einen vergoldeten Rahmen und Goldzellen mit Granaten grünem Glas, Milchglas und weißem Email besitzt und deren schwerer Bügel mit Goldfurchen und einem niellierten Flechtband bedeckt ist und endlich deren Dorn eine rechteckige Platte hat, auf der Goldzellen mit Granaten und einem Vierpaß von Milchglas sich befindet. Die auf dem Milchglas dieser Schnalle eingeschliffenen kleinsten Ringchen mit Goldfüllung finden sich in derselben Weise auf Granaten: so bei der genannten Hakenkreuzfibel aus Weimar, bei einem Bruchstück aus dem Schatze von Pietroassa, auf einem ostgotischen Ohrringe aus Italien, auf einer gotischen Goldschnalle aus Yfferten in der Westschweiz, auf einer der schweren Goldschnallen aus Südrußland und endlich auf dem Fußteile der beiden völlig gleichen Fibeln aus Grab 84 des Weimarer Gräberfeldes (Abb. 116), um die es uns besonders zu tun ist.

Diese beiden vergoldeten Silberfibeln sind reich mit flachen Granaten und gewölbten Glaspasten besetzt. Glaspasten bilden die Augen der beiden Adlerköpfe der Kopfplatte und des Tierkopfes der Fußspitze; sonst besteht die Einlage durchweg aus flach geschliffenen Granaten.

Die Fibel ist, wie wir schon hörten, ein früher Vertreter des um 500 in Mitteleuropa neu aufkommenden Typus mit ovaler Fußplatte, der sich vielleicht aus der spätesten Form der Silberblechfibeln, jener mit Rankenornament, entwickelt hat; oder aus solchen gleichzeitigen Fibeln mit Rautenfuß, wie wir sie aus Treptow (Abb. 83) kennengelernt haben. Die ovale Fußplatte ist bei der Weimarer Fibel noch recht schmal, noch nicht voll entwickelt, das Stück daher um die Zeit von 500 anzusetzen. Während nun die Fibeln mit ovaler Fußplatte gewöhnlich eine rechteckige oder halbrunde Kopfplatte besitzen, weist die Weimarer Fibel durch die eigenartige Gestalt ihrer Kopfplatte eine Sonderstellung auf. Diese besteht nämlich aus zwei aufwärts gerichteten und mittwärts gegeneinander gekehrten Adlerköpfen, die durch ein rautenförmiges Mittelfeld getrennt werden: ein verbreitetes, der skythischen Kunst in Südrußland entlehntes Ziermotiv, das eher über Italien nach Thüringen gelangt ist als über Ungarn oder gar Frankreich, wo gleich schwungvoll gestaltete Adlerköpfe, doch in anderer Zusammenstellung, an Fibeln allerdings ebenfalls sich finden.

Die Weimarer Fibel wird nun mit dieser abseits stehenden Art der Kopfplatte Beginn einer eigenen Gruppe von Fibeln, deren Fuß teils die ovale Gestalt beibehält, teils seine Form von den Fibeln mit schmalem quergerieftem Tierkopffuß entlehnt. Die Gruppe ist überaus zahlreich in Thüringen vertreten, erscheint selten auch in Böhmen und ziemlich häufig in Südwestdeutschland und am Mittelrhein. Sie ist sicher eine Schöpfung der unter dem letzten Thüringerkönig Hermanfrid zu höchster Blüte entwickelten thüringischen Kultur und wird dafür mit Recht „Thüringer"fibel schlechthin genannt. Der Umstand, daß die Weimarer Fibel der Ausgangspunkt einer nur in Mitteleuropa heimischen neuen Fibelart wird, würde noch keineswegs, wie man gemeint hat, die auch geäußerte Ansicht widerlegen, daß die Weimarer Urfibel dieses Typus in Italien hergestellt und von dort nach Thüringen gebracht worden sei. Wohl aber steht letzterer Ansicht der Umstand als Hindernis entgegen, daß die Weimarer Fibel eine ovale Fußplatte besitzt, die zur Ostgotenzeit in Italien noch unbekannt war und erst von den Langobarden aus Mitteleuropa her nach Italien gebracht wurde. Wir haben es bei der Weimarer Fibel also nur mit starkem ostgotischen Einfluß zu tun.

Neben dieser Fibel mit Doppeladlerkopf auf der Kopfplatte entwickelt sich in Thüringen eine ihr verwandte Form, bei der die Kopfplatte nicht aus zwei Köpfen, sondern aus vier zangenförmig vorspringenden Zacken besteht, in denen zwar nicht deutliche Adlerköpfe, wohl aber Adlerschnäbel zu erkennen sind. Auch hier befindet sich zwischen den Schnäbeln ein rautenförmiges Mittelfeld, in das öfters ein Hakenkreuz in Kerbschnitt eingesetzt ist. Der Fuß ist bei dieser Gruppe meist oval, seltener breit lappenförmig mit mittlerem Einschnitt und oft mit zwei vollen Adlerköpfen oder zwei aus ihnen entstandenen

Rundeln als unterem Abschluß (Abb. 161). Bei aller Verwandtschaft beider Gruppen läßt sich eine typologische Entwicklung der zweiten Gruppe aus der ersten nicht erkennen. Merkwürdig ist, daß beide Gruppen sowohl in ihrer Häufigkeit wie in ihrer landschaftlichen Verbreitung ziemlich genau übereinstimmen. Von der zweiten Gruppe fand sich ein nordwärts versprengtes Stück aus vergoldetem Silber zu Rosenthal im Norden Berlins (Abb. 161). Es war die Beigabe eines Skelettgrabes, in dem sich noch ein Goldbrakteat mit stark entarteter Verzierung des Brakteatentypes B aus der Zeit um 550 befand

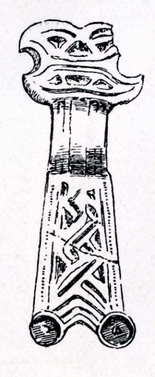




Abb. 161 u. 162. 1/1. Rosenthal-Berlin. Thüringerfibel in vergoldetem Silber nebst Goldbrakteat B. Etwa 550. (nach Originalzeichnung)



Abb. 163. 1/1. Mühlhausen i. Thür. Mus. Mühlhausen (nach Original)

(Abb. 162), worüber wir weiter unten Näheres hören werden. Ein spätes, sehr reich ausgestaltetes Stück der zweiten Fibelgruppe, mit drei Doppelschnäbeln, stammt aus Mühlhausen in Thüringen (Abb. 163).

Der vorher erwähnte ostgotische Einfluß in Weimar findet seine ungezwungene Erklärung in den geschichtlichen Verhältnissen Thüringens um 500. Auf Anregung Theoderiks d. Gr. schloß das Thüringer Reich gegen die immer bedrohlicher wachsende Macht des Frankenkönigs Chlodowech mit dem Ostgotenkönig ein Bündnis. Bekräftigt wurde diese Freundschaft durch die Heirat der Nichte Theoderiks, Amalaberga, mit dem letzten Thüringer König Hermanfrid (um 510). Im Zusammenhange mit dieser Heirat steht der starke ostgotische Einfluß, der, wie wir sahen, etwa um 500 am Hofe zu Weimar und in der ganzen thürin-

gischen Königsstadt sich geltend macht. Dieser Einfluß kreuzt sich in Weimar mit einem im übrigen Deutschland (außer zu Gültlingen) so früh ebenfalls unbekannten noch stärkeren westfränkischen Einfluß, der möglicherweise mit dem Umstande in Beziehung steht, daß die thürin-

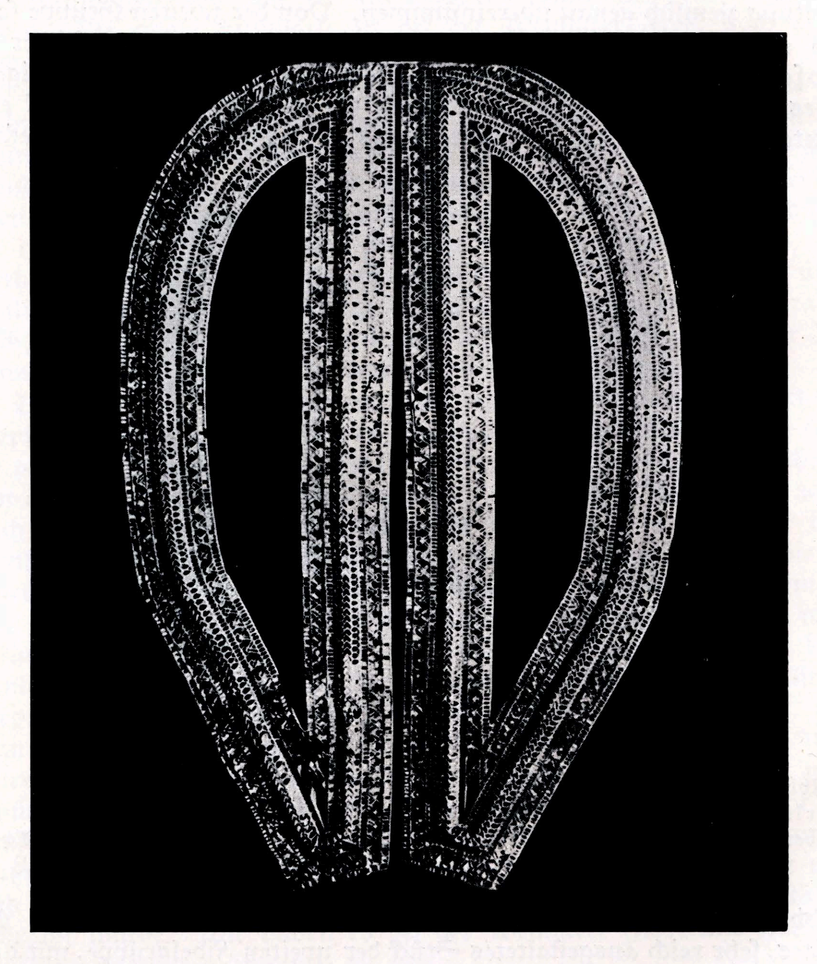


Abb. 164. Ravenna, Sog. Goldpanzer Theoderiks d. Gr. aus einem Grabe. Um 500. Phot. Dr. Stoedtner, Berlin

gische Königin Basina einst zu dem Frankenkönig Childerich entflohen war und in der Folge eine gewisse Einfuhr westfränkisch-gotischen Kulturguts nach Weimar sich angebahnt hatte.

Ein ganz besonders hervorragendes Stück ostgotischer Kunst ist der sog. Goldharnisch des Theoderiks (Abb. 164). Er wurde 1854 von Erdarbeitern in einem Kanal bei einem reich mit Gold ausgestatte-

ten Skelett gefunden, in unmittelbarer Nähe des Grabdenkmals des Gotenkönigs zu Ravenna, ist übrigens neuerdings aus dem Museum zu Ravenna — tief bedauerlicherweise — gestohlen worden. Die überwältigende Menge dichtest und feinst aufgelöteter Zellen mit ihren Tausenden von Granaten macht diese bogenförmig ausgeschnittene Goldblechplatte zu einem wahren Wunderwerk gotischer Goldschmiedekunst. Alle vier Bänder zeigen an ihren beiden Rändern in senkrechten Zellenreihen das viel erörterte „gotische Zangenornament", ein Dreieck mit einem Punktkreise auf seiner Spitze. Dieses Ornament, das kennzeichnende Muster auch am Fries des Hauptgesimses des Theoderik-

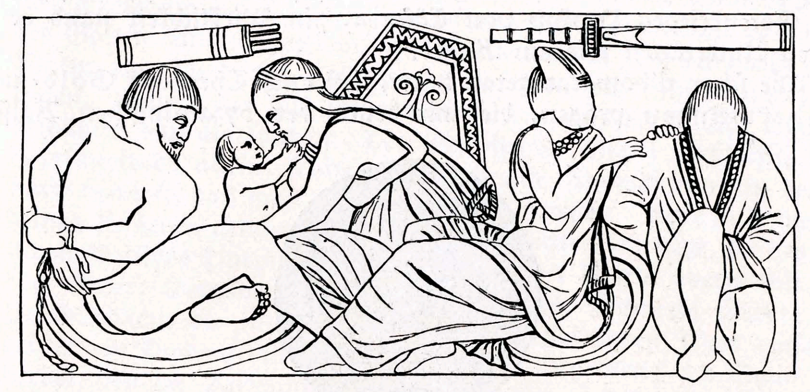


Abb. 165. Halberstädter Elfenbeindiptychon, vordere Deckelseite. Um 440—450 (nach Lindenschmit)

grabmahls, erscheint zuweilen schon an älteren germanischen Waffen und Schmuckstücken, so an der Scheide eines Skramasaxes, der auf der vorderen Deckelseite des um 440—450 angefertigten Halberstädter Elfenbeindiptychons dargestellt worden ist (Abb. 165), und ebenso noch an Fibeln des 6. Jahrhunderts, so an der Kopfplatte einer später gegossenen Silberblechfibel der nordischen Abart mit abwärts gekehrten beißenden Tierköpfen aus Seeland (Abb. 268), bei der die Tierornamentik bereits die volle Fläche bedeckt.

Theoderik der Große, geboren wohl im Jahre 454, war der Sohn Theodemirs, des bedeutendsten der drei gotischen Teilkönige, der den in Pannonien gebliebenen Hauptstamm der Ostgoten beherrschte. Theoderik zog mit seinem Volke zuerst nach Makedonien, dann nach Epirus und gewann nach dem Tode Theoderik Strabos, des mächtigen Fürsten der thrakischen Goten, die Gesamtherrschaft über die Ostgoten. Dem Kaiser Zeno (474—491) wurde diese machtvolle Nachbarschaft zu gefährlich. So ernannte er den Gotenkönig zum römischen Konsul und Patricius und gab ihm 488 hinterhältig den gefahrvollen Auftrag, als kaiserlicher Beamter und zugleich als Verbündeter den Odowakar, den germanischen Herrscher in Italien, zu besiegen und selbst dort die Herr-

schaft zu übernehmen. Theoderik zog mit einer aus Ostgoten, Rugiern und anderen Germanen bestehenden, recht zusammengewürfelten Volksmasse von vielleicht 100000 Köpfen, darunter etwa 20000 Krieger, von Bulgarien am rechten Donauufer und dann längs der Save aufwärts über Laibach an den Isonzo. Nach fünfjährigem Ringen, 489—493, zuerst an der Etsch bei Verona — daher der Name „Dietrich von Bern", später, seit 490, bei Ravenna — daher der Name „Rabenschlacht" — mußte sich Odowakar dem Gotenkönig ergeben.

Theoderik war jetzt „König der Italiker und Goten". „Namen und Insignien des Kaisers anzunehmen, hielt er nicht für angezeigt, sondern ließ sich zeitlebens ‚König' nennen", sagt der Geschichtsschreiber des Gotenkrieges Prokop von Cäsarea, „in Wirklichkeit stand er zu seinen Untertanen wie ein Kaiser."

Wie schon Odowakar getan hatte, ließ auch Theoderik Gold- und Silbermünzen prägen, die mit denen des byzantinischen Kaisers



Abb. 166. 1/1. Goldmedaillon Theoderiks d. Gr. aus Senigallia bei Ancona (Rev. ital. di numism. VIII)

Anastasius (491—518) völlig übereinstimmten, nur daß auf dem Revers das Monogramm Theoderiks beigefügt war. Außerdem ist auf unsere Zeit ein Unikum gekommen, eine bei außerordentlicher Gelegenheit gegen alles Herkommen geprägte Luxusmünze, ein großes, prächtiges Goldmedaillon (Abb. 166) mit dem Brustbild Theoderiks in Vorderansicht. Es ist 1894 nach unsicheren Aussagen zu Senigallia bei Ancona am Meere gefunden worden, gelangte zuerst in die Sammlung Francesco Gnecchi in Mailand und befindet sich jetzt im Besitz des Königs von Italien. Solche durchaus amtlich-kaiserliche, nach dem herrschenden Münzfuße ausgebrachten Stücke, die sich durch ihre Größe und die überragende Kunst ihrer Arbeit vor den gewöhnlichen Münzen auszeichnen, waren nicht kursierendes Geld, sondern galten als Zier- und Erinnerungsstücke. Das Bild Theoderiks zeigt ihn barhaupt, in seinem reichen Haupthaar, in Schuppenpanzer und Mantel, der an der rechten Schulter mit einer Rundfibel geschlossen ist. Theoderik erhebt die Rechte in einem segnenden Gestus, die Linke hält die Viktoria mit Kranz und Palme auf einer Weltkugel. Die Unterschrift der Vorderseite lautet Rex

Theodericus Pius Prin[ceps] I[nvictus] S[emper], die der Rückseite Rex Theodericus Victor Gentium. In der Unterschrift der Rückseite Comob bedeutet Com soviel wie Comes Auri, also einen kaiserlichen Kassenbeamten für den Goldvorrat, und Ob ist Abkürzung für Obryziacus, womit eine Münze aus geläutertem Golde bezeichnet wurde. Das Medaillon hat 15,32 g Gewicht, ist also ungefähr gleich drei Solidi, da ein Goldsolidus 4,55 g Gewicht hat. Das herrliche Schmuckstück hat auf der Rückseite aus Gold Vorrichtungen zum Einhängen einer Nadel und zum Festhalten ihrer Spitze. Das Medaillon ist also zum Tragen als Schmuckstück eingerichtet gewesen.

Man hat nicht mit Unrecht in einer Stelle aus der Lobrede des Dichters Ennodius auf Theoderik gleichsam einen Kommentar zu dem Bilde des Goldmedaillons gesehen. Die Stelle lautet: „In dir allein eint sich Natur und Verdienst, daß deinen Befehlen sich kühnherzige Männer fügen. Geburt gab dich ihnen zum Herrn, aber persönliche Tüchtigkeit bewährte dich als solchen. Des Geschlechtes Glanz verschaffte dir den Herrscherstab; allein, fehlten dir auch alle Auszeichnungen, der Geist hätte bewirkt, daß man dich wählte zum Fürsten. Aber auch die Zierde deines Äußeren gehört nicht unter deine letzten Vorzüge, da des königlichen Antlitzes Purpurschein den Purpur der Würde überstrahlt. Sendet, Serer, Gewande, die ihr mit kostbarer Schnecke färbet; liefert Prachthüllen, die in mehr als einem Kessel ihren Wert einsaugen; bringt ein Diadem mit buntschillernden Edelsteinen; den Stein bringt herbei, den die Riesenschlange bewacht: jeder Schmuck, den die Welt sendet, wird stärker strahlen gehoben durch des edlen Leibes einnehmendes Wesen. Es ist der Wuchs, der durch seine Höhe den Herrscher kündet. Der Schnee der Wange steht in Eintracht mit ihrer Röte. Die Augen strahlen jugendfrisch in ewiger Heiterkeit. Die Hände sind würdig, Verderben den Widerspenstigen, Ehren den Unterworfenen zuzuteilen. Niemand rühme mir zur Unzeit Prunk und Pracht; was an anderen Herrschern Diademe, hat an meinem Könige unter Gottes Hand die Natur getan. Jene macht erst soviel Zutat des Reichtums bemerkbar, ihm hat den Vorrang geliehen die einfache, unveränderliche Gestalt; die mögen sich herausputzen, welche sich eine ihnen fremde Schönheit beizulegen wünschen! Italiens Herrscher vereint die beiden größten Gegensätze: im Zorn ist er über die Maßen schrecklich wie der Blitz, in der Freude ohne Wolke schön. Ohne daß sich sein Mund auftut, verspricht den Gesandten der Völker Frieden entweder sein freundliches oder Krieg sein schreckliches Antlitz."

Theoderik hatte zwar, genau wie es Odowakar mit seinem germanischen Heere gemacht hatte, ein Drittel der römischen Güter seinen Goten zugewiesen oder, wo das Land den Römern verblieb, es mit einer entsprechenden Steuer belegt, war aber sonst ein milder Herrscher, der es sich angelegen sein ließ, die durch die nationalen Gegensätze hervorgerufenen Spannungen und Reibungen nach Möglichkeit abzu-

schwächen. Doch wollte er nichts von einer Blutmischung zwischen beiden Völkern wissen, weil ihm wohl bewußt war, daß dann die Aufnahme der römischen Kultur einen entnervenden Einfluß auf sein Volk ausüben würde. So verständnisvoll und großzügig er nicht nur die römische Kunst, besonders die Baukunst, pflegte, sondern auch die literarische Tätigkeit der im Hof- und Staatsdienst wirkenden Römer auszeichnete und förderte, so wenig hatte er für literarische Bestrebungen seiner eigenen Volksgenossen übrig. Wie er selbst nicht schreiben konnte — hat er doch während des ersten Jahrzehnts seiner Herrschaft die für die Rechtsgültigkeit seiner Erlasse notwendigen vier Buchstaben seiner Unterschrift nur mittels einer Schablone zu malen vermocht —, so hat er auch nicht gewünscht, daß junge Goten von römischen Lehrern unterrichtet würden; denn Lesen und Schreiben mache die Menschen nicht tapfer. Von ihm, der selbst ein ganzer Gote bleiben wollte und dennoch alles große Römische wohlwollendst schützte, ist ein Ausspruch bekannt: Wer ein schlechter Römer ist, will gern Gote sein, und ein schlechter Gote gern Römer. Seinem Gotenvolke behielt der König den Waffendienst, eigenes Recht und das angestammte arianische Christentum vor; die katholischen Italiener dagegen sollten nach wie vor die Staatsämter bekleiden, sonst aber nur den friedlichen Betätigungen des Handels und Gewerbes, insonderheit auch den Künsten sich hingeben. Theoderik, der in seiner Jugend ein Jahrzehnt als Geisel in Konstantinopel zugebracht hatte, war erfüllt von hoher Bewunderung für byzantinische Kunst. Er war nicht nur unablässig bemüht, die von den entarteten Römern seiner Zeit dauernd bedrohte künstlerische Hinterlassenschaft des antiken Italiens zu erhalten und verfallende Kunstwerke zu erneuern, sondern ließ auch durch seinen Palastwart die Tätigkeit der Baukünstler und Bildhauer Italiens ständig überwachen. Gleichzeitig war er einer der Herrscher Italiens, die in weitestgehendem Maße das ganze Land, insonderheit Rom und die oberitalischen Städte, so Ravenna, Pavia, Verona nebst dem mittelitalischen Spoleto, durch prächtige Bauten verschönte und bereicherte, wie Theater, Amphitheater, Bäder, Wasserleitungen, Kanäle, dazu Paläste und Kirchen, letztere in gleicher Weise für die katholischen Italiener wie für seine arianischen Goten. In den arianischen Kirchen fand der Gottesdienst in gotischer Sprache statt und wurde das Neue Testament in der Übersetzung Ulfilas gelesen, die immer von neuem abgeschrieben wurde. Unter diesen Handschriften ragt als die berühmteste der jetzt in Upsala befindliche sog. Codex argenteus hervor, der auf 330 Blättern die Evangelien enthält. Geschrieben sind sie mit silbernen, zum Teil goldenen Buchstaben auf purpurgefärbtes Pergament: ein Beweis, daß es im 6. Jahrhundert geradezu eine ostgotische Kalligraphenschule gegeben haben müsse. Erhalten hat sich von der ganzen Literatur in gotischer Sprache leider fast nur noch eine die sieben ersten Kapitel umfassende, homilienartig gehaltene Erklärung zum Johannes-Evangelium, genannt die Skeireins.

Das herrlichste, in der Hauptsache bis heute noch erhaltene kirchliche Bauwerk ist seine Hofkirche zu Ravenna (Abb. 167), eine dreischiffige Basilika, die er 504 vollendete und Christus dem Erlöser weihte. Nach dem Gotensturz wurden durch den katholischen Erzbischof Agnellus (556—569) alle Erinnerungen an die Gotenzeit und an den arianischen Ritus vernichtet und die Kirche dem katholischen Ritus angepaßt. Sie erhielt nun den Namen St. Martinus in Coelo aureo. Ihren heutigen Namen San Apollinare Nuovo bekam sie erst, als um

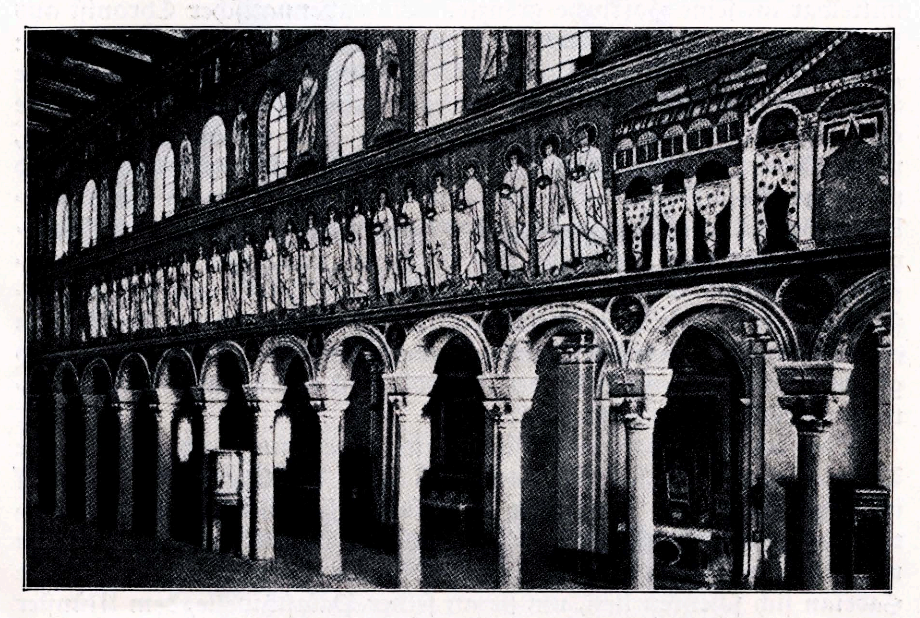


Abb. 167. Ravenna, Theoderiks Hofkirche, Südwand (Epistelseite) des Mittelschiffs

850 die Reliquien des heiligen Apollinaris von der Hafenstadt Classis nach Ravenna übergeführt worden waren. Diese Kirche ist die einzige, die noch ein volles Bild von dem herrlichen Mosaikschmuck der Hauptschiffe einer alten Basilika gibt (Abb. 167); sie bewahrt das Kostbarste an Mosaikkunst aus Theoderiks Zeiten. An den beiden Seitenwänden des Mittelschiffes stehen die Mosaiken in drei Reihen übereinander. Die oberste Reihe befindet sich unmittelbar unter der Decke und bietet Bilder aus dem Leben Jesu. In der mittleren Reihe beider Wände sind auf Goldgrund je 16 kolossale Einzelfiguren in Aposteltracht mit Rollen in den Händen dargestellt. Von der untersten Reihe rühren nur die beiden Endstücke, Darstellungen der Stadt Ravenna an der Südwand und der Hafenstadt Classis an der Nordwand, sowie die entgegengesetzten Endstücke, der segnende Heiland und die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde aus Theoderiks Zeit her, während die Prozessionsbilder

der 26 Märtyrer auf der Südwand und der 22 Jungfrauen nebst den 3 Weisen aus dem Morgenlande auf der Nordwand, die aus den beiden Städten Ravenna und Classis hinausziehen, um einesteils dem Heiland, anderenteils Maria und dem Christuskinde ihre Kronen darzubringen, erst von Erzbischof Agnellus hinzugefügt worden sind.

Von großer Bedeutung sind für uns die beiden Stadtbilder, namentlich das Bild von Ravenna, das in der Hauptsache eine Ansicht von Theoderiks größtem Bauunternehmen gibt, seinem Palast, der unmittelbar an seine Hofkirche grenzte. Ein ravennatischer Chronist aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, der sog. Anonymus Valesianus, berichtet: „Theoderik brachte den Palast der Vollendung nahe, ohne jedoch seine Einweihung zu erleben; die Säulenhallen rings herum aber vollendete er." Literarische Berichte melden, daß der Bau gewaltige Ausmaße, weite Säulenhallen und Türme, glänzende Marmorbekleidungen und prächtige Mosaikbilder sowie ostwärts nach dem Meere zu einen herrlichen Speisesaal besessen habe. Man hat neuerdings, 1909, den Grundriß im Fundament freigelegt und dabei die literarischen Berichte bestätigt gefunden, besonders auch was den Speisesaal angeht. Er besteht aus einem mittleren Viereck von 6 qm, an das sich auf drei Seiten eine Apsis von je 6 m Tiefe und an der vierten Seite ein zweites, gleich großes Quadrat anschließt; der Fußboden ist überall mit farbenprächtigen Mosaikfiguren geschmückt.

Von dem Hochbau selbst sind heute leider nur noch bescheidenste Teile erhalten. Wissen wir doch, daß Karl der Große in seiner auf italische Kunstwerke gerichteten Raubsucht alle künstlerischen Bestandteile des Theoderikpalastes, mindestens vierzig Säulen und die Mosaiken und Marmortäfelungen, das opus sectile des Fußbodens, vom Papste Hadrian sich schenken ließ, um sie an seiner Palastkapelle, dem Münster zu Aachen und dem Palast zu Ingelheim zu verwenden, wie er ja auch die berühmten Bronzegitter des oberen Umganges des Aachener Münsters nach Albrecht Haupts Nachweis von der Brüstung des Theoderikgrabmals genommen und das gewaltige bronzene Standbild Theoderiks, das ihn als leidenschaftlich vorsprengenden Reiter darstellt, von einer Brücke zu Ravenna nach Aachen geschleppt hat. Mit solchem Raube war erklärlich der ganze Königspalast Theoderiks zerstört.

Die mit Marmorsäulen geschmückte Backsteinhalle, die von der Überlieferung heute als Rest des Palastes bezeichnet wird, hat die Wissenschaft früher als langobardischen Bau des 8. Jahrhunderts erklärt. Neuerdings aber hat A. Haupt die marmornen Bauteile, die Säulen, nach der besonderen Art ihres Fußes wie ihres Kapitäls mit Sicherheit als ostgotisch festgestellt und das Ganze als den nach der Zerstörung des Hauptgebäudes durch Karl den Großen infolge der notwendigen Ergänzungen und teilweisen Umbaus zwar entstellten, aber doch auch wiederhergestellten Eingangshof zu Theoderiks Palast wahrscheinlich gemacht. Der Grundriß (Abb. 168) zeigt eine nach der Straße zu

offene schmale Halle, hinter der ein breiter Gang nach einem stattlichen Hofe zu mit Wendeltreppen in den Ecken und dann zu beiden Seiten des Hofes offene Hallen liegen. Im Hintergrunde dieses Hofes muß die Haupteingangsfront des Palastes sich erhoben haben. Die Anlage

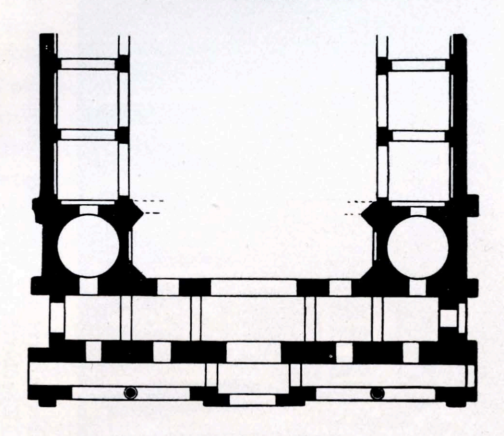


Abb. 168. Ravenna, Grundriß des sog. Palastes Theoderiks (nach A. Haupt)

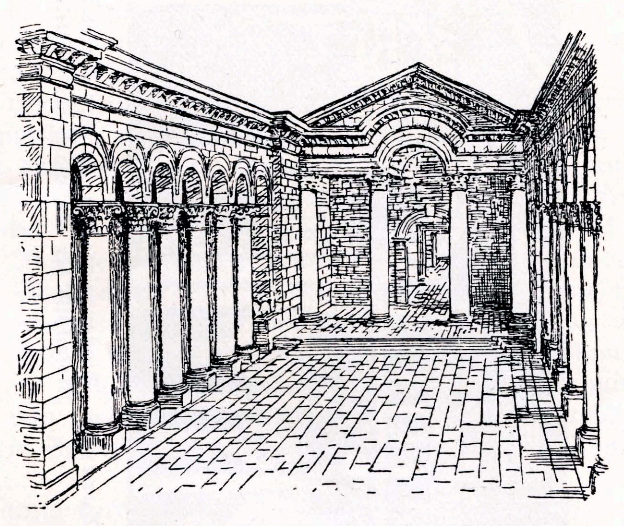


Abb. 169. Spalato, Palasthof (nach A. Haupt)

ähnelt also stark dem Hofe des Palastes zu Spalato (Abb. 169), den Theoderik einst sicher bewohnt hat; nur daß diesem das Obergeschoß über den seitlichen Hallen fehlt.

Zu dieser Auffassung stimmt nun trefflich das vorher erwähnte Mosaikbild des Palastes, das die Hofkirche im zweiten Stockwerke der

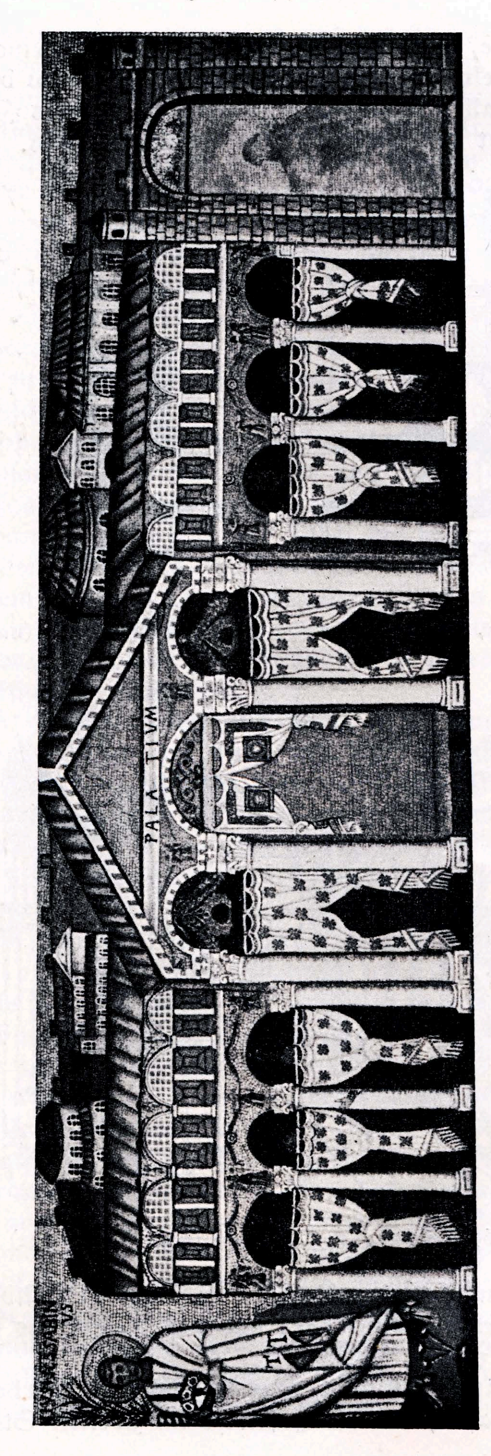


Abb. 170. Ravenna, Eingangsseite des Palastes Theoderiks; darüber andere Gebäude der ummauerten Stadt. Mosaikbild der Südwand des Mittelschiffs von Theoderiks Hofkirche

Südwand bietet (Abb. 170). Tatsächlich liegt hier nur ein Bild des Eingangshofes des Palastes vor. Der Beschauer muß sich allerdings die beiden Seitenflügel neben dem Mittelgiebel als im rechten Winkel von jenem nach vorn laufende Seitenwände denken. Es ist ein zweistöckiges, mit rotem Ziegeldach bekröntes Prunkgebäude. In der Mitte tragen vier mächtige weiße Marmorsäulen den hochragenden Giebel, unter dem sich der Haupteingang befindet. Zu beiden Seiten stehen je vier kleinere Säulen mit drei Rundbögen, über denen das zweite Stockwerk mit links fünf, rechts sechs Rundbögen sich erhebt. Die Füllungen aller neun Bögen des Erdgeschosses enthielten Mosaikbilder, und zwar das Theoderiks im Mitteleingang, die des gotischen Hofstaates in den anderen Bögen. Diese neun Figuren sind, ebenso wie eine Reihe anderer an den Mauern der beiden Stadtbilder angebrachte, von Erzbischof Agnellus freventlich zerstört und durch ebensoviele in Mosaik ausgeführte, wunderlich geknotete Vorhänge ersetzt worden. Wie ein ravennatischer Kleriker aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, namens Agnellus, der über die Kirchen seiner Vaterstadt trefflich berichtet hat, mitteilt, war Theoderik im Kettenpanzer mit der Lanze in der Rechten und dem Schilde in der Linken dargestellt; an seine rechten Seite schritt die „Ravenna" auf ihn zu, wie sie den rechten Fuß auf das Meer setzt und mit dem linken auf dem Festlande steht; auf der Schildseite des Königs befand sich die „Roma" mit Lanze und Helm. Rechts und links vom Palastgiebel sieht man in dem Stadtbilde noch verschiedene Bauten, eine Rotunde, ein Baptisterium, eine Basilika u. a.

Einen zweiten seiner zahlreichen Paläste erbaute Theoderik in seiner zweiten Hauptstadt, zu Verona, wo er sich besonders gern und lieber als in dem durch seine ungesunde Sumpflage weniger angenehmen Ravenna aufhielt. Es ist der heute als „Burg" bezeichnete Festungsbau auf dem über Verona sich erhebenden St. Petershügel: Castello S. Pietro. Infolge der starken Umbauten, besonders durch die Fürstenfamilie der Scaliger im 14. Jahrhundert, scheinen heute vom alten Bau nur noch die mächtigen Umfassungsmauern und die achteckigen Ecktürme erhalten zu sein. Die Bautechnik ist die in ostgotischer Zeit übliche: große Quadersteine in Schichten abwechselnd mit je einer Doppellage von Ziegeln. Wie der Palast im 12. Jahrhundert aussah, wird durch ein Stadtsiegel von Verona aus dieser Zeit vor Augen geführt (Abb. 171).

Erwähnung verdient hier noch eine Kirche zu Ravenna, die sog. Herkulesbasilika, die tatsächlich ein großes Kaufhaus war. Von diesem Bauwerk sollen, wie man vermutet hat, die neun Säulen stammen, die heute am Rathause stehen. Unter diesen Säulen sind zwei von höchster Merkwürdigkeit, da ihre Kapitäle zwischen den Eckschnecken und dem kaum mehr kenntlichen Eierstab in einem Kranze das Monogramm Theoderiks tragen (Abb. 172). Obwohl aus einer Umbildung des spätantiken Kompositkapitäls entstanden, zeigen diese beiden Kapi-

täle im Unterschied von den sieben anderen statt des Akanthusmotivs stark bewegte rauhe Blattformen, die wie an Bäumen wuchernde Pilze anmuten.

Das für uns wichtigste und zugleich, wenn auch nicht unversehrt und nicht unentstellt, so doch besterhaltene Bauwerk ist das Grabmal, das Theoderik noch bei Lebzeiten sich selber errichtete (Abb. 173): ein allseitig bewundertes Kunstwerk, dabei das einzige und zugleich das früheste, das germanisch war in Wesen und Gedanken, wenn auch Ein-

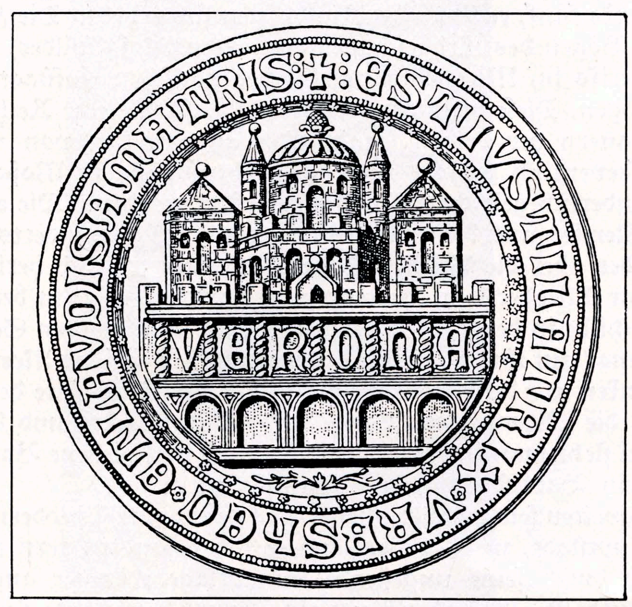


Abb. 171. Verona, Palast Theoderiks, nach einem Stadtsiegel von Verona aus dem 12. Jahrh.

flüsse südeuropäischer Kunst ihm nicht fehlen. Es ist ein zehneckiger, in zwei Geschossen sich erhebender Rundbau aus großen Quadern, gekrönt von einem gewaltigen, kuppelartig gehöhlten Felsen von 34 m unterem Umfang, fast 11 m Durchmesser, 2,5 m Höhe und einem Gewicht von über 8000 Zentnern, alles gefertigt aus grauweißem istrischem Kalkstein. Die stark entstellenden Steintreppen, die außen zum Obergeschoß führen, sind erst um 1780 angefügt worden. Der Haupteindruck ist der einer herben Strenge, wie sie dem germanischen Wesen und ebenso der Bestimmung des Werkes entspricht. Der gewaltige Ernst wird nur an einer Stelle durch das Ornament gemildert, an dem Friese des Hauptgesimses unmittelbar unter dem Kuppelstein. An diesem Friese erscheint als fortlaufendes Band das Zangen- oder Scherenornament, das wir ebenso schon bei dem sog. Goldharnisch Theoderiks (Abb. 164) und auch als Fibelzierat und damit als einheimisch-germanisch kennenlernten. In diesem wie in anderen Fällen kann es nur zweifelhaft sein, ob das

Ornament eine Übersetzung kleiner germanischer Schmuckformen ins Große oder ob nicht vielleicht umgekehrt das Metallornament aus dem



Abb. 172. Ravenna. Kapitäl von der Herkulesbasilika mit dem Monogramm Theoderiks d. Gr.

Großen der reich geschnitzten, leider nicht erhaltenen, sondern nur literarisch bezeugten Holzbauwerke ins Kleine übertragen worden ist.

Heute steht diese Grabkirche vereinsamt vor den Toren Ravennas in der Stille eines kleinen Gartens, dazu 2 m im Boden und meist tief

unter Wasser. Sein Inneres ist leer. Wie der Kleriker Agnellus im 9. Jahrhundert berichtet, hat das Theoderikgrabmal als Kirche für das

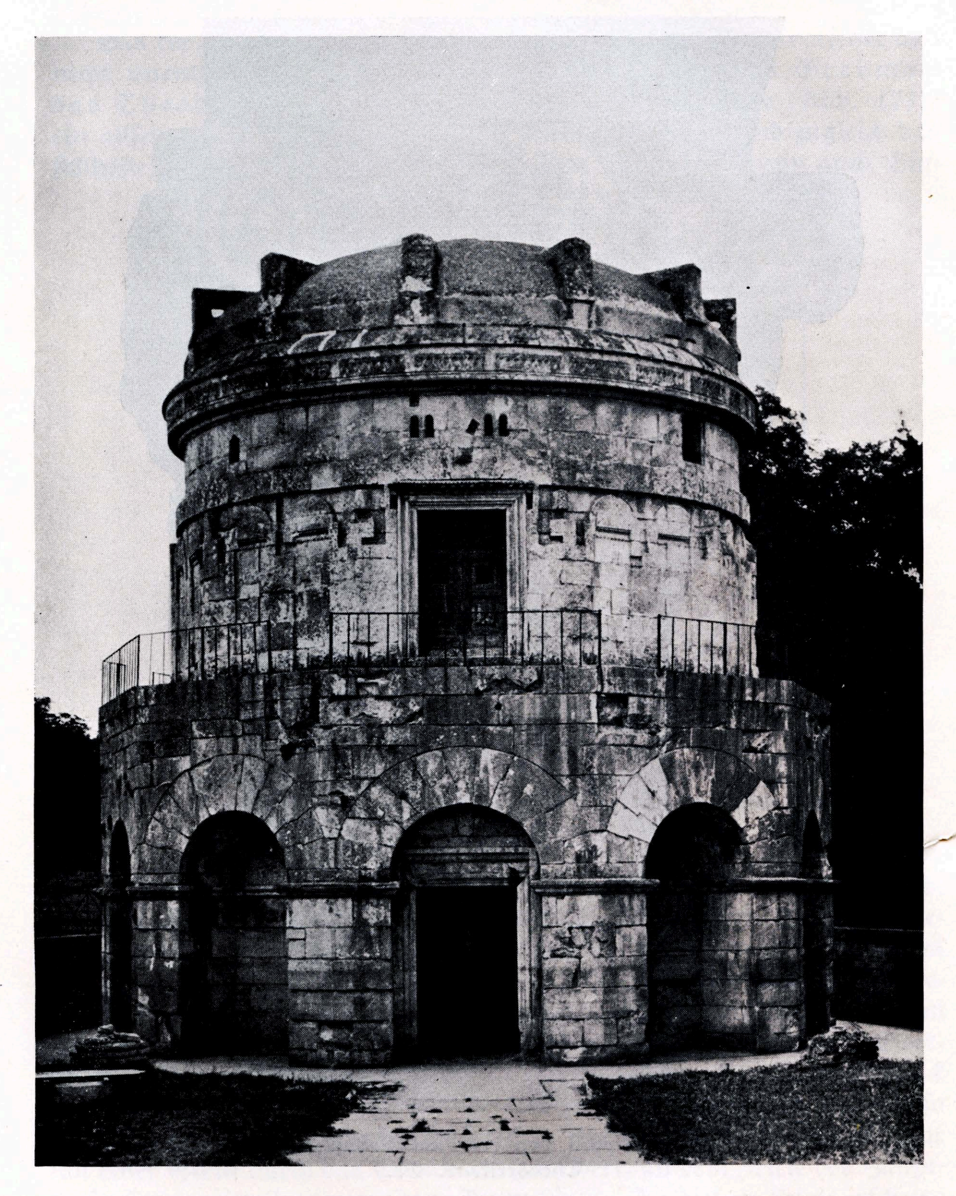


Abb. 173. Ravenna, Grabmal Theoderiks d. Gr. in seinem entstellten Zustande

später in seiner Nähe gelegene Marienkloster gedient. Da die Mönche nicht die Gebeine eines Ketzers, den die gehässige und lügnerische Legende

noch dazu zu einem grausamen Verfolger der katholischen Kirche gemacht hatte, in einem orthodox-katholischen Gotteshause duldeten, ist der Sarkophag mit den Gebeinen des Königs aus dem Grabmal entfernt worden, unbekannt wohin.

Theoderik suchte durch eine weitblickende, großzügige Politik die Herrschaft in Italien sich und seinem Gotenvolke zu sichern. Vor allem gegen die Eroberungsgelüste des byzantinischen Kaisers. Er wollte verhindern, daß Byzanz die einzelnen Germanenstämme gegeneinander hetzte und dabei billige Beute für sich selber machte. Darum befolgte er nicht nur eine Friedenspolitik gegenüber den anderen germanischen Reichen, sondern suchte diese, insonderheit die arianischen, durch weitestgehende Bündnisse fest aneinanderzuketten. Er knüpfte verwandtschaftliche Beziehungen mit den Königshäusern der Burgunden, Westgoten und Wandalen an, schloß ein Bündnis mit dem Herulerkönig an der Donau ab und später nach der Zerstörung des Herulerreichs durch die Langobarden (505) mit dem thüringischen Könige. Selbst mit dem katholischen Frankenkönig Chlodowech trat er in verwandtschaftliche Beziehungen. Aber gerade nach dieser Seite hin mußte er, das einzige Mal während seiner mehr als dreißigjährigen Friedensherrschaft, zu den Waffen greifen, als Chlodowech nach Besiegung der Westgoten (507) ganz Gallien an sich reißen wollte. Theoderik nahm damals (510) die Provence für sich in Besitz und rettete für die Westgoten das Land Septimanien mit der Hauptstadt Narbonne. Ebenso hatte er schon früher die südlichen Teile des Alemannenreiches in Rätien und der Schweiz gegen Chlodowech seinem eigenen Reiche schützend angegliedert (502).

Der Segen, den die lange Friedensherrschaft Theoderiks Italien gebracht hat, leuchtet am besten aus den Worten einiger zeitgenössischer Schriftsteller über Theoderik hervor. Hören wir zuerst den schon erwähnten, aus dem gerade erst wieder byzantinisch gewordenen Ravenna stammenden hohen katholischen Geistlichen, der unter dem Namen Anonymus Valesianus bekannt ist: „Theoderik war ein tapferer Mann, im Kriege wohl erfahren und auch sonst ein vortrefflicher Herrscher, von leutseliger Gesinnung gegen jedermann. In seiner Zeit genoß Italien 30 Jahre die Segnungen des Friedens, der auch unter seinen Nachfolgern noch dauerte. Keine Unternehmung mißlang ihm. In dieser Weise herrschte er über Goten und Römer, und während er selbst zur arianischen Sekte sich bekannte, ließ er doch den Römern wie zu den Zeiten der Kaiser ihre Gesetze. Er verteilte freigebig Geld- und Getreidespenden und füllte den Staatsschatz, den er völlig leer vorgefunden hatte, durch seine tüchtige Verwaltung. Er unternahm nichts gegen die katholische Religion. Dem Volke gab er zirzensische und andere theatralische Spiele, so daß er selbst von den Römern Trajan oder Valentinian genannt wurde — so ähnlich war seine Zeit der jener Kaiser. Obgleich er gänzlich ungebildet war, so war seine Weisheit doch so groß, daß heute noch im Volke einige Worte seines Mundes sprichwörtlich gebraucht

werden . . . Geschäftsleute aus allen Gegenden strömten bei ihm zusammen. Denn so streng war seine Rechtspflege, daß, wenn jemand auf seinem Gute Geld oder Silber liegen lassen wollte, es für ebenso sicher gehalten wurde, als ob es innerhalb der Stadtmauern wäre. Er führte die Sitte in ganz Italien ein, daß er keiner Stadt Tore machen ließ und da, wo sie schon waren, wurden sie nicht geschlossen; jeder ging seiner Beschäftigung nach, zu so später Stunde er wollte, ganz wie am Tage."

Nicht anders spricht sich der als Dichter hervorragende Mailänder Diakon, spätere Bischof von Pavia, Ennodius in seiner 507 gehaltenen Lobrede auf Theoderik bereits zu dessen Lebzeiten aus: „Der Schatz des Staates wuchs mit dem Wachstum des Privatvermögens; nirgends an deinem Hofe Gunstbuhlerei und überall Verteilung der Schätze. Niemand geht unbeschenkt von dannen und keiner beklagt die Wehen der Gütereinziehung. In deinen Gesandtschaften herrscht unsterbliche Rührigkeit; du bringst die Aufträge in Ordnung, ehe du die Gesandten siehst; auf deine Entgegnungen weiß man nichts zu erwidern, auf deine Einwürfe nicht leicht eine Lösung zu finden. Statt der Waffen wacht die Meinung von unserem Fürsten. Für unsere Ruhe steht auf der Hut unseres großen Königs Sorge; und dennoch hörst du nicht auf, feste Plätze zu bauen, deine Vorsorge ins Weite richtend. In dir wohnt die unbekümmerte Ruhe eines tapferen und die Bedächtigkeit eines besorgten Mannes. O doppelte Fülle der Tugenden in Einem Fürsten."

Lassen wir endlich noch den ausgezeichneten Geschichtsschreiber der Gotenkriege, den Sekretär des Feldherrn Belisar, Prokop von Cäsarea, der sich übrigens über die letzten Jahre der Regierung Theoderiks recht gehässig ausspricht, zu Worte kommen: „Theoderiks gewaltige Hand sorgte für Gerechtigkeit allerwegen und war ein starker Schirm für Recht und Gesetz. Vor Einfällen benachbarter Barbaren bewahrte er sein Land; seine Weisheit und Tapferkeit waren gefürchtet und geehrt weit in die Runde. Weder ließ er sich irgendein Unrecht gegen seine Untertanen zuschulden kommen, noch ließ er einem anderen derartiges durchgehen; nur den Teil der Landgüter, den Odovakar seinen Parteigängern zugewiesen hatte, überließ er seinen Goten. So war Theoderik dem Namen nach ein Tyrann, in Wirklichkeit aber ein rechter Kaiser, nicht um Haaresbreite geringer als irgendeiner von denen, die sonst diese Würde bekleidet haben. Obgleich es dem menschlichen Charakter zu widersprechen scheint, liebten und verehrten ihn tatsächlich Goten und Italiker ohne jeglichen Unterschied."

So schien das Gotenreich völlig gesichert dazustehen. Allein im letzten Jahrzehnt der Herrschaft Theoderiks änderten sich die Verhältnisse stark zu seinen Ungunsten. Einmal betraf dies seine bisher überragende Stellung in dem von ihm weitsichtig begründeten Bunde der germanischen Nachfolgestaaten von Westrom. Auf Chlodwigs Mittun hierbei war schon lange kein Verlaß mehr. Aber auch im burgundischen Reich gewann unter der Herrschaft König Sigismunds, des Schwieger-

sohns Theoderiks (516—523), nicht nur die katholische Kirche völlige Alleinherrschaft, sondern Sigismund suchte nun auch engsten Anschluß an Byzanz, ja er ließ sogar seinen eigenen Sohn Sigerich, Theoderiks hoffnungsvollen Enkel, ermorden. Der schwerste Schlag aber traf Theoderiks Außenpolitik, als nach dem Tode des Wandalenkönigs Thrasamunds, des Schwagers Theoderiks (523), mit seinem Nachfolger Hilderich ein Herrscher auf den Thron kam, der in selbstmörderischer Verblendung die Freundschaft mit den Ostgoten abbrach, die Witwe Thrasamunds Amalafrida ermorden ließ und dem byzantinischen Kaiser sich völlig in die Arme warf, was übrigens die Einleitung zum Untergange des Wandalenreichs und im Anschluß daran auch des Ostgotenreichs wurde.

Weit schlimmer noch für den dauernden Bestand des Gotenreiches waren seine inneren Feinde, die byzantinisch-imperialistisch gesinnten Römer in Italien. Unter den Kaisern Zeno und Anastasius (bis 518) war der Monophysitismus, eine christliche Sekte, am Hofe nicht nur stark begünstigt, sondern geradewegs zur Staatsreligion erhoben worden. Dadurch entstand ein schweres Zerwürfnis zwischen den Kirchen von Rom und Konstantinopel. Theoderik, sonst seiner alten Duldsamkeit und Unparteilichkeit getreu, stand hierbei doch entschieden auf seiten der katholischen Kirche Roms, wie er denn ja stets aufs strengste vermieden hat, etwas gegen die für ihn mit dem Römertum sich deckende katholische Religion zu unternehmen. Diese Kirchenspaltung war für Theoderik recht günstig, insofern sie bei den vornehmen und reichen Römern, namentlich den Adelsfamilien, ihre innerliche Hinneigung zu Byzanz und die Lust zu geheimen imperialistischen Anknüpfungen auf ein Mindestmaß einschränkte. Mit dem Regierungsantritt des Kaisers Justin I. (518—527), der unter dem Einfluß seines Neffen Justinian, seines späteren Nachfolgers, eines verschlagenen Diplomaten, stand, hörte die für Byzanz verfehlte monophysitische Kirchenpolitik auf und es fand 520 unter Mitwirkung des Papstes, wie des Kaisers und unter Beteiligung Theoderiks eine Wiedervereinigung der beiden Kirchen auf katholischer Grundlage statt. Für Theoderik bedeutete diese Wendung der Dinge eine Art mittelbarer Niederlage, denn nun konnten sowohl die von ihm ihrer Gesinnung halber verbannten oder freiwillig nach Byzanz ausgewanderten Römer ihren irredentistischen Bestrebungen weit freieren Lauf lassen, als auch machten die hochgestellten, reichen Römer in Italien selbst keinen besonderen Hehl mehr aus ihrer immer dreister sich gebärdenden Begeisterung für den Kaiser.

Dazu kam, daß nach Beseitigung der inneren Schwäche des byzantinischen Reiches seine Fähigkeit zu äußerer Betätigung stark wuchs. Für Justin und besonders später Justinian galt das ostgotische Reich immer nur als ein vorübergehender Zustand, Theoderik nur als Stellvertreter des byzantinischen Kaisers. Mit dem Verluste des abgelegenen Westgotenreiches wie des Frankenreiches hatte Byzanz sich abfinden müssen. Nicht so wollte es dies mit Italien, wo einst der Mittelpunkt

römischer Reichsregierung im ewigen Rom sich befand, dessen Besitz für den Kaiser eine Frage seiner gebietenden Stellung war. Die imperialistischen Bestrebungen der Römer Italiens fanden daher in Byzanz jetzt ein nur zu williges Ohr. Diese einflußreichen, mächtigen römischen Kreise Italiens ertrugen die Gotenherrschaft von Jahr zu Jahr unwilliger. Fühlten sie sich doch durch das gerade auch die mittellose Masse der römischen Untertanen in strenger Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit schützende Regiment Theoderiks in ihren gewohnten eigensüchtigen Bedrückungen der Masse empfindlich beeinträchtigt. Und der letzte, vielleicht wichtigste Punkt im Verhältnis von Römern und Goten war und blieb doch der Rassen- und Kulturgegensatz beider Völker.

Alles dies hatte in den letzten Jahren Theoderiks eine Art elektrisch geladener politischer Stimmung erzeugt. Zudem mußte Theoderik noch seinen von ihm zum Nachfolger bestimmten vielversprechenden Schwiegersohn Eutharik ins Grab sinken sehen, worauf er dessen und seiner Tochter Amalaswintha erst achtjährigen Sohn Athalarik zum König einsetzte. Theoderik wurde durch sein Schlag auf Schlag sich folgendes Mißgeschick, das seine beherrschende Stellung in der Welt vernichtete, schließlich gereizt und nervös; er befahl 524 die Hinrichtung der beiden einflußreichsten und berühmtesten Senatoren, des Boethius, der zugleich einer der höchsten Staatsbeamten Theoderiks war, und dessen Schwiegervaters Symmachus. Beide waren hochverräterischer Anschläge zugunsten der Herrschaft Justinians zwar nicht streng gerichtlich überführt, aber doch in höchstem Maße verdächtig. Dann ließ Theoderik 526 den kaiserlich gesinnten Papst Johannes gefangennehmen und durch den gotenfreundlichen Felix IV. ersetzen. Aber bereits in demselben Jahre machte eine nur dreitägige Krankheit dem tatenreichen Leben des nun siebzigjährigen Königs ein Ende. Theoderik ist die herrlichste Gestalt der ganzen Zeit der Völkerwanderung; auf ihm liegt ein idealer Glanz von unzerstörbarer Dauer vermöge der großen Persönlichkeit, die sich überall und durch sein ganzes Leben hindurch in dem Menschen Theoderik verkörperte, wie am besten die oben angeführten Urteile der römischen und byzantinischen Geschichtsschreiber und Dichter bezeugen.

Die hochverräterischen Fäden, die von der römischen Aristokratie, wohl im Einvernehmen mit dem katholischen Klerus, zu Justinian, der bald nach Theoderiks Tode den Kaiserthron bestieg, gesponnen wurden, nahmen nun immer größeres Ausmaß an. Die Wirkung dieses andauernden Hochverrats wurde besonders verderblich unter der schwächlichen und gotenfeindlichen Herrschaft der Tochter Theoderiks, der römisch gesinnten Amalaswintha, die für ihren minderjährigen Sohn Athalarik die Regentschaft führte. Athalarik starb indes schon 534 an den Folgen seiner Ausschweifungen. Um sich nun ihre alte Machtstellung zu sichern, vermählte sie sich mit dem letzten überlebenden Sproß aus dem Geschlechte der Amaler, dem ebenso unfähigen wie schurkischen Theodahat, der dann Amalaswintha alsbald (535) ermorden ließ.

Die Sicherung des Gotenreichs durch den Bestand germanischer Nach-

barreiche hatte inzwischen weitere Stützen verloren, indem einerseits von den Franken 531 das Thüringerreich vernichtet und 534 Burgunds Selbständigkeit aufgehoben, andererseits von Justinian 533 das Wandalenreich durch Belisar zerstört wurde. So lag nun das Ostgotenreich vollkommen inselartig vereinsamt da und Justinian sah die Zeit gekommen, um Italien als reife Frucht sich zu pflücken. 535 trug er seinem germanischen Oberfeldherrn Belisar die Eroberung dieses Landes auf. Belisar fand zwar ein starkes, jedoch taktisch ungeübtes, namentlich aber völlig führerloses Gotenheer sich gegenüber. Schon im nächsten Jahre entledigten sich die Goten des unfähigen Theodahats und hoben Witigis, einen Vertrauten Theoderiks, auf den Schild. Nach anfänglichen Erfolgen der Goten wurden sie jedoch furchtbar geschwächt durch eine anderthalbjährige vergebliche Belagerung des von Belisar besetzten Roms, bei der nebenbei bemerkt die Römer nach der Weise spätrömischer Kunstpflege zahllose Marmorbildwerke, so die des Hadriansgrabmals, unbekümmert in Wurfgeschosse umwandelten. Ein kleines byzantinisches Heer, das in Ancona, nicht allzuweit von Ravenna, auftauchte, veranlaßte die Goten, die Belagerung Roms aufzugeben und nach dem Norden abzurücken. Belisar folgte ihnen und schloß 539 Witigis mit seinem Hauptheer in Ravenna ein. Und nun geschah etwas Unglaubliches. Die Goten wurden auf Witigis ergrimmt und faßten den kindlich-phantastischen Entschluß, die einstige Krone Theoderiks Belisar anzubieten. Dieser heuchelte Zustimmung, zog 540 in Ravenna ein, ließ sich von den Goten huldigen, dann vom Kaiser abberufen und nahm Witigis samt der ganzen Königsfamilie, dem Königsschatze und den gotischen Großen mit nach Byzanz. Seitdem war die Gotenhauptstadt Ravenna mit ihrer Hafenstadt Classis dauernd wieder byzantinisch.

Und nun begann der letzte Abschnitt im Kampfe der Ostgoten um ihr Reich und ihr Leben. Der hochbegabte König Totila-Badwila brachte eine große Wendung der Geschicke. Er eroberte fast ganz Italien nebst Rom zurück und machte dieses nunmehr zur Gotenhauptstadt. Das dauerte zwölf Jahre, bis 552. Da raffte sich Justinian zu einem letzten entscheidenden Schritte auf und schickte ein großes, meist aus Germanen, Gepiden, Langobarden, Herulern bestehendes Heer unter dem Oberbefehl des Narses von Dalmatien zu Lande nach Italien. Bei Taginä unweit Perugia im mittelitalischen Umbrien wurde Totilas Heer von Narses völlig vernichtet. Was nun folgte, war nur noch der Verzweiflungskampf eines untergehenden Volkes. Ein Teil der überlebenden Goten in der Festung Pavia hatte 553 in Teja noch einmal einen heldenhaften König gefunden. Er führte sein Heer südwärts und wurde von Narses am Vesuv gestellt, wo eine zweitätige Schlacht von geradezu heroischer Erhabenheit sich abspielte. Teja verrichtete Wunder der Tapferkeit; aber auch nach seinem von den Römern teuerst erkauften Tode ließen die Goten vom Kampf nicht ab. Nur wenigen Tausenden gelang es, nach Pavia durchzubrechen. Endlich am Abend des zweiten Kampftages war der Rest mit freiem Abzuge einverstanden. Viele

suchten nun in der Fremde Dienst und Unterkommen. Die in Süditalien verbliebenen gotischen Krieger gingen meist zum Kaiser über.

Gewisse Reste scheinen sich nach Ladinien in das östlich von Bozen gelegene Gebirge zurückgezogen zu haben, in dessen Mitte der Rosengarten sich befindet, das Reich des Zwergenkönigs Laurin, der in der Dietrichsage eine Rolle spielt. Ein mit Franken gemischtes großes, von den Herzögen Leuthari und Butilin geführtes alemannisches Heer überschritt nun die Alpen, um ein neues alemannisch-gotisches Königtum zu gründen, zog 553 plündernd durch ganz Italien bis nach Reggio in Calabrien hinab, wurde aber 534 durch Krankheit und Krieg völlig aufgerieben.

Das war das zwar ruhmvolle, aber doch so traurige Ende des unter Theoderik so glänzend begründeten und so glücklich beherrschten Gotenreiches. Doch die Römer büßten ihren Verrat an Theoderik unter der drückenden Herrschaft der Byzantiner bitter genug. Sie erinnerten sich wehmütig der glücklichen und segensreichen langen Friedensjahre unter Theoderiks mildem Szepter. Er war nach Prokop der berühmteste aller Germanenkönige, „er war seinen Feinden furchtbar gewesen und hinterließ bei seinen Untertanen ein sehnsüchtiges Andenken".

Für Theoderik persönlich hatte der Vernichtungskampf gegen sein Volk und dessen Untergang noch eine üble Folge. Der Herrscher, der nie etwas gegen die katholische Kirche unternommen, der die römischen Großen Boethius und Symmachus rein aus politischen Gründen dem Tode überliefert, ebenso den Papst Johannes nur aus demselben Anlaß ins Gefängnis geworfen hatte, wurde rein aus Rassenhaß von den Römern, die ihre Nationalität aufs engste mit dem kirchlich Katholischen verknüpft fühlten, allmählich zum Typus des unduldsamen verhaßten Ketzers und barbarischen Verfolgers des Katholizismus verzerrt. Es bildete sich rasch ein Kranz von Legenden um Theoderik, die dieser Anschauung einen geschichtlichen Untergrund zu geben bestrebt waren und dies mit Erfolg taten. Die ersten noch tastenden Berichte dieser Art finden sich schon um die Mitte des 6. Jahrhunderts bei dem Anonymus Valesianus und Prokop von Cäsarea, in verstärktem Maße ein Menschenalter später bei Papst Gregor dem Großen in seinen „Dialogen". Diese Autorität war von durchschlagender Wirkung. Gregors Erzählung wurde von Sedulius Scotus in seinem „Fürstenspiegel" wörtlich wiedergegeben.

Dann aber wurde die römisch-katholische Legende ins Phantastisch-Sagenhafte übertrieben. Die Sage, wie sie Bischof Otto von Freising im 12. Jahrhundert und späterhin so manche deutsche Volkssage erzählt, meldet, daß der arianische, also ketzerische, mit höllischem Feueratem begabte Theoderik einmal im Bade gesessen und einen Hirsch vorbeilaufen gesehen habe; er will ihn verfolgen; da steht schon ein gesatteltes schwarzes Roß für ihn bereit und entführt ihn auf Nimmerwiedersehen. Zur Rechten des Hauptportals der berühmten romanischen Basilika von

San Zeno Maggiore zu Verona wird diese Sage in einem von dem Hauptmeister des Portals Nicolaus um 1130 gefertigten Steinrelief bildlich dargestellt: Theoderik reitet dort als Wilder Jäger und wird von einem Hirsch, dem in so vielen indogermanischen Mythen auftretenden Unterweltshirsch, in den finsteren Wald, das Sinnbild der Unterwelt gelockt, wo ihn der Höllenfürst empfängt (Abb. 189).

Ganz anders die große deutsche Heldendichtung des 13. Jahrhunderts, wie sie z. B. in dem Gedicht „Die Klage", das dem Nibelungenliede regelmäßig angehängt ist, uns entgegentritt. Da herrscht Dietrich lange Jahre zu Rom und verrichtet neue Großtaten heldenhafter Tapferkeit. Einmal aber, im Jagdeifer, besteigt er ein schwarzes Roß, das gerade zur Hand ist. Dieses entführt ihn so rasch, daß niemand ihm folgen kann,

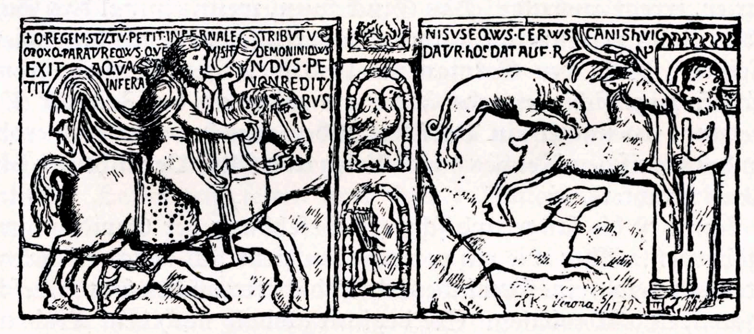


Abb. 174. Verona, Basilika San Zeno, Hauptportal. Theoderik d. Gr. als Wilder Jäger (nach L. Stacke, Deutsche Geschichte Bd. I)

und seitdem hat man nichts von ihm gehört. Zugrunde lag dieser Erzählung wohl der Glaube, Wodan habe hier einen seiner Lieblingshelden nach Walhall entrückt.

Entsprechend dem Charakter, den der große König in Italien zeigte, lebte er in der gotischen Heldensage, deren erster Keim wohl schon bei den Ostgoten sich entwickelte und die im 7. Jahrhundert bereits lateinisch niedergeschrieben wurde und ihre vornehmste Pflege bei den Alemannen bis ins 17. Jahrhundert hinein fand — war doch gerade für die Alemannen Theoderik der mächtige Schützer gewesen — lebt er doch, sage ich, hier als reine Lichtgestalt fort, als der menschlichste der germanischen Helden, als der milde, gütige, überlegene, friedliebende Herrscher, der sich nicht zum Waffenwerk drängt, sondern eher drängen läßt, in dem „die stärksten menschlichen Triebfedern spielen müssen, ehe er seine ganze Kraft entfesselt"; dann aber leistet er das Höchste, ist er unwiderstehlich, selbst die Unbezwingbaren bezwingend.

Die Wandalen

Wir berührten bereits bei der Schilderung der letzten, durch schwere Rückschläge getrübten Jahre Theoderiks des Großen den Beginn des

Niederganges jenes wie die Goten ostgermanischen Volkes, das bei der Vernichtung des römischen Reiches nach den Goten die größten Erfolge aufzuweisen gehabt hat: der Wandalen. Ihr Nieder- und baldiger Untergang wurde wesentlich herbeigeführt durch ihre Untreue gegen den germanischen Bruderstamm der Ostgoten.

Wie ein Fluch liegt in dem Charakter der Altgermanen Eifersucht, Neid und Haß ihrer Stämme gegeneinander. Auf diese Naturanlage der Germanen bauend, entschloß sich schon Kaiser Tiberius, die Eroberungspolitik für Nordwestdeutschland unbesorgt fallen zu lassen. Erinnert sei weiter an die berühmte Stelle in Tacitus' Germania (98), wo er bei Erwähnung der angeblich vernichtenden Niederlage der Brukterer durch die vereinigten Nachbarstämme, Chamawen und Angriwarier, erregt ausruft: „Das Glück kann, wenn einmal das Schicksal über das Reich hereinbricht, nichts Größeres schenken als die Zwietracht der Feinde", d. h. der Germanen. Und diese gegenseitige Stammesfeindschaft zeigt sich nirgends ärger als während der Zeit der Völkerwanderung, wo immer ein Volk das andere aus den von ihm eroberten Teilen des römischen Reiches durch Krieg und selbst Vernichtung hinauszutreiben trachtete.

Bekannt ist die lange und schwere Befehdung der Gepiden durch die Langobarden. Aber wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Geschichte dieser Zeiten eine förmliche Erbfeindschaft zwischen Goten, besonders Westgoten, und Wandalen. Sie beginnt alsbald nach dem Einbruch der Goten in das Weichselmündungsgebiet um den Beginn der Zeitrechnung, zeigt sich dann wieder im 4. Jahrhundert, als Westgoten und Wandalen in Ungarn von neuem Nachbarn werden, am heftigsten jedoch zu Beginn des 5. Jahrhunderts in Spanien wiederum zwischen Westgoten und Wandalen, endlich kurz vor der Vernichtung der Wandalen in ihrer eben berührten Untreue gegen die Ostgoten. Dieser gegenseitige Haß war überall einer der Hauptgründe für den Untergang fast aller germanischen Staatengründungen auf dem Boden des weströmischen Reiches.

Wie alle ostgermanischen Völker stammen die Wandalen aus dem Norden, wenn sie auch nicht wie die anderen Ostgermanen und die Langobarden geradezu aus Skandinavien gekommen sind. Archäologisch mit voller Sicherheit nachweisbar sind sie seit etwa 150—100 v. d. Ztr. im mittleren Ostdeutschland, d. h. in Südposen und Schlesien, spärlicher im Gebiete der mittleren und oberen Weichsel in Polen, außerdem mit einem kleinen Nordostflügel im westlichsten Teile Masurens nebst dem angrenzenden Striche in Polen.

Nun finden sich bemerkenswerte Übereinstimmungen kultureller Art zwischen diesen Wandalen Ostdeutschlands und der Bevölkerung Nord- und besonders Mitteljütlands schon im letzten Jahrhundert vor der Zeitrechnung, aber auffälliger doch erst seit etwa Beginn der Zeitrechnung. Und zwar deutet manche dieser Erscheinungen, wie der schlesische Linien-

mäander auf den Tongefäßen und die Körperbestattung, darauf hin, daß der Kultureinfluß im 1. Jahrhundert hauptsächlich von Schlesien nach Jütland ging, weniger umgekehrt. Bedeutungsvoll ist hier, daß ein freilich recht kleiner Küstenstrich an der Nordspitze Jütlands nördlich des Limfjord im Mittelalter Vendlesysael, d. h. Steuerbezirk der Vendeln, hieß, was ja als eine wichtige Verknüpfung beider Gebiete erscheint. Schon vor 35 Jahren konnte ich darauf hinweisen, daß unmittelbar südwestlich dieses kleinen Vendsyssels, ebenfalls noch nördlich des Limfjords, der Bezirk Thyland liegt, dessen Name in der ältesten Gestalt Thyuth unschwer erkennen läßt, daß er die Urheimat der Teutonen bezeichnet; ebenso daß der Name des südlich von Vendsyssel an der Ostküste Jütlands zwischen Limfjord und Mariagerfjord gelegenen Himmerlandes, älter Himbersysael, die Urheimat der Kimbern anzeigt; endlich, daß an der Westküste südlich des Limfjords der bereits zu Mitteljütland gehörige Bezirk Harthesysael auf den von Kaiser Augustus und von Ptolemäus hier genannten Stamm der Haruden zurückweist.

Im einzelnen sind folgende Ähnlichkeiten zwischen mittel- und nordjütländischer Kultur der Latène- und frühen Kaiserzeit einerseits, sowie wandalischer Latènezeit, selten noch früher Kaiserzeit andererseits festzustellen.

1. Grabform. In der Latènezeit zeigen Nordjütland wie Schlesien übereinstimmend teils Brandgrubengräber, diese überwiegend, teils Urnengräber. Bei der Brandgrubenbestattung wird der Leichenbrand nicht in eine Urne beigesetzt, sondern mit dem gesamten Rückstand des Scheiterhaufens, also samt Holzkohle, Asche, Knochen und Beigaben, sowie den zahlreichen Scherben der im Feuer des Scheiterhaufens zerplatzten kleineren Tongefäße in einer Mulde beigesetzt. Die frühkaiserzeitliche Körperbestattung in Holzsärgen Mitteljütlands läßt sich nur mit der frühkaiserzeitlichen Körperbestattung Mittelschlesiens vergleichen, obwohl letztere gegenüber dem herrschenden Brauch der Urnengräber als selten zu bezeichnen ist. Die Körperbestattung in Steinsärgen Nordjütlands (Vendsyssel und Thyland) steht dagegen abseits.

2. Beigefäße. Übereinstimmend ist die Mitgabe zahlreicher Beigefäße in beiden Gegenden zur Latène-, wie zur frühen Kaiserzeit; in Schlesien zur Latènezeit allerdings nur in den Brandgruben-, nicht in den Urnengräbern, während der frühen Kaiserzeit jedoch in den allein herrschend gewordenen Urnengräbern.

3. Gefäßformen. Für die Latènezeit beider Gebiete gilt, daß der ausladende Gefäßrand meist waagerecht liegt und oft verdickt und facettiert ist, sowie daß der am Rande oder dicht unterhalb des Randes ansetzende Henkel bogig ausgeschnittene Ränder besitzt (X-förmig). Von den Gefäßformen erscheinen in beiden Gebieten dieselben eigenartigen Henkeltassen (Abb. 175, 176), ferner zweihenklige Töpfe mit schlankem Körper (Abb. 177, Nr. 4), niedrige Schüsseln (Abb. 177, Nr. 3; Abb. 178), große bauchige Vorratsgefäße.



Abb. 175. $^1/_3$. Bjergsted bei Aalborg, Himberland

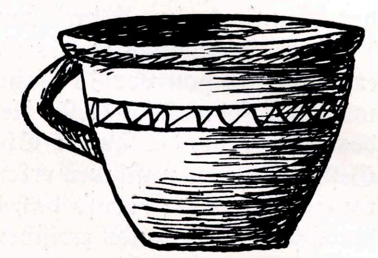


Abb. 176. $^1/_3$. Ludwigshof bei Gostyn, Posen



1 2 3 4 5

Abb. 177. Noßwitz, Kr. Glogau (nach Tackenberg)

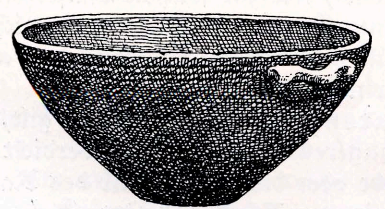


Abb. 178. $^1/_4$. Amt Viborg Mitteljütland



Abb. 179. $^2/_9$. Zeippern, Kr. Guhrau



Abb. 180. $^1/_4$. Sönderhaa, Thyland

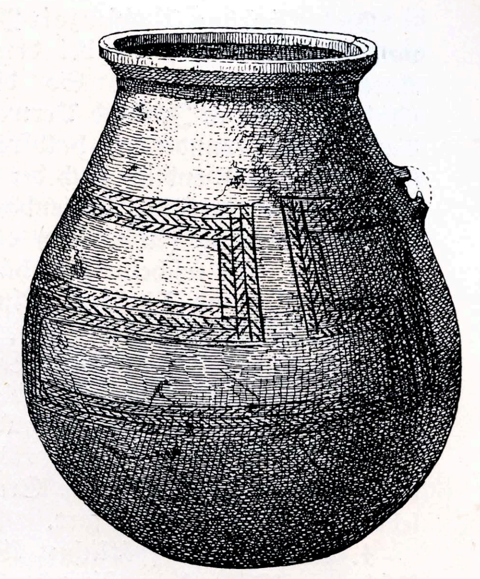


Abb. 183. $^1/_3$. Skavtved bei Frederikshavn, Vendsyssel



Abb. 181. $^1/_3$. Skavtved bei Frederikshavn, Vendsyssel



Abb. 182. $^1/_2$. Schönwarling, Kr. Danziger Höhe

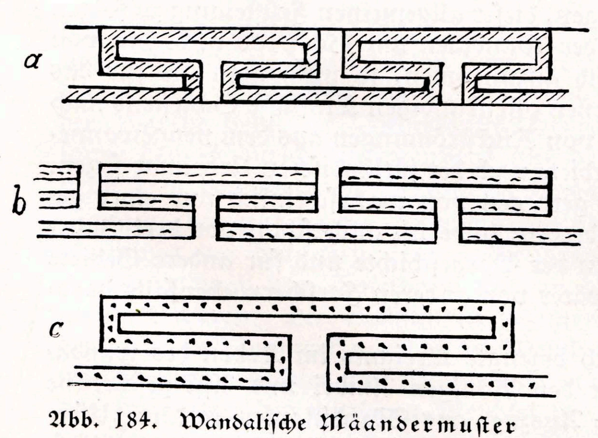


Abb. 184. Wandalische Mäandermuster der Latènezeit



Abb. 185. $^1/_3$. Neudorf, Kr. Breslau (nach Kossinna)

In der frühen Kaiserzeit Jütlands findet sich dagegen eine Reihe von Erscheinungen, die bei den schlesischen Wandalen nur in der Latènezeit vorkommen. So die schlesischen enghalsigen Krausen (Abb. 179), die in Jütland Verwandte haben (Abb. 180); ferner grobe Tassen mit gerundetem, halbkreisförmig ausgezogenem Stabhenkel (Abb. 181, 182), endlich auch der wandalische Linienmäander, das mit Schrägstrichen gefüllte Linienband, das auch in Verdoppelung als Tannenzweigband (Abb. 180) oder gar verdreifacht auftreten kann (Abb. 183). Es erscheint sehr häufig in Mitteljütland, selten dagegen in Vendsyssel und Thyland. Auch dieses Ziermuster ist in Schlesien durchaus nur latènezeitlich (Abb. 184), fehlt, abgesehen von dem einen an der zeitlichen Grenze von Latène- zu Kaiserzeit stehenden Gefäß von Neudorf, Kr. Breslau (Abb. 185), bereits in der frühen Kaiserzeit Schlesiens, wo das mit Punkten gefüllte Mäanderband vorherrscht (Abb. 186). Der Gefäßrand richtet sich in der frühen Kaiserzeit in beiden Gebieten zu schräger Stellung auf. Die X-Form der Henkel lebt in beiden Gebieten fort.

4. Auch in den spärlichen kleinen Eisengeräten, wie Messern, Pfriemen, Nähnadeln, stimmen die jütländischen Typen mit den schlesischen überein. Bronzeschmuck erscheint erst in der frühen Kaiserzeit.

Nimmt man alle diese Punkte zusammen, so zeigt sich im 1. Jahrhundert v. d. Ztr. eine gewisse, nicht allzu kräftige Übereinstimmung zwischen Jütland und Schlesien, dagegen in dem 1. Jahrhundert ein starker Einfluß schlesischer Kultur mehr des 1. Jahrhunderts vor als des 1. Jahrhunderts nach d. Ztr. auf die jütländische Kultur des 1. Jahrhunderts. Man wird dadurch geneigt, hieraus auf eine Ausströmung schlesischer Wandalen nach Mitteljütland, schwächer nach Nordjütland zu schließen. Freilich entspräche das nicht dem bekannten, von mir seit Jahrzehnten nachgewiesenen allgemeinen Wanderzug der Germanen von Norden nach Süden. Entschließt man sich aber, trotz jener widersprechenden Kulturbeziehungen, dieser allgemeinen Feststellung zu folgen und damit die Wanderung der Wandalen um 150—100 v. d. Ztr. von Jütland nach Ostdeutschland anzunehmen, so muß man die für das 1. Jahrhundert nachgewiesenen offenkundigen Einflüsse Schlesiens nach Jütland hin auf Rechnung von Rückströmungen aus dem neugewonnenen ostdeutschen Kolonialgebiete nach der jütländischen Urheimat setzen. Solche Kulturströmungen, getragen von wahrscheinlich nur einer geringen Zahl von Rückwanderern, habe ich auch schon vor drei Jahrzehnten für andere Perioden der Vorgeschichte und für andere Gebiete nachgewiesen und sie sind später von anderen Forschern ebenfalls beobachtet worden.

Das früheste geschichtlich bezeugte Ereignis im Leben des wandalischen Volkes ist der unter den Königen Ambri und Assi geschehene Angriff auf die nach ihrem Auszuge aus Skandinavien in dem „Uferlande" Scoringa angesiedelten Langobarden. Wenn man diese

Nachricht des langobardischen Geschichtsschreibers Paulus Diakonus so ausgelegt hat, als sei die Besetzung des im Süden der Ostsee, etwa in Vorpommern, gelegenen Scoringa erst zu Beginn des großen, in vielen Absätzen erfolgten Wanderzuges der Langobarden nach dem Südosten Mitteleuropas im 4. Jahrhundert geschehen, so wäre ein Zusammenstoß von Langobarden mit Wandalen hierbei unmöglich gewesen. Vielmehr muß dieses Ereignis weit früher fallen, und zwar wohl in die Zeit, da die Wandalen im Begriff standen, aus ihrer jütländischen Heimat in

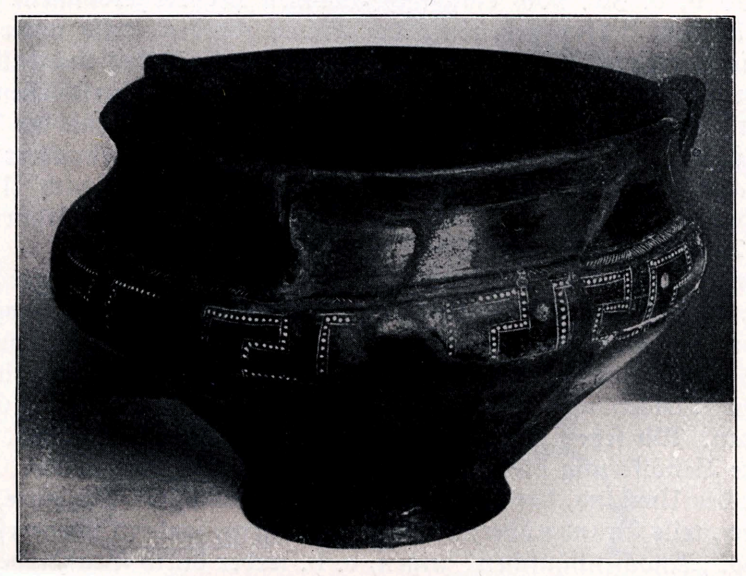


Abb. 186. Pöpelwitz, Kr. Breslau. Ostgermanische Mäanderurne. 2. Jahrh.

das Gebiet zwischen Niederelbe und Niederoder abzuwandern, also um 150—100 v. d. Ztr. Von dort aus zogen sie weiter aufwärts in das mittlere Odergebiet, wo sie die brandenburgische Neumark südlich der Warthe nebst der Niederlausitz, ferner Niederschlesien und Posen sowie den Südstrich Westpreußens und das angrenzende Westmasuren nebst dem benachbarten Grenzstrich Kongreßpolens besetzten.

Hier aber traf sie der Angriff eines neu zugewanderten nordischen Stammes, der Burgunden, die ebenfalls zwischen 150 und 100 v. d. Ztr., und zwar von Bornholm aus an die deutsche Ostseeküste übergesiedelt waren. Die Burgunden besetzten Hinterpommern, die brandenburgische Neumark nördlich der Warthe, das ganze Netzegebiet, das westpreußische Gebiet am Weichselknie von Graudenz bis Thorn und das linke Ufer der mittleren Weichsel in Kongreßpolen fast bis nach Warschau hin. Infolge dieses großen Vorstoßes der Burgunden wurde

das Siedlungsgebiet der Wandalen gespalten, so daß nun ihre kleine westmasurische Gruppe durch einen burgundischen „Korridor" vom Hauptgebiet abgeschnürt war. Die Wandalen entschädigten sich für diesen Landverlust, indem sie sofort das ganze östliche Kongreßpolen bis über den Bug hinaus von Drohitschin bis Sokal und bis zum Dniestr, aber ohne Ostgalizien, besiedelten, ein Gebiet, das sie bis ins 4. Jahrhundert, also ungefähr ein halbes Jahrtausend, in Besitz behielten (vgl. die Karte Tafel I).

Ein dritter Feind stellte sich ihnen in Mittelschlesien entgegen, wo um 150 v. d. Ztr. noch einst aus Böhmen herübergekommene Teile der keltischen Bojer siedelten. Die Kelten wurden, teils unterjocht, wie die Fortdauer ihrer Kunsterzeugnisse innerhalb des wandalischen Kulturguts bezeugt, teils nach dem dünn besiedelten Oberschlesien verdrängt. Sehr bemerkenswert für das Ausbreitungsbedürfnis der Wandalen ist der Umstand, daß um dieselbe Zeit, das 1. Jahrhundert v. d. Ztr., auch ein Wanderzug niederschlesischer Wandalen nach Mitteldeutschland, d. h. Provinz Sachsen nebst Anhalt und Ostthüringen nebst Ausläufern bis nach Oberhessen, stattgefunden hat.

Um Beginn der Zeitrechnung ersteht den Wandalen ein vierter Feind in den aus dem schwedischen Götalande in das Weichselmündungsgebiet eingebrochenen Goten. Wie die am Weichselknie ansässigen Ostburgunden wurde um 150 auch die kleine westmasurische Wandalengruppe in den Kreisen Neidenburg, Ortelsburg, Allenstein, Osterode den Goten untertan. Wir sehen jetzt hier gotisch-gepidische Kultur einziehen. Daß die alte Bevölkerung hier aber nicht durchweg vertrieben wurde, dafür spricht der Umstand, daß sich die gepidische „gemischte" Grabsitte, teils Körper-, teils Brandgräber, hier nicht durchsetzt, sondern vorherrschend sich sog. „Knochenhäufchen" zeigen, d. h. weder durch Branderde noch durch Urnen umschlossene Leichenbrandbeisetzungen. Gleichzeitig drängten unter dem Stoß der nach Süden vorwärts rückenden Goten die ihnen ausweichenden Burgunden auf den Hauptstamm der Wandalen, der nun die ostbrandenburgisch-niederlausitzischen Teile seines Gebietes den Burgunden überlassen mußte. Einen Ersatz fanden die Wandalen in dem Gewinn Oberschlesiens, aus dem sie die letzten Kelten vertrieben, und Ostgaliziens nebst der Bukowina, wo im 2. Jahrhundert zu Schipenitz in der Bukowina der äußerste Ostpunkt der Wandalen liegt (Abb. 187). Die Keramik von Schipenitz und von dem großen galizischen Gräberfeld zu Przeworsk besitzt Züge, die einen Gegensatz zwischen Galizien und Schlesien-Posen bezeugen. In der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts liegt das südöstlichste Waffengrab der Wandalen im podolischen Weleka Tjernawa (Abb. 188). Auf der Karte S. 20, Abb. 16 bezeichnet das untere Kreuz östlich der wandalischen Ostgrenze diesen Fundort.

Wir hören um diese Zeit, daß die Wandalen sich in eigentliche Wandalen, auch Viktowalen oder nach ihrem Königsgeschlecht Hasdingen

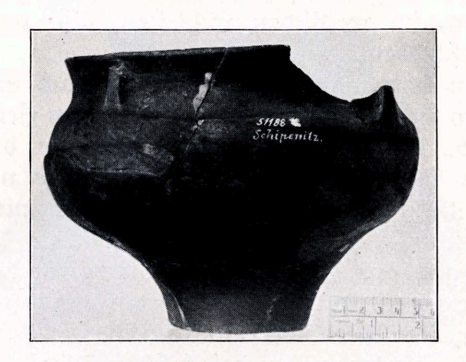


Abb. 187. Schipenitz, Kr. Kotzman, Bukowina (nach Tackenberg)

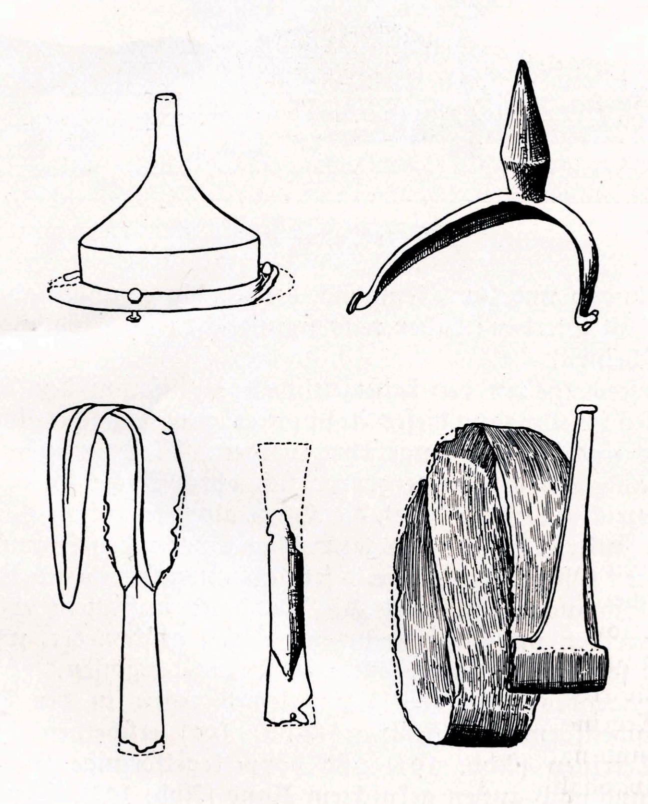


Abb. 188. Weleka Tjernawa, Kr. Novo Usintsk, Podolien. Wandalisches Kriegergrab, 3. Jahrh. (nach Spitzyn)

genannt, im östlichen Schlesien, in Posen und Polen, und in Silingen, auch Naharwalen, im westlichen Schlesien, also wesentlich auf der linken Oderseite, schieden.

Die Silingen hatten ihren weithin, bis nach Skandinavien berühmt gewordenen kultischen Mittelpunkt in ihrem Heiligtume auf dem Zobtenberge (Abb. 189). Diesen Berg benannten die Wenden nach ihrem Einzug in Schlesien um 600. Slenz, was nichts anderes ist als germanisch Siling, weshalb man neuerdings mit Recht versucht hat, statt des nichtssagenden spätmittelalterlichen Namens Zobten („Sabbath") den germanischen Namen Siling für den Zobten einzuführen. Die Silingen-Naharwalen verehrten auf dem Berge ein göttliches Bruderpaar, die Alken, deren Eigenschaften und Kräfte sich in auffallender Weise mit denen der griechischen Dioskuren deckten. Sie waren demnach als Reiter gedacht und sind wie die Dioskuren zweifellos aus dem Mondmythos in den Götterkult gelangt: das Bruderpaar

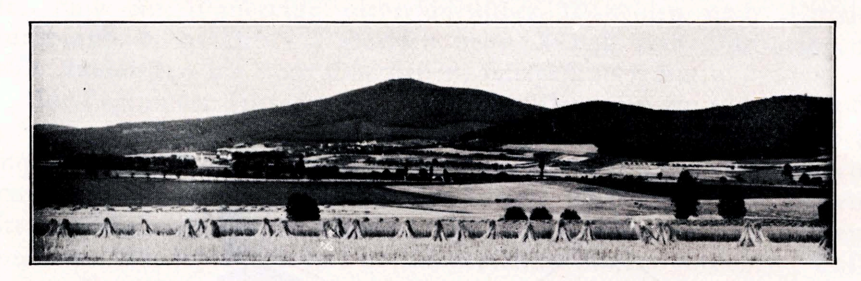


Abb. 189. Der Siling

ist der Vollmond und der Neumond, die ständig einander ablösen, im Leben wie im Sterben; daher teils freundlich, teils feindlich einander gesinnt erscheinen.

Die Besonderheiten der kaiserzeitlichen Zivilisation der Wandalen sind zum Teil im Eingang dieses Abschnittes, zum Teil schon im Kapitel „Germanen und Römer" angeführt worden. Nachzutragen ist noch, daß die wandalischen Männergräber sich durch reiche Beigaben von Waffen auszeichnen, unter denen die Lanze als germanische Hauptwaffe am stärksten auftritt, und daß die zahlreichen Sporen den Stamm, ebenso wie die Goten Ostpreußens, bereits jetzt als ausgesprochenes Reitervolk erweisen. Schmucksachen, worin die Wandalen auffallend erfindungsarm sind, werden nun nicht mehr aus Eisen geschmiedet, wie in der Latènezeit, sondern in der gefälligeren Bronze gegossen.

Hervorragendes leisten die Wandalen dagegen in der Tonware. Neben flaschenförmigen Gefäßen (Abb. 190) erscheinen jetzt weitmündige Terrinen (Abb. 191) und doppelkegelförmige Schalen mit Standfuß und nach außen geknicktem Rand (Abb. 192). Der oben besprochene wandalische Linienmäander wird teils in alter Weise fortgeführt (Abb. 193), teils zu dem reicheren Doppelmäander umgestaltet



Abb. 190. $^1/_2$. Alt-Wansen, Kr. Ohlau, Schlesien. 1. Hälfte des 1. Jahrh.; die Linien des Doppelmäanders sind hier ausnahmsweise nach westgermanischer Art beiderseits von Punkten umsäumt (nach Kossinna)



Abb. 191. Siegda, Kr. Wohlau, Schlesien. Urne mit ostgermanischem Doppelmäander in Schrägstrich- und Punktfüllung. Um 200 (nach Kossinna)

(Abb. 194). Kennzeichnend nur für Galizien sind Gefäße mit besonders stark eingezogenem Unterteil und engem hohen Standfuß (Abb. 187, 195). Die knieförmigen Henkel steigen oft vom Rande her bis zum Knick schräg an und sind nicht bogig ausgeschnitten (X-förmig), wie in Schlesien-Posen. Andere besondere galizische Gefäßarten sind große einhenklige breite Näpfe mit hohem Standfuß, sowie Doppelkegelgefäße.

Seit dem Ende des 2. Jahrhunderts gewannen die Silingen in Schlesien-Posen ein kulturelles Übergewicht, denn die Hasdingen hatten ihren Schwerpunkt nicht nur immer mehr nach Polen-Galizien verlegt, sondern waren auch, aufgerührt durch die Wirren des markomanischen Kriegs, um 171 unter den Königen Raos (d. h. Stange, Raa, nicht „Rohr", wie man fälschlich gedacht hat; dann hätte der griechische Geschichtsschreiber Rausos sagen müssen) und Raptos (eigentlich Raftos „Balken") mit dem wandalischen Teilstamm der

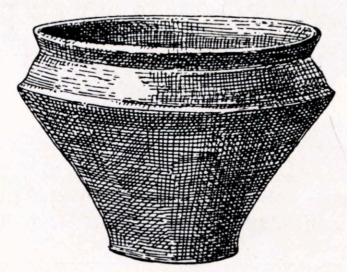


Abb. 192. 1/4. Jäschwitz, Kr. Nimptsch, Schlesien (nach Jahn)

Lakringen in Nordungarn eingedrungen, wo die Hasdingen im Westen, die Lakringen im Osten sich niederließen.

Während des ganzen 3. Jahrhunderts erscheinen in den nordungarischen Komitaten Zips, Saros, Zemplin, Bereg, Abauj, Hont, Szabolcz, Szatmar Grabfunde, meist Kriegergräber (vgl. Karte Taf. I), die den galizischen Gräbern gleichen. Hervorragende wandalische Funde sind hier die zu Osztrópataka, Kom. Saros, Gibart, Kom. Abauj (vgl. oben Abb. 41 a) und Céke, Kom. Zemplin. Aus den Gräbern von Osztrópataka lernten wir bereits eines der vier Silberbleche mit eingepreßten Reliefiguren kennen (Abb. 72). Von den vielen sonstigen Gegenständen seien noch einige der zahlreichen Goldringe (Abb. 196), sowie ein Eimer aus Eibenholz mit reichem Bronzebeschlag im Bilde wiedergegeben (Abb. 197). Über die mit Heilszeichen schön verzierten Lanzenspitzen der Wandalen (und Burgunden) des 3.—4. Jahrhunderts ist schon oben (S. 32 f., Abb. 25—29) das Nötige bemerkt worden; über die Pracht der von stärkstem südrussisch-gotischem Kultureinfluß berührten silingischen Fürstengräber von Sacrau ebenfalls (S. 84 ff., Abb. 79).

Um 250 tritt plötzlich eine Entleerung des wandalischen Siedlungsgebietes in Ostpolen, Ostgalizien und den östlichen Teilen Westgaliziens

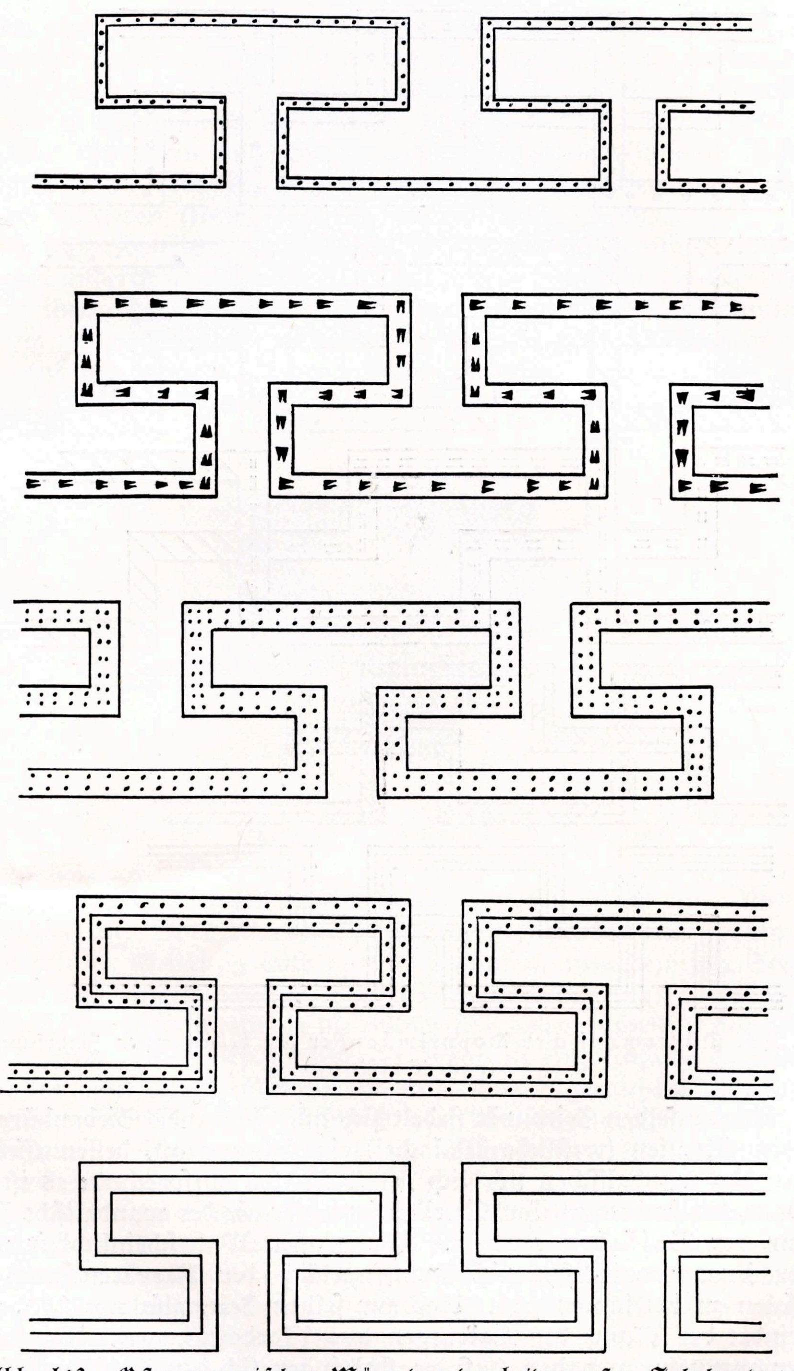


Abb. 193. Ostgermanischer Mäander der beiden ersten Jahrhunderte (nach Kossinna)

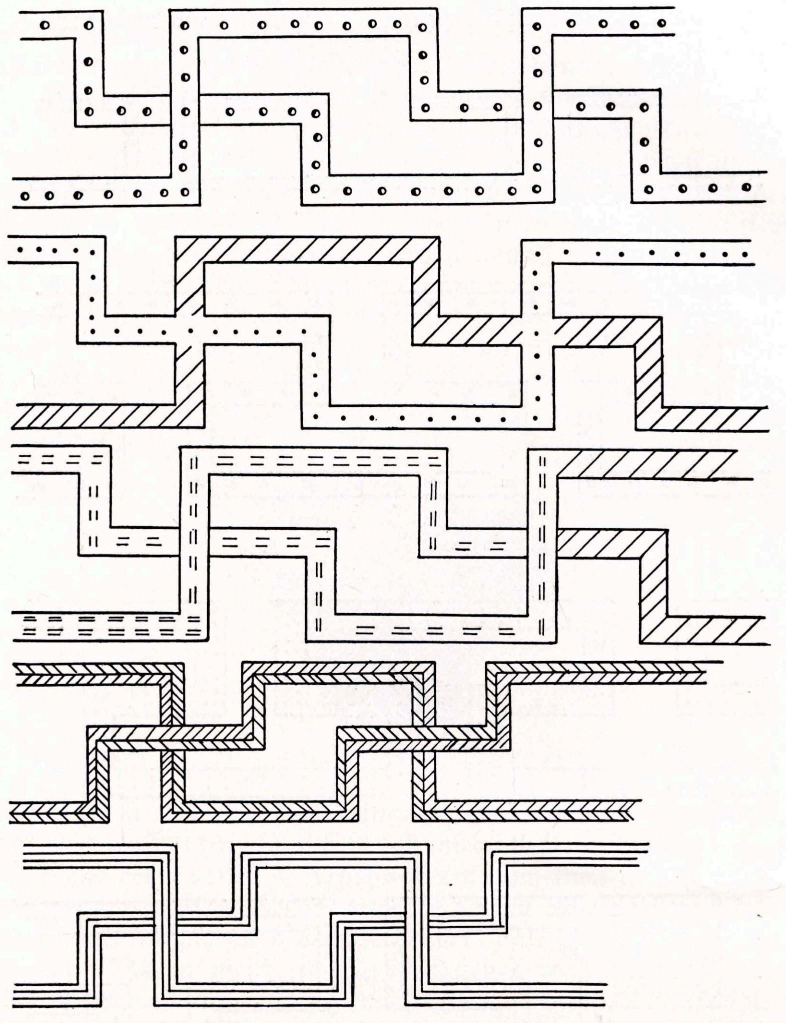


Abb. 194. Ostgermanischer Doppelmäander der beiden ersten Jahrhunderte (nach Kossinna)

ein. Um denselben Zeitpunkt siedelt sich am Südrande Siebenbürgens und in Oltenien (westliche Walachei) ein Stamm an, dessen Gräber genau den wandalischen nördlich der Karpaten entsprechen: es ist der Stamm, der in den antiken Quellen jetzt hier als der wandalische Teilstamm der Taifalen auftritt. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird daher jener wandalische Oststamm nördlich der Karpaten auch als Taifalen zu bezeichnen sein. Und zur selben Zeit, also um 250, verschwindet der Name der Lakringen aus Nordostungarn. Man wird daher anzunehmen haben, daß die Lakringen sich den Taifalen bei der Besiedlung Olteniens angeschlossen haben.

Um die Mitte des 3. Jahrhunderts tritt auch in Schlesien eine Abnahme der Funde ein, wenn auch die Masse der Silingen weiter dort verblieb. Hiermit läßt sich eine Nachricht des griechischen Historikers Zosimus in Zusammenhang bringen, wonach Kaiser Probus (276 bis 282) mit Wandalen und Burgundionen an einem Flusse in Rätien gekämpft habe. Ein Bruchteil der silingischen Wandalen wird damals also im mittleren Maingebiet sich niedergelassen haben.

Für das Fortleben der Silingen in Schlesien während des ganzen 4. Jahrhunderts und bis ins 5. Jahrhundert hinein ist als bedeutsam eine in ihrer Eigenart erst in den letzten Jahren erkannte keramische Erscheinung anzuführen. Es handelt sich um große, rohe, nur teilweise auf der Drehscheibe hergestellte „Krausen" mit schmalem Fuß, kugelig gewölbter Schulter, engem Halse und waagerecht ausladendem,



Abb. 195. Przeworsk, Galizien (nach Hadaczek)

dicken Rande, dessen breite, ebene Fläche gewöhnlich mit einer Wellenlinie geziert ist. Ihre Wandung, die absichtlich uneben und körnig gehalten wurde, ist häufig auch mit Wellenlinien, außerdem mit Strichbündeln und eingestempelten Sternen geschmückt (Abb. 198). Sehr selten tritt bei dieser Tonware die zylindrische „Krukenform" (Abb. 200) auf. Vereint mit solchen Gefäßen erscheint oft eine einfache Topfform (Abb. 199) mit ausladendem Rand und schwach gerauhter Wandung. Diese Keramik, die früher fälschlich als slawisch angesehen wurde, ist bisher nur in Siedlungen des 4. und beginnenden 5. Jahrhunderts aufgedeckt worden.

Die Hasdingen litten schwer unter der Enge ihres dakischen Siedlungsraumes. Darum hatten sie schon im Jahre 290 im Bunde mit den benachbarten Gepiden einen Angriff auf das westgotische Siebenbürgen gemacht, der aber von den Westgoten mit Hilfe der Taifalen zurückgewiesen wurde. Einige Jahrzehnte später, um 335, erneuerten die Hasdingen den Versuch, auf Kosten der Westgoten einen Gebietszuwachs zu erzwingen. Diesmal im Bunde mit den Sarmaten. Wie wir

schon früher (oben S. 94) gehört haben, erlitten die Hasdingen unter König Wisumar im Marosgebiet eine vernichtende Niederlage. Der Rest des Stammes, mittlerweile zum arianischen Christentum bekehrt,

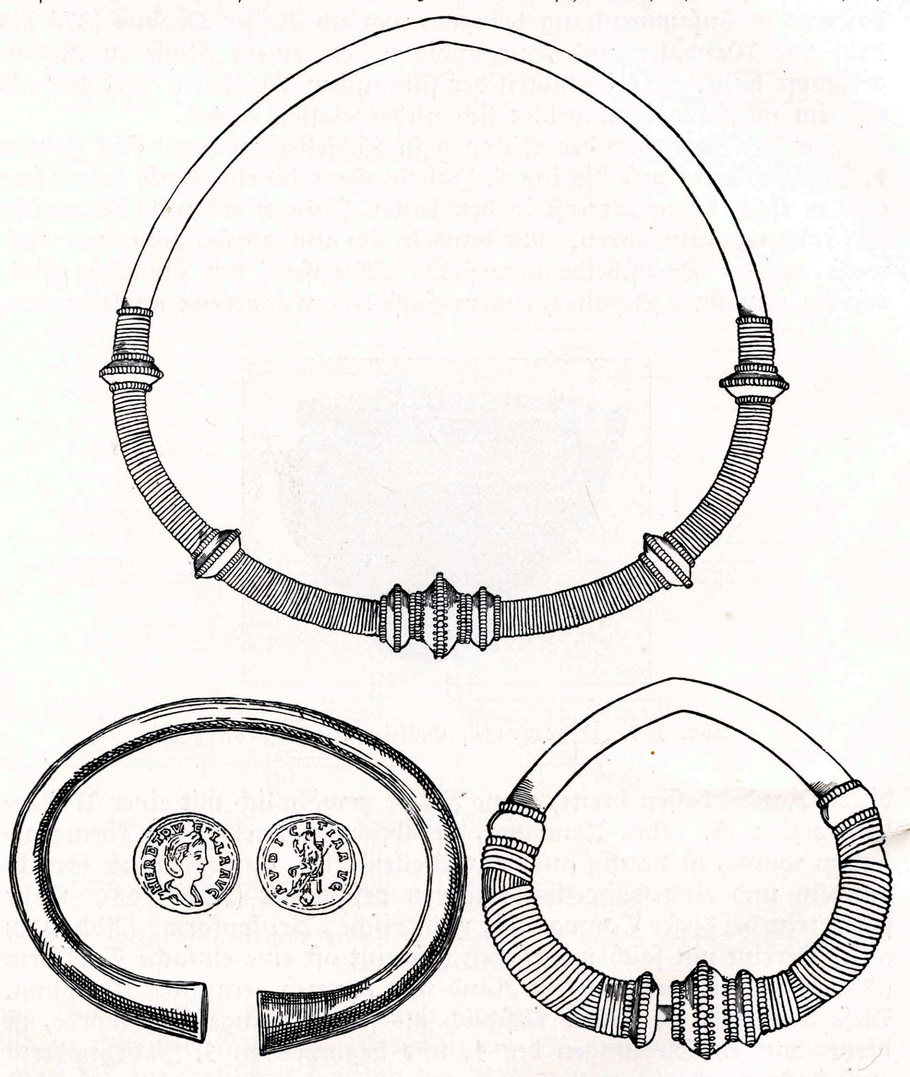


Abb. 196. Osztrópataka, Kom. Sáros, Nordungarn. Goldringe und Goldmünze der Etruscilla (249—251) (nach Hampel)

verließ infolgedessen das alte Dakien, überschritt westwärts die Donau und nahm in Pannonien neue Siedlungen. Gegen 400 war aber seine Volkskraft wieder so weit erstarkt, daß er es unter Führung König Godegisels wagen konnte, andere Wohnsitze aufzusuchen. Der Versuch, in Gemeinschaft mit den Alanen in die Alpenvorländer einzu-

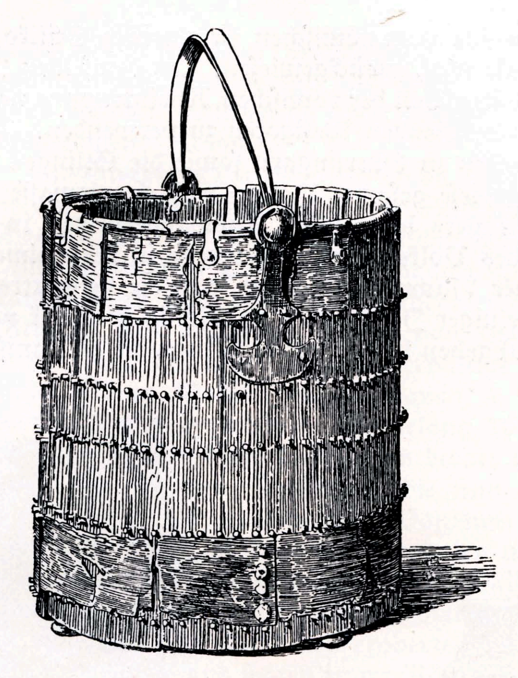


Abb. 197. Osztrópataka, Kom. Saros, Nordungarn (nach Hampel)

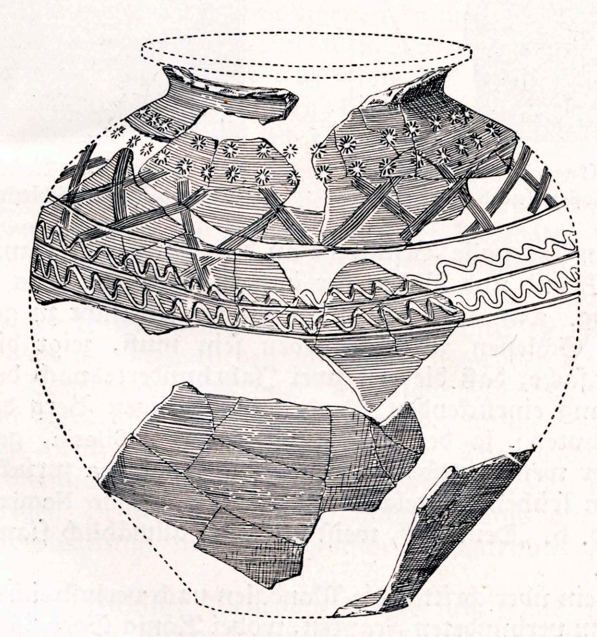


Abb. 198. Etwa $^1/_7$. Ellguth, Kr. Grottkau, Oberschlesien (nach Jahn)

dringen, wurde 401 vom römischen Heermeister Stiliko, der selbst von Geburt Wandale war, zurückgewiesen. In demselben Jahre zog aber Stiliko den größten Teil der römischen Rheintruppen nach Italien, um sie gegen die einbrechenden Westgoten zu verwenden. Als sich nun die swebischen Quaden in Oberungarn sowie die Silingen den Hasdingen anschlossen, zog diese gesamte Völker- und Heeresmasse an den Rhein. Doch blieb, wie stets bei solchen Auswanderungen in die Ferne, ein kleinerer Teil des Volkes vorsichtigerweise in der Heimat zurück. Wir wissen aus einer Nachricht Prokops, daß die heimattreuen Hasdingen nach Verlauf einiger Jahrzehnte an König Gaisarik nach Afrika eine Gesandtschaft abgehen ließen mit der Bitte, die afrikanischen Wandalen

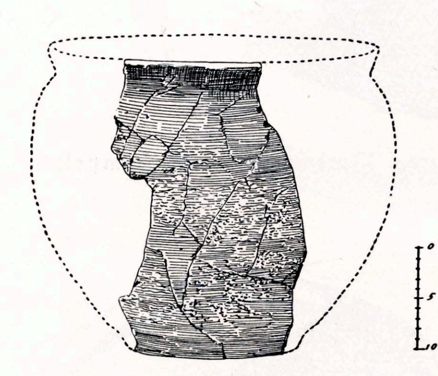


Abb. 199. Ellguth, Kr. Grottkau, Oberschlesien (nach Jahn)

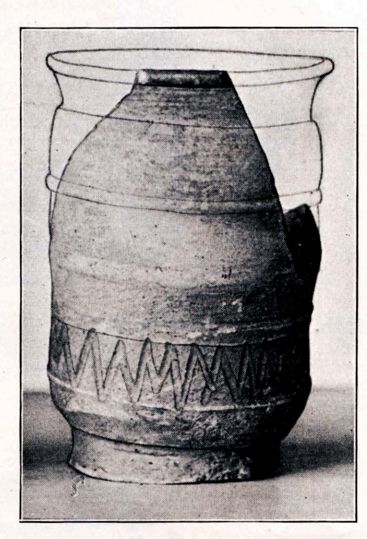


Abb. 200. $^{1}/_{2}$. Kalinowitz, Kr. Gr. Strehlitz, Oberschlesien (nach Jahn

mögen ihnen das volle Besitzrecht an dem ganzen in Pannonien aufgegebenen Grund und Boden für immer überlassen, was Gaisarik jedoch abschlug. Daß auch von den Silingen ein nicht zu geringer Teil dauernd in Schlesien zurückgeblieben sein muß, zeigt die schon erwähnte Tatsache, daß die erst zwei Jahrhunderte nach der Silingerauswanderung einrückenden Wenden den heiligen Berg der Silingen Slenz benannten; ja der Name „Schlesien", Silesia, geht auf ein wendisch nur wenig entstelltes germanisches Silingea zurück. Und auch der aus dem frühen Mittelalter überlieferte Name Nemiz der Stadt Nimptsch, d. h. „Deutsche", weist auf alte, allmählich slawisierte Germanen hin.

Den Rhein überschritten die Wandalen nach verlustreichen Kämpfen mit den Rom verbündeten Franken, wobei König Godegisel sein Leben einbüßte, in der Neujahrsnacht 406/7 bei Mainz. Drei Jahre lang ver-

heerten sie nun unter König Gunderich Gallien und zogen dann über die Pyrenäen nach Spanien. Da sie sich aber dort vor Hunger und Seuchen nicht halten konnten, wurden sie unter Billigung des Kaisers Honorius „Bundesgenossen" Roms.

Die Hasdingen und Sweben-Quaden erhielten die nordwestspanische Provinz Galäzien als Wohnsitz zugewiesen, die Silingen die südspanische Provinz Baetica und die Alanen das südwestspanische Lusitanien nebst der südostspanischen Provinz Carthaginiensis. Nur der Nordosten des Landes blieb noch römisch. Nachdem indes schon der Westgotenkönig Athaulf 415 als Feind Roms von Gallien aus in Spanien eingefallen war, bestimmte der hinterhältige Kaiser 416 Athaulfs Nachfolger König Wallia, die Germanen in Spanien zu vernichten oder wenigstens zu vertreiben. Es gelang Wallia 418 die Silingen fast völlig aufzureiben, dann die Alanen derart zu schwächen, daß diese beschlossen, sich mit den Hasdingen, die nun „Wandalen" schlechthin hießen, sich völlig zu verschmelzen. Von nun an nannten sich die Herrscher der Hasdingen „Könige der Wandalen und Alanen".

Zum Glück für die Wandalen und Sweben verließ Wallia nun Spanien, um in der Provinz Aquitania II, zwischen Garonne und Loire, Dauerwohnsitze zu beziehen. Die Wandalen eroberten nun ganz Südspanien, schufen sich eine Flotte und setzten unter König Gaisarik 429 bei Julia Traducta, heute Tarifa, über das Meer nach Afrika hinüber: rund 80000 Köpfe nach der amtlichen Zählung, also etwa 15000 Krieger. Gaisarik eroberte mit der ihm eigenen kühnen Schnelligkeit und Überraschung des Gegners das ganze weströmisch-afrikanische Küstengebiet bis nach Tripolitanien mit Ausnahme der festen Städte Hippo regius im prokonsularischen Numidien, heute Bona (Bône), und Karthago. Die Wandalen begnügten sich vorerst damit, dort als „Bundesgenossen" Roms zu wohnen. Nachdem Gaisarik jedoch 439 Karthago durch einen Handstreich genommen hatte und die wandalische Flotte alle kriegerischen Versuche der Römer gegen die Wandalen lahmlegte, sah sich Kaiser Valentinian III. (428—455) 442 gezwungen, Gaisarik als souveränen Herrscher in Nordafrika anzuerkennen. Zugleich setzte sich Gaisarik seinen Untertanen gegenüber als absoluter Herrscher durch.

Die Wandalen wohnten in den ländlichen Gegenden der Provinz Zeugitana im Bezirk von Karthago in geschlossener Gemeinschaft: hier mußten die bisherigen Grundherren entweder weichen oder durften auf ihrem alten Besitz nur als Kolonen bleiben. Das gleiche Los traf die katholische Geistlichkeit. In den übrigen Provinzen dagegen änderten sich die bisherigen Besitzverhältnisse in nichts; ebenso blieb die alte römische Zivilverwaltung und die römische Beamtenhierarchie fortbestehen.

Als der leitende Minister Westroms Aetius zum Dank für sein erfolgreiches Wirken von Kaiser Valentinian III. 454 ermordet und der Kaiser selbst von den erbitterten Gefolgsleuten des Aetius im Jahre

darauf gleichfalls beseitigt worden war, war Gaisarik nicht länger willens, sein Friedensverhältnis zu Rom aufrechtzuhalten. Er eröffnet die Feindseligkeiten, indem er mit der seit langem ausgerüsteten großen Flotte nach Italien segelte und ohne bei den vor Entsetzen völlig kopflos gewordenen Römern den geringsten Widerstand zu finden in Rom einzog. Vierzehn Tage lang wurde nach dem Rechte des Siegers die „ewige" Stadt von den Wandalen geplündert, wobei die Schätze des Kaiserpalastes in erster Linie verlorengingen. Mit einer unermeßlichen Beute an Gold und Silber, worunter auch das durch Titus geraubte jüdische Tempelgerät von Jerusalem sich befand, sowie mit Tausenden von Sklaven kehrte die wandalische Flotte in die Heimat zurück. Auch die Kaiserin Eudoxia wurde mit nach Afrika entführt, ebenso ihre beiden Töchter, von denen die eine, Eudokia mit Namen, durch Gaisarik gezwungen wurde, die Gattin seines Sohnes Hunerich zu werden.

Es ist aber, wie schon oben ausgeführt wurde, eine bösartige Geschichtsfälschung der späteren byzantinischen Geschichtsschreiber, den Wandalen den Untergang der Paläste oder anderer Gebäude Roms, die in späteren Jahrhunderten des Mittelalters von den Römern selbst zerstört worden, oder den Raub von Marmorkunstwerken oder ein Morden wehrloser Einwohner Roms zur Last zu legen. Trotzdem hat der Haß der romanischen Welt gegen alles Germanische es fertiggebracht, seit Bischof Gregoire (1794) den Wandalen durch das lügnerische Wort „Wandalismus" ein unbegründetes Brandmal aufzudrücken.

In den folgenden Jahren unterwarf Gaisarik nicht nur das ganze römische Nordafrika bis nach Cyrene hin, sondern suchte auch die Küste Italiens und die Inseln des westlichen Meeres, Sizilien, Sardinien, Korsika, die Balearen und die Pithyusen mit dauernden Einfällen und Plünderungen heim; ja er brandschatzte sogar die Küsten des oströmischen Reiches. So war Kaiser Zeno 476 gezwungen, das Wandalenreich in seinem ganz Afrika einschließenden und durch die genannten Inseln vergrößerten Umfang anzuerkennen. Gaisarik stand auf der Höhe seiner Macht. Um den Bestand und die Einheit seines Reiches für die Zukunft sicherzustellen, machte er sein berühmtes Testament, ein Gesetz, das die Thronfolge des jeweils Ältesten aus seiner männlichen Nachkommenschaft anordnete. Als Gaisarik 477 aus dem Leben schied, trat die neben Theoderik d. Gr. bedeutendste Gestalt der germanischen Heldenzeit von der Bühne ab. Er war von mittlerer Größe und infolge eines Sturzes vom Pferde hinkend. In seiner Geistesverfassung erwies sich Gaisarik als verschlossen und weitblickend, kriegerisch und gewalttätig, habgierig und arglistig, von rastlosem Geiste und ungebändigter Entschlußfähigkeit. Bevor ein anderer nur dachte, hatte er schon gehandelt. Er war wie Theoderik d. Gr. nicht nur als Krieger und Staatengründer groß, sondern auch als weitblickender Herrscher und Gesetzgeber.

Unter seinem Sohne Hunerich (477—484) setzte der Niedergang des Reiches ein. Die von Gaisarik im Zaume gehaltenen Maurenstämme erhoben sich in Aufständen. Durch fanatische und grausame Katholikenverfolgung schuf der König auch im Innern des Landes starke Gärungen. Sein Nachfolger Gunthamund (—496) verfolgte die umgekehrte Politik. Unterdessen drangen die Mauren weiter vor und wurde Sizilien an Odowakar abgetreten. Ein Aufschwung der Macht trat unter Thrasamund (—523) ein, besonders durch das enge Bündnis mit Theoderik d. Gr., dessen Schwester Amalafrida der König heiratete. Verderbliche Bahnen schlug jedoch sein unfähiger Nachfolger Hilderich (523—530) ein, der Sohn Hunerichs und der römischen Prinzessin Eudokia, indem er sich schroff von Theoderik d. Gr. abwandte und eng an Byzanz anschloß. Er scheute sich nicht einmal, die verwitwete Amalafrida ermorden zu lassen. Der Unwille über die byzanzfreundliche Politik Hilderichs führte zu seiner Absetzung und zur Wahl Gailamirs (530—534). Diese Wendung der Dinge benutzte Kaiser Justinian, um im Jahre 533 ein Heer unter Belisars Führung zur Eroberung des Wandalenreichs nach Afrika zu senden, wobei ihn die römerfreundliche ostgotische Königin Amalasuntha unterstützte. Im Jahre 534 war der ruhmlose Untergang dieses einst so machtvollen, stolzen Reiches vollzogen. Der König hatte sowohl politisch als militärisch völlige Unfähigkeit gezeigt. Verweichlicht durch das afrikanische Klima waren die Wandalen dem Wohlleben verfallen und dadurch körperlich und geistig entartet; im Kriege zeigten sie gegenüber einem weit schwächeren Feinde eine schimpfliche Feigheit. Sie waren keines besseren Königs mehr wert.

95 Jahre hatten die Wandalen Nordafrika die Segnungen des Friedens bewahrt und das Land vor den räuberischen Einfällen der kulturfeindlichen Mauren geschützt, die das römische Reich nicht mehr zu bändigen imstande war. Nach 534 trat diese Geißel des Landes wieder in ihrer ganzen Furchtbarkeit auf: die Blüte des Landes sank nun für immer dahin.

Was haben nun die Wandalen nach Beendigung ihrer um 400 beginnenden großen Wanderungen und seit der endgültigen Festlegung ihrer Wohnsitze in Afrika nach der Eroberung Karthagos im Jahre 439 an künstlerischen Erzeugnissen in Afrika hinterlassen? Erschreckend Geringes. Das liegt aber hauptsächlich an der mangelhaften Forschung. Vor wenigen Jahrzehnten noch kannte man überhaupt nichts davon. Mittlerweile sind aber spärliche Reste zutage getreten. Da diese indes an den entlegensten Stellen und in ungünstigsten Vereinzelungen veröffentlicht worden sind, ist es nicht wunderbar, daß sie der deutschen Forschung so gut wie unbekannt geblieben sind. Es sei hier daher eine Übersicht dieser Funde gegeben.

Der zeitlich früheste Fund dürfte der im Museum Bardo zu Tunis befindliche, in Koudiat Zateur zu Karthago aus einem Sarkophag gehobene Goldschmuck einer Frau sein (Abb. 201), dessen Anfertigung am ehesten in die Zeit um 400 zu setzen wäre, aber trotzdem einer Wandalin oder vielleicht Alanin angehört haben kann. Der Hauptgegenstand ist eine Halskette, in die Perlen, Almandinen, Berylle hinein-

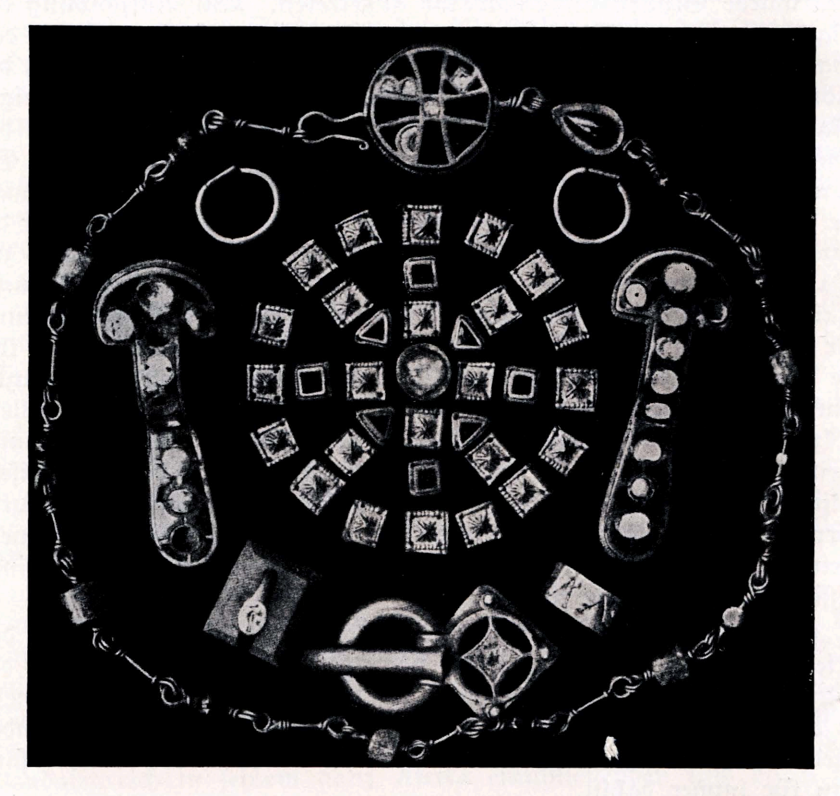


Abb. 201. Karthago, Koudiat Zateur. Goldschmuck aus dem Grabe einer Wandalin (?). Anfang des 5. Jahrh. (nach Rostovtzeff)

gearbeitet sind und der ein Medaillon angehängt ist, das mit geschnittenen Granaten und farbiger Paste in Goldcloisons ein lateinisches Kreuz und die Buchstaben A und W aufweist. Weiter sind zu nennen zwei kleine drahtförmige Ohrringe, sowie zwei Fibeln, die bedeckt sind mit Granatcloisons und Perlen in den ausgesparten Zellen und aufs stärkste an die Fibeln von Szilagy-Somlyo (oben Abb. 100, untere Reihe) erinnern; 1 Fibel mit umgeschlagenem Fuß; 3 Fingerringe; 1 Schnalle; endlich Tausende kleinster Goldröhrchen, die auf das Gewand der Toten gestickt waren, und 169 Goldplättchen, davon 139 quadratisch, 13 dreieckig, 2 rund, 1 rautenförmig, die aufgenäht waren;

diese Goldplättchen haben vollkommene Seitenstücke in den Funden von Untersiebenbrunn bei Wien und Airan in der Normandie (vgl. S. 106) und nach Rostovtzeff auch in zahlreichen sarmatischen Grabfunden Südrußlands.

2. Zwei Funde von Thuburbo Majus. Der erste enthält 2 Ohrringe, 1 achtkantigen Ring, 2 Fibeln mit umgeschlagenem Fuß, mehrere Perlen aus Halbedelsteinen und Bernstein und 23 Goldplättchen derselben Art wie die von Koudiat Zateur, doch in Zinnenform, einer Form, die nach Rostovtzeff bei den Sarmaten Südrußlands beliebt gewesen ist. — Der zweite Fund enthält 1 Fibel, 3 Schnallen mit Granaten und 1 Medaillon mit Karneol. Diese beiden Funde müssen gleichfalls sehr früh, spätestens um 400 angesetzt werden.

3. Im Museum zu Constantine liegt eine verstümmelte „agrafe" mit Emailcloisons aus dem Grabe des Goldschmieds Präcilius in Constantine.

4. Im Museum zu Oran befindet sich eine Schnalle mit Einlage von 6 grünen Steinen, von denen nur noch einer erhalten ist.

5. Zu Nini bei Aïn-Beïda fand man 3 weibliche Skelettgräber in Steinsärgen, von denen das erste 2 goldene Schmuckstücke mit je 12 Edelsteineinlagen und je einem Mittelstein aufwies; das zweite 1 Halsband aus Perlen von blauem Email und Gold und auf der Brust ein Goldjuwel mit einem blauen Email in der Mitte; das dritte 1 goldgewirktes Gewand mit unzähligen Goldflittern.

6. Im Britischen Museum entdeckte der französische Archäologe De Baye, der die Kunst der Völkerwanderungszeit zu seinem Sonderstudienfach gemacht hatte, eine größere Zahl von Schmuckstücken, die aus Gräbern in Bona (Algier) stammen:

a) 1 Halsband aus ein- und mehrfarbigen Glasperlen nebst Bernsteinperlen.
b) 1 goldüberfangene Glasperle.
c) 1 Paar Goldohrringe mit polyedrischem Knauf (Abb. 202), dessen Steineinlage verloren ist; der Draht ist schräg gekerbt.
d) 2 Bronzefingerringe mit gefaßter Intaglionachahmung.
e) 2 Bronzenadeln in Stilusform.
f) 1 Bronzelöffel.
g) 2 Gefäßuntersätze aus Glas von alten römischen Glasgefäßen.
h) 1 vergoldete Bronzeschnalle mit einem Dorn von Gotenform (Abb. 048 zd)
i) 1 Paar bronzene Rundfibeln (Abb. 203) mit grünem und gelbem Glascloisonné. Die strahlenförmig angeordneten Randzellen umfassen grüne Glasplättchen; der mittlere Cabochon aus Bernstein ist umgeben von 8 Cabochons aus gelbem Glas, 4 davon in Bohnenform und 4 in geschweifter Trapezform; die Unterlage des Glases bildet eine feine Goldfolie.

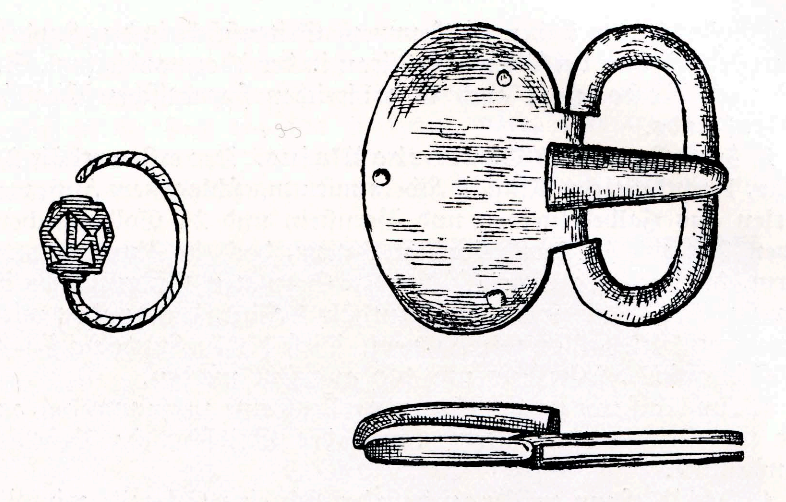


Abb. 202. Bona, Algerien. Bronze. Britisches Museum (nach de Baye)

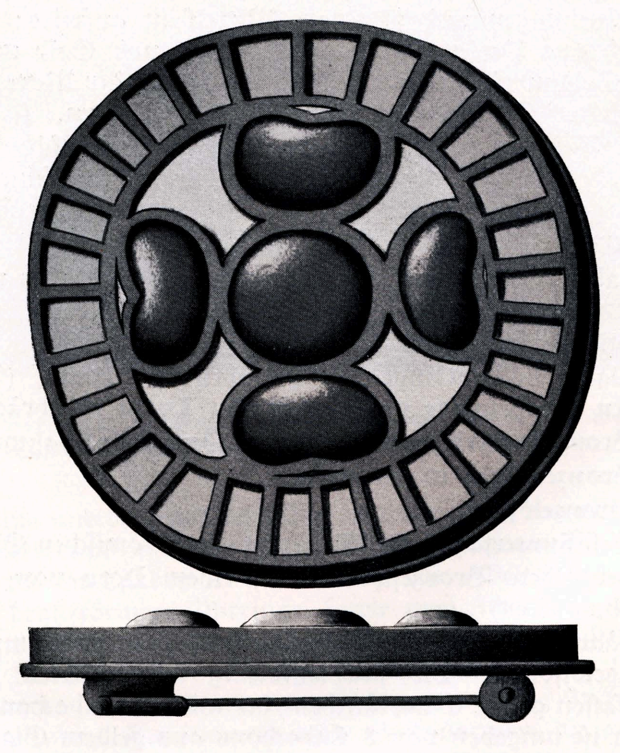


Abb. 203. Bona, Algerien. Bronzerundfibel mit grünen und gelben Glas- und Bernsteineinlagen (nach de Baye)

k) 1 Paar silberne Rundfibeln (Abb. 204) mit granatfarbigen Glascloisons und einem Mittelcabochon; die vier strahlenförmig angeordneten Einlagen in Herzform sind aus Malachit.

7. In La Calle, nicht weit von Bona, ist in einem Felsengrabe eine Schnalle (Abb. 205) mit Beschlag und Gegenbeschlag entdeckt worden, bei der nicht nur die Beschläge, sondern auch der Bügel und der nach Gotenart gestaltete Dorn aufs reichste mit granatgefüllten Cloisons bedeckt sind. Auf den Beschlägen sind die in Kreuzform angeordneten Einlagen in Herzform aus Malachit, wie bei den silbernen Rundfibeln aus Bona (Abb. 204). Das Stück befindet sich im Museum zu St. Germain bei Paris.

8. In der Sammlung Farges befinden sich acht wandalische Schmuckstücke aus Tebessa, einem Orte im Innern des Landes südlich von Bona, und eines aus Constantine:

a) Rechteckiger Schnallenbeschlag (Abb. 206). In der Mitte und in jeder der vier Ecken ein runder Cabochon aus blauem Glas; dazwischen sechseckige Cloisons, die beiden größeren aus grünem Email, die vier kleineren aus rotem Glas.

b) Gleicher Schnallenbeschlag (Abb. 207), die Cloisons sind jetzt leer.

c) Beschlag in Form einer Art „kopflosen Vogels mit ausgebreiteten Flügeln"; die 5 Cloisonteile enthalten nur wenig Email.

d) Halbkreisförmiger Schnallenbeschlag mit zwei Scharnieransätzen. Die Cloisons sind in drei konzentrischen Zonen angeordnet mit gelbem und rotem Glas.

e) Rundfibel mit drei konzentrischen Zonen von Cloisons von jetzt meist verlorenen Glaspasten.

f) Elliptischer Bronzebeschlag mit zwei kreisförmigen Durchbrüchen; die Füllung der Cloisons besteht aus rotem und grünem Email.

g) Runder Fingerringeinsatz aus durchscheinendem roten Glas in Bronzefassung.

h) Ovaler Fingerringeinsatz aus opakem blauen Glas in Bleifassung.

i) Aus Constantine stammt eine Rundfibel. Die Arme eines früher mit Email gefüllten Kreuzes vereinigen sich in einem kleinen Mittelkreis.

9. Bei der aus Anlaß der Weltausstellung von 1889 im Louvre aufgestellten Sammlung Marchand aus Algier befand sich eine wandalische Rundfibel mit Cloisons, die in der Mitte mit grüner, rechts und links mit weißer Glaseinlage gefüllt waren, außerdem mit Granaten in Form eines griechischen Kreuzes.

Endlich ist als neuester Fund ein vom Berliner Kaiser-Friedrich-Museum zwar schon 1902 erworbener, aber erst 1930 in seiner Zugehörigkeit zur germanischen Völkerwanderungskunst erkannter, recht-

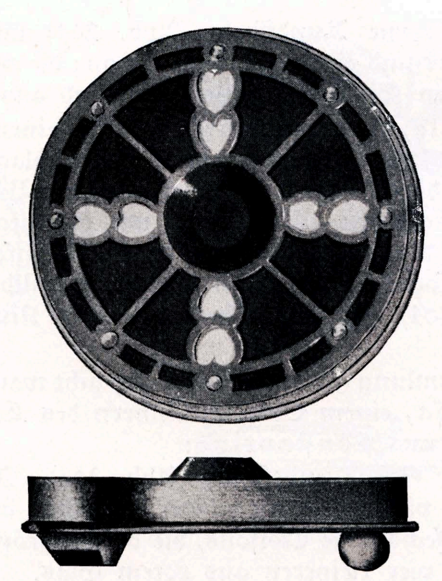


Abb. 204. Bona, Algerien. Silberne Rundfibel mit rotem Glasfluß und Malachitherzen (nach de Baye)

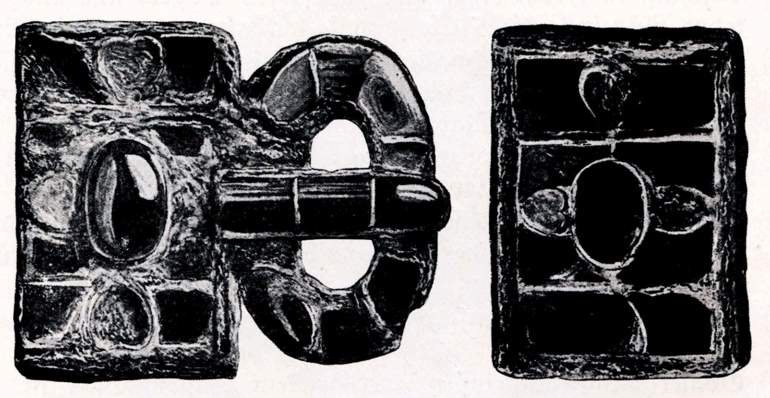


Abb. 205. La Calle bei Bona, Algier (nach Boulanger)

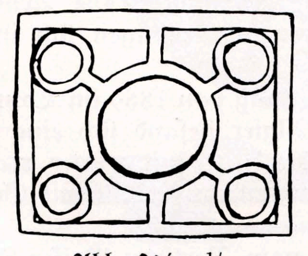


Abb. 206. 1/1.

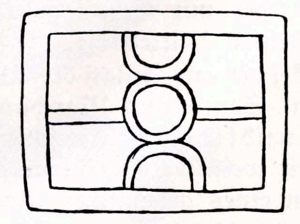


Abb. 207. 1/1.

Tebessa, Algier. Bronzene Schnallenbeschläge. Sammlung Farges. Schematische Skizzen

eckiger, bronzener Schnallenbeschlag aus Luxor (Theben) in Oberägypten zu nennen (Abb. 208). In seiner Mitte befindet sich eine Rosette in Bronzefassung, deren Mittelstück eine durchscheinende dunkelblaue Glasplatte bildet, die von vier Blättern aus hellgrünem Glas umgeben ist. Die Zellen der Seitenflächen sind mit rotem Glas ausgelegt. An einer der Längsseiten befinden sich Reste von Scharnier-

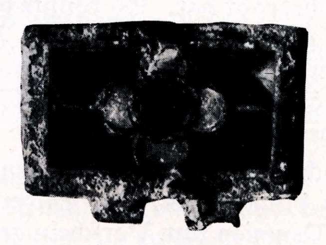


Abb. 208. 1/1. Luxor (Theben), Oberägypten. Bronzener Schnallenbeschlag. Kaiser-Friedrich-Museum Berlin

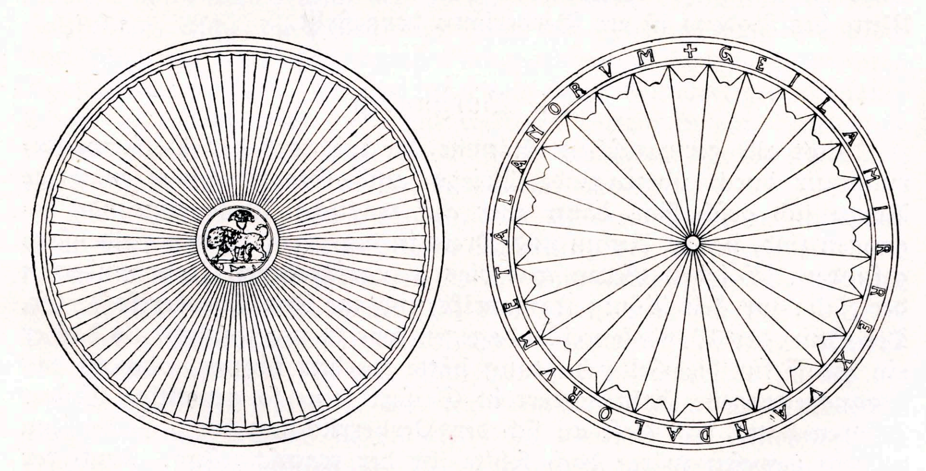


Abb. 209. Silberschale des Königs Geilamir

ösen, die zur Befestigung des Schnallenbügels und des Dorns dienten. — In der breitrechteckigen Form übereinstimmend ist eine westgotische Schnalle aus Herpes, Dep. Charente in Südfrankreich; doch weicht hier die stark geteilte Fläche bunter kleiner Cloisonfelder ohne weiteres gänzlich ab von der einfachen, klaren Ornamentierung der Schnalle von Luxor. Dagegen besitzt die Schnalle von La Calle (Abb. 205) sowohl in der Form wie in der Anordnung der Ausschmückung große Ähnlichkeit mit dem Stück aus Luxor. Dasselbe gilt von den beiden Beschlägen von Tebessa (Abb. 206, 207). — Die Schnalle von Luxor spricht für eine, wenn auch nur ganz vorübergehende, Anwesenheit

von Wandalen in Ägypten. Die Nolitia dignitatum, abgeschlossen um 430, nennt für Ägypten zahlreiche Cohorten germanischer Stämme und unter den Reitereien auch eine von Wandalen. Aber ob diese Germanen auch noch in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts sich für Ägypten anwerben ließen, ist fraglich. Wir wissen aber, daß Gaisarik seine Beutezüge auch auf die Küsten Ostroms ausgedehnt und auch Alexandria in Ägypten bedroht hat. So könnte die Schnalle von Luxor tatsächlich in Ägypten gefunden worden sein. Andernfalls müßte sie, falls sie etwa durch den Kunsthandel nach Luxor gelangt ist, nach der Art ihrer Verzierung aus dem wandalischen Westgebiet der nordafrikanischen Küste stammen.

Zum Schluß sei noch auf das einzig erhaltene Stück des Königshortes der Wandalen hingewiesen, eine Silberschüssel von 2 kg Gewicht, die zu Feltre in Venezien zum Vorschein gekommen ist (Abb. 209). Wahrscheinlich ist sie von germanischen Söldnern aus dem Heere des Belisar, die bei der Erbeutung des Königshortes zu Hippo regius beteiligt waren, nach Italien verschleppt worden. Der Rand der Schüssel trägt die Inschrift Geilamir rex Vandalorum et Alanorum. In der Mitte des Bodens ist ein Berberlöwe dargestellt.

Die Burgunden

Nicht alle germanischen Stämme, die während der Völkerwanderungszeit durch überragende Kriegs- und Staatsmänner mächtige Reiche sich geschaffen, dann aber auf tragische Weise zugrunde gegangen sind, haben Ruhm und Preis in der germanischen Heldensage gefunden. Bei den Goten war dies in verschiedenen Jahrhunderten der Fall: zur Zeit König Ermanriks und zur Zeit Theoderiks d. Gr. Der Sturz des Wandalenreichs dagegen war zu unrühmlich, als daß er ein Stoff für die Heldendichtung hätte werden können, obwohl das vorausgegangene Jahrhundert in Gaisarik eine so gewaltige Gestalt geboren hatte, daß diese an sich der Verherrlichung durch Heldensang würdig gewesen wäre; doch fehlte ihr der tragische Zug. Auch der furchtbare, dabei ruhmreiche Zusammenbruch des Gepidenreichs ist durch keinen überlieferten Heldensang gefeiert worden.

Dagegen ist der Fall des burgundischen Reiches, obwohl der Stamm zu den kleineren germanischen gehörte und seine Fürsten keine besonders hervorragenden Taten geleistet haben, in den Mittelpunkt des größten Sagenkreises der Völkerwanderungszeit gerückt worden.

Die Burgunden sind, wenigstens in ihrem führenden Stamm, von der Insel Bornholm ausgegangen. Wie ich vor mehr als drei Jahrzehnten nachgewiesen habe, hieß diese Felseninsel ursprünglich Burgund, d. h. „Hochland". Später im Mittelalter wurde der Name, wie das in ähnlicher Weise oft geschehen ist, durch Anhängung einer

Bezeichnung für die Inseleigenschaft des Landes erweitert. Man brauchte hierfür meist das Wort ö „Insel" oder auch holm. So entstand der Name Burgundarholmr, was deutsch am besten durch „Burgundsinsel" wiederzugeben wäre. Denn Burgundar ist der Genetiv Singularis, nicht Pluralis. Erst eine Ableitung von dem Urnamen Burgund ist der Volksname Burgundiones. Wenn wir also in frühgeschichtlicher Zeit diesen Stamm im Gebiete zwischen Oder und Weichsel ansässig finden, so ist es schon rein aus sprachlichen Gründen erwiesen, daß er nur von Bornholm nach Ostdeutschland übergesetzt sein kann, nicht umgekehrt, wie gerade von Sprachforschern fälschlich angenommen worden ist.

Die Burgunden bringen von Bornholm die für sie weiterhin kennzeichnende Sitte des Urnenschüttungs- und des Brandgrubengrabes nach dem Westteil Ostpommerns zwischen Oder und Persante hinüber. Wir hörten schon früher einmal, daß die Eigentümlichkeit des Brandgrubengrabes darin besteht, daß nicht nur die verbrannten menschlichen Knochen geborgen werden, sondern daß mit den ungereinigten menschlichen Knochenresten auch der übrige Rückstand des Leichenbrandes, Holzkohlen, Asche, die zerbrannten Reste des Leichengewandes und der dem Toten auf den Scheiterhaufen mitgegebenen gleichfalls zerbrannten Ausstattung für das Jenseits innerhalb einer beutelartigen vergänglichen Hülle gesammelt und ohne weiteren Schutz in eine kesselartige Grube gesenkt wurde. Diese Sitte ist in Bornholm bereits im Laufe des 2. Jahrhunderts v. d. Ztr. herrschend geworden.

Die Burgunden unterjochen zunächst die am Ostufer der untersten Oder vorhandene äußerste östliche Abteilung der Westgermanen und besetzen dort das Land südwärts bis zur Einmündung der Warthe, wie wir das schon in dem Abschnitt „Die Wandalen" gehört haben (S. 187). Von den Warthebrüchen in der Neumark aus ziehen sie längs Warthe und Netze aufwärts bis zum Quellgebiet der Netze, wo sie sich besonders geschlossen festsetzen. Von der Bromberger Gegend und preußisch Kujawien aus erobern sie einerseits im Norden die Landschaft am Ostufer des Weichselknies von Thorn abwärts bis Graudenz, andererseits ostwärts die beiden Uferstriche der mittleren Weichsel, besonders aber ihr Südufer durch kongreßpolnisch Kujawien über die Kreise Kutno, Lowicz, Turek und Gostynin fast bis nach Warschau hin. Am Südufer ist der Weichselzufluß Bzura bei Sochaczew und Lowicz die Ostgrenze des Stammes, am Nordufer aber der Zufluß Dzialdowka oder Wkra, deren Oberlauf die ostpreußische Soldau ist. Hier ganz im Norden reichen die Burgunder ostwärts bis in den westpreußischen Grenzkreis Strasburg.

Wir haben es also mit zwei Abteilungen der Burgunden zu tun; die ältere, die ich Westburgunden nenne, in Hinterpommern, Neumark und im unteren Netzegebiet; die nur unbedeutend jüngere, die Ostburgunden, im Quellgebiet der Netze, am Weichselknie und am

Südufer der mittleren Weichsel. Ein Blick auf die Karte des frühburgundischen Siedlungsgebiets (Abb. 16) lehrt, daß die Ostburgunden keilförmig in das kurze Zeit vor ihrer Ankunft von den Wandalen eingenommene Gebiet eingedrungen sind und es durch eine Art Korridor gespalten haben, wie wir das auch schon gehört haben.

Gerätformen und Waffen der Burgunden bekunden ihren dauernd engen Zusammenhang mit Bornholm. So in der Form der zweiteiligen, später dreiteiligen eisernen Gürtelhaken (Abb. 210), die bald zu der geschmackvolleren Art aus Bronze (Abb. 211) übergehen; dann in Häufigkeit des einschneidigen Kurzschwertes (Abb. 212), jenes Kennzeichens der Burgunden.

Im übrigen macht sich bei den Westburgunden im ehemals westgermanischen Ostpommern ein anhaltender westgermanischer Zivili-

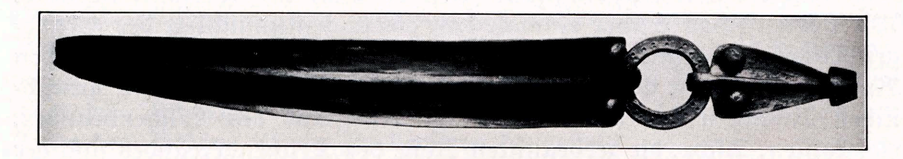


Abb. 210. $^{2}/_{9}$. Rahmhütte, Kr. Soldin, Neumark. Eisen (nach Kostrzewski)

sationseinfluß geltend. Als Beispiel nenne ich die ältesten kronenähnlichen Bronze-Scharnierhalsringe mit Knippschloß, die mit noch niedrigen, schmalen Querrippen verziert sind (Abb. 213), und die massiven Bronzehalsringe mit verdickten kürzeren unverzierten oder mit langen, durch Blutemail verzierten Kolbenenden (Abb. 214).

Im Südstrich der Westburgunden und im Gesamtgebiet der Ostburgunden macht sich außerdem der Einfluß der hochentwickelten wandalischen Tonware geltend, offenbar unter Einwirkung der im Ostburgundengebiet sitzengebliebenen wandalischen Grundbevölkerung. So in der Übernahme der „Krausen" (Abb. 215) oder der dosenförmigen Henkelgefäße (Abb. 216), aber auch der Ziermuster der Gefäße, wie des typisch wandalischen, strichgefüllten geraden, geschweiften oder Zickzackbandes.

Sonst hat die ostburgundische Zivilisation stärkste Übereinstimmungen mit der im Gebiet der Danziger Bucht und im angrenzenden Ostpommern, vom Persantefluß ostwärts bis nach Elbing hin, herrschenden Zivilisation der Rugier.

Ohne auf die in beiden Gebieten auch vertretenen allgemein ostgermanischen Formen näher einzugehen, nenne ich von jenen ostburgundisch-rugischen Sonderheiten, die den Wandalen fehlen, folgende:

1. Eiserne Fibeln vom sog. Mittellatèneschema, d. h. solche, deren Bügelende vom Bügelfuß her nach der Bügelmitte oder gar nach dem Bügelkopfe zurückgreift und dort befestigt wird. Dazu ge-

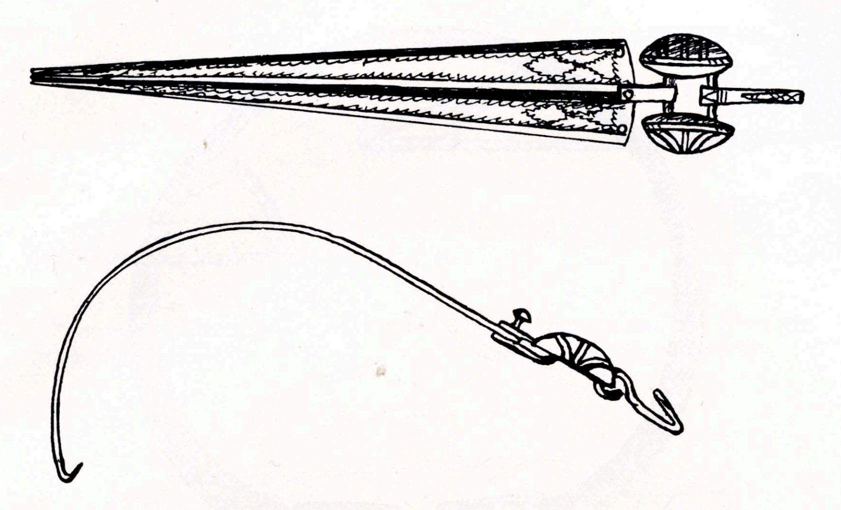


Abb. 211. $^1/_3$. Hohenwutzen, Kr. Königsberg, Neumark. Bronze (nach Kostrzewski)

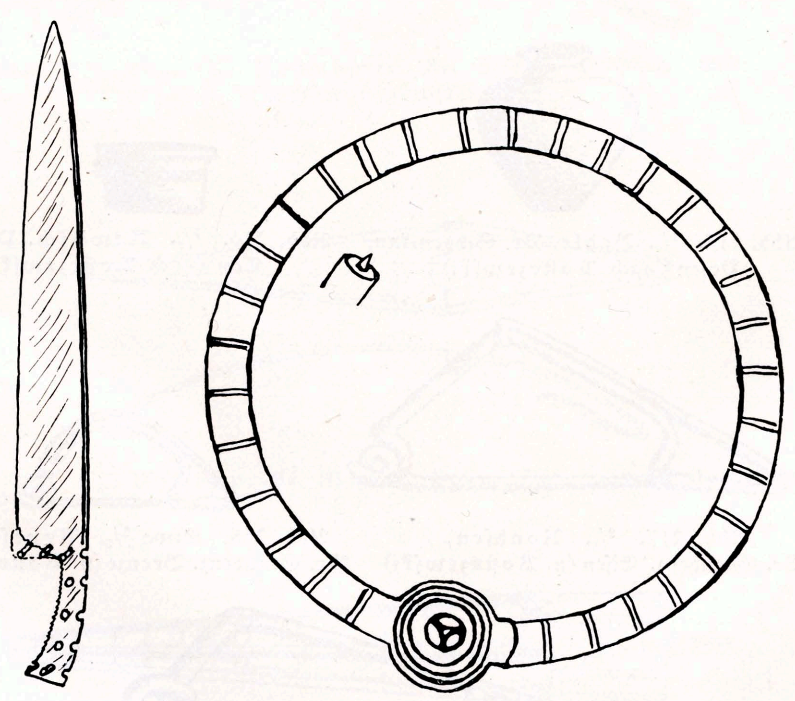


Abb. 212. Etwa $^1/_7$. Suckschin, Kr. Danziger Höhe. Eisen (n. Kostrzewski)

Abb. 213. Etwa $^1/_2$. Koppenow, Kr. Lauenburg, Hinterpommern. Bronze (nach Kostrzewski)



Abb. 214. Etwa $^1/_2$. Hohenwutzen, Kr. Königsberg, Neumark. Bronze (nach Kostrzewski)



Abb. 215. $^1/_7$. Behle, Kr. Scharnikau, Posen (nach Kostrzewski)

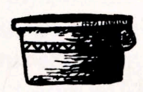


Abb. 216. $^1/_8$. Rawitsch. Posen. Ton (nach Kostrzewski)

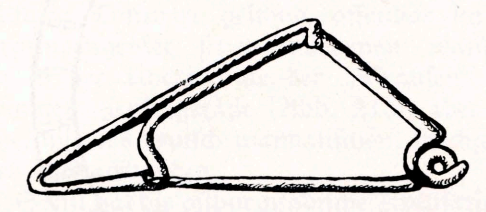


Abb. 217. $^2/_3$. Rondsen, Kr. Graudenz. Eisen (n. Kostrzewski)

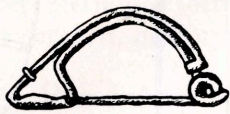


Abb. 218. Etwa $^2/_3$. Rondsen, Kr. Graudenz. Bronze (n. Kostrzewski)

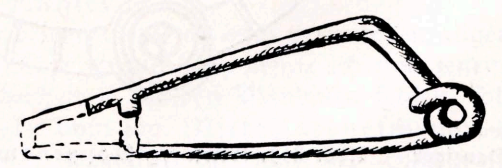


Abb. 219. Etwa $^4/_5$. Ladekopp, Kr. Marienburg. Eisen (nach Kostrzewski)

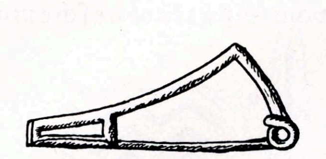


Abb. 220. $^2/_3$. Schönwarling, Kr. Danziger Höhe. Eisen (nach Kostrzewski)

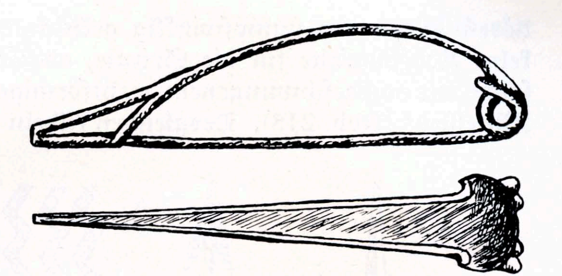


Abb. 221. $^3/_4$. Rondsen, Kr. Graudenz. Eisen (nach Kostzewski)

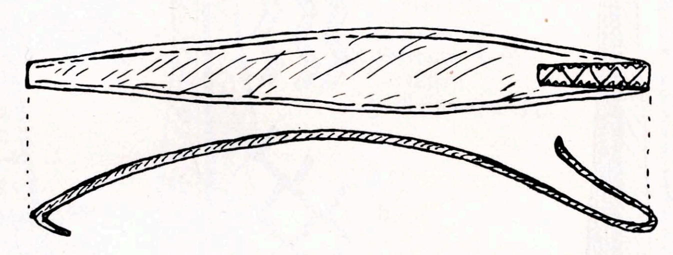


Abb. 222. Etwa $^1/_3$. Rahmhütte, Kr. Soldin, Neumark. Eisen (nach Kostrzewski)

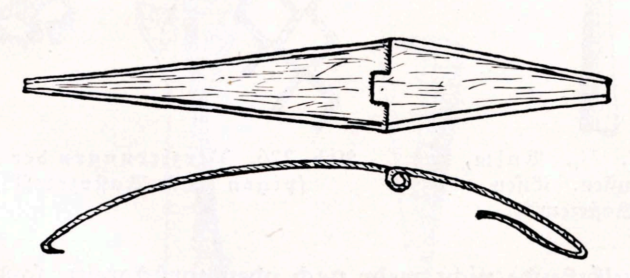


Abb. 223. $^3/_5$. Wszedzin, Kr. Mogilno, Posen. Eisen (nach Kostrzewski)

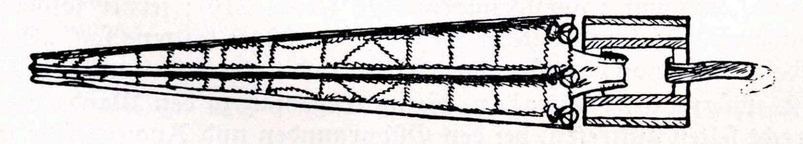


Abb. 224. Etwa $^2/_7$. Dobberphul, Kr. Greifenhagen, Vorpommern. Bronze (nach Kostrzewski)

hören Fibeln mit stumpfwinklig geknicktem Bügel, gestreckten Schenkeln, Kopfstützfalte für die Spirale, oberer Sehne (Abb. 217); ferner solche mit hochgeschwungenem drahtförmigen Bügel und „abgebogenem Mittelsteg“ (Abb. 218). Desgleichen Fibeln vom Spätlatèneschema,

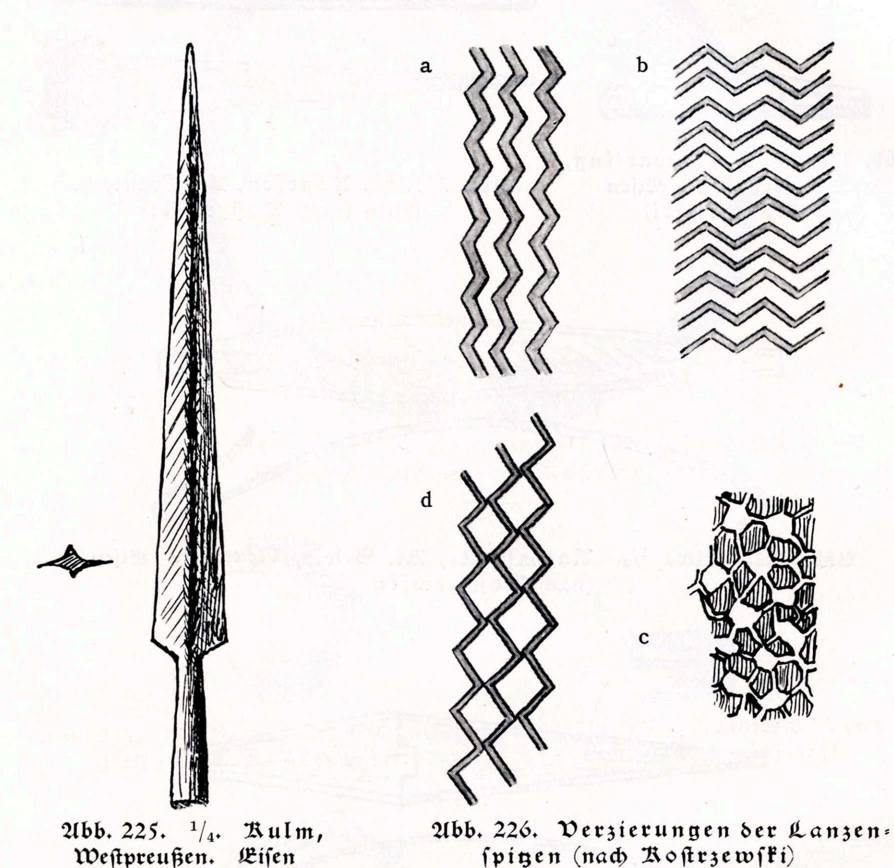


Abb. 225. $^1/_4$. Kulm, Westpreußen. Eisen (nach Kostrzewski)

Abb. 226. Verzierungen der Lanzenspitzen (nach Kostrzewski)

deren Bügelfußende nicht mehr nach oben zurückgreift, sondern einen geschlossenen dreieckigen oder trapezförmigen Rahmen bildet. Hierzu gehören Fibeln mit stumpfwinklig geknicktem oder dreieckigem Bügel, teils mit oberer, teils mit unterer Sehne, aber ohne Stützfalte für die Spirale, und mit trapezförmigem Fuß (Abb. 219); ferner solche mit geknicktem Bügel und unterer Sehne (Abb. 220); drittens sog. „Schüsselfibeln“ mit schon bandförmigem Bügel und unterer Sehne (Abb. 221).

2. Eiserne Gürtelhaken, die im Gegensatz zu den Wandalen, wo sie recht selten auftreten, bei den Ostburgunden und Rugiern sehr zahlreich erscheinen. Davon gehören hierher: eingliederige, bandförmige, deren Enden nach verschiedenen Seiten umgebogen sind (Abb. 222);

zweigliedrige Scharniergürtelhaken (Abb. 223) und dreigliederige Bronzegürtelhaken (Abb. 224).

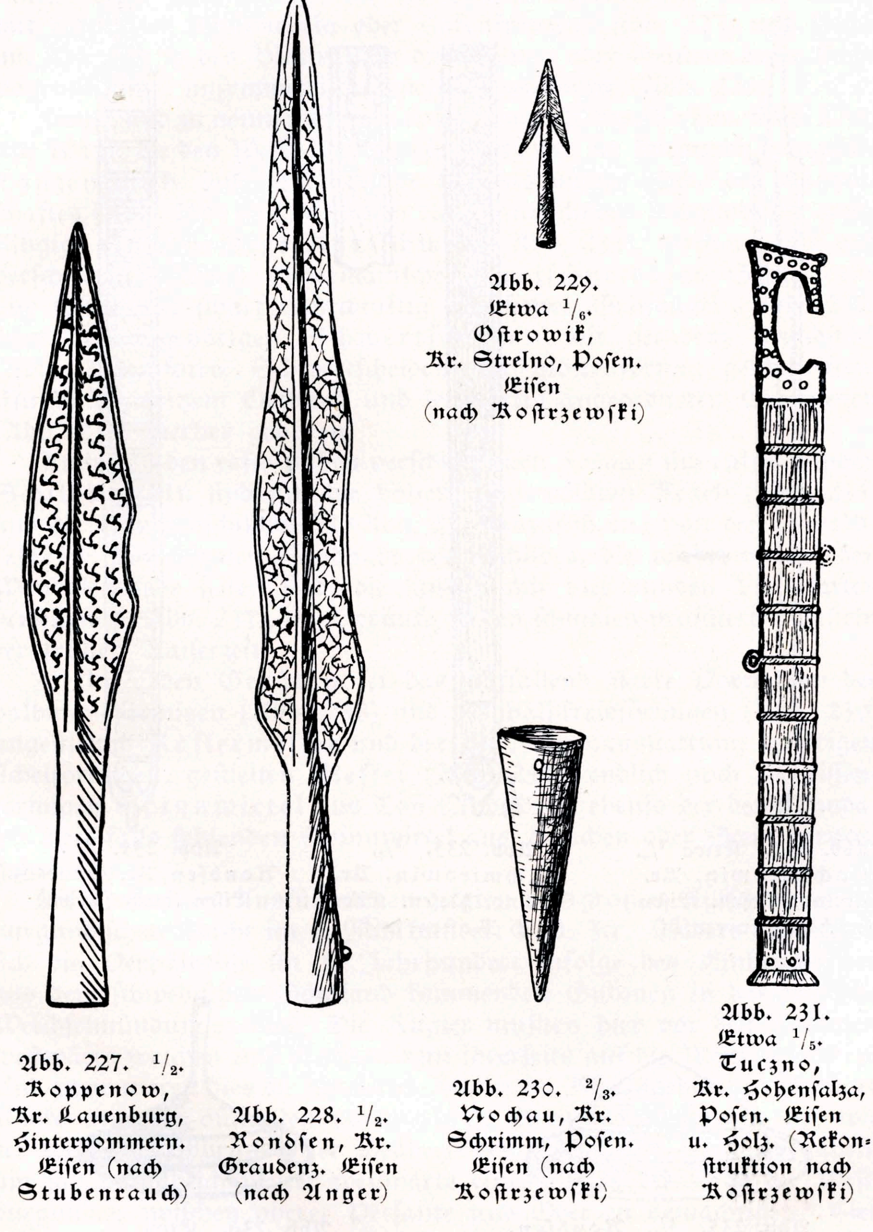


Abb. 229. Etwa 1/6. Ostrowik, Kr. Strelno, Posen. Eisen (nach Kostrzewski)

Abb. 227. 1/2. Koppenow, Kr. Lauenburg, Hinterpommern. Eisen (nach Stubenrauch)

Abb. 228. 1/2. Rondsen, Kr. Graudenz. Eisen (nach Anger)

Abb. 230. 2/3. Nochau, Kr. Schrimm, Posen. Eisen (nach Kostrzewski)

Abb. 231. Etwa 1/5. Tuczno, Kr. Hohensalza, Posen. Eisen u. Holz. (Rekonstruktion nach Kostrzewski)

3. Was die Waffen angeht, so sind ja die Burgunden die hervorragendsten Waffenmeister in der Latènezeit. Bei der wichtigsten Waffe,

Abb. 232. Etwa $^1/_9$. Lachmirowitz, Kr. Strelno, Posen. Eisen (nach Kostrzewski)

Abb. 233. $^1/_7$. Lachmirowitz, Kr. Strelno, Posen. Eisen (nach Kostrzewski)

Abb. 234. $^1/_7$. Rondsen, Kr. Graudenz. Eisen (nach Jahn)

Abb. 235. $^1/_5$. Rondsen, Kr. Graudenz. Eisen (nach Kostrzewski)

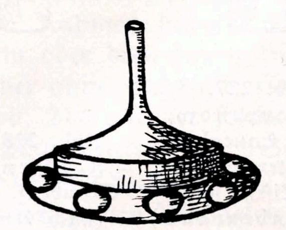


Abb. 236. Etwa $^1/_5$. Schönwarling, Kr. Danziger Höhe. Eisen (nach Kostrzewski)

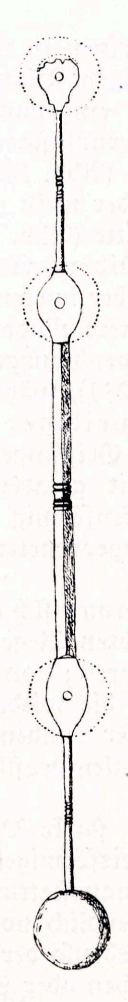
der Lanze, sind folgende Arten von Lanzenspitzen zu nennen: solche mit im Umriß annähernd keilförmigem, dreieckigem Blatt (Abb. 225); solche mit erhabenen, also eingeätzten, nicht eingepunzten Zickzacklinien (Abb. 226, a—c), mit erhabenem Sternmuster (Abb. 226d) mit erhabenen Dreiwirbeln oder Hakenkreuzen (Abb. 227) und solche mit Verzierung des Blattrandes durch einen oder meist mehrere flachbogenförmige, unsymmetrisch gestellte Ausschnitte (Abb. 228).

Ferner sind zu nennen Speerspitzen mit Widerhaken (Abb. 229), eine Waffe, die den Wandalen eben so fehlt, wie der burgundisch-rugische Lanzenschuh, eine Eisenzwinge für das untere Ende des Lanzenschaftes (Abb. 230) und vor allem das kennzeichnend burgundische breitklingige einschneidige Kurzschwert (Abb. 231), während von den verschiedenen Arten ostgermanischer zweischneidiger Schwerter nur solche mit scharf rechtwinklig abgesetzter Griffangel (Abb. 232) samt den zugehörigen Schwertscheiden mit geradem Mundstück (Abb. 233), sowie Schwertscheiden mit glockenförmig geschweiftem Mundstück, spitzem Ortband und leiterartig angeordneten Querstegen (Abb. 234) hierher gehören.

Auch von den rasch zu den verschiedensten Formen sich entwickelnden Schildbuckeln sind nur die hohen, ungewölbten Kegel- (Abb. 235) und die Stangenschildbuckel (Abb. 236) anzuführen; von den Schildfesseln, der eisernen Handhabe des Schildes, die wiederum bei den Wandalen sehr selten sind, die langen mit vier runden Nietplatten versehenen (Abb. 237), die Vorstufe zu den schmalen profilierten Fesseln der frühen Kaiserzeit.

4. Unter den Geräten sei das auffallend starke Vorwiegen der halbmondförmigen (Abb. 238) und der halbkreisförmigen (Abb. 239) ungestielten Rasiermesser und der zur Frauenausstattung gehörigen sichelförmigen, gestielten Messer (Abb. 240), endlich noch der kissenförmigen Spinnwirtel aus Ton (Abb. 241), ebenso der den Wandalen gleichfalls fehlenden Spinnwirtel aus Knochen oder Stein hervorgehoben.

Die bisherigen Ausführungen zeigten den großen Aufschwung der burgundischen Macht im 1. Jahrhundert v. d. Ztr. Anders gestalteten sich die Verhältnisse im 1. Jahrhundert infolge des Einbruchs der aus dem schwedischen Götaland kommenden Gutonen in das rugische Weichselmündungsgebiet. Die Rugier mußten hier vor den Gutonen westwärts weichen und drückten nun ihrerseits auf die Westburgunden. Und zwar waren dies die mittleren Rugier im Küstengebiet des Putziger Wieks und des östlichsten pommerschen Kreises Lauenburg, die, wie der plötzliche Abbruch ihrer Gräberfelder dartut, ihr Land aufgaben, um sich allmählich weiter westwärts eines Teiles der Sitze der Westburgunden zwischen oberer Persante und Oder zu bemächtigen. Hier erscheinen im Laufe des 2. bis zum 4. Jahrhundert entgegen dem früheren burgundischen und auch altrugischen Brauche der Brand-



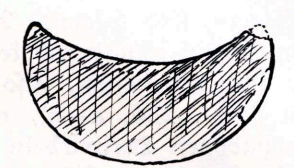


Abb. 238. Etwa $^1/_3$. Suckschin, Kr. Danziger Höhe. Eisen (nach Kostrzewski)

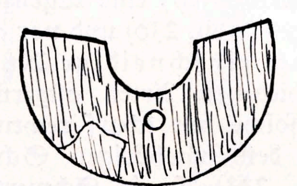


Abb. 239. Etwa $^1/_3$. Neuguth, Kr. Kulm, Westpreußen. Eisen (nach Kostrzewski)

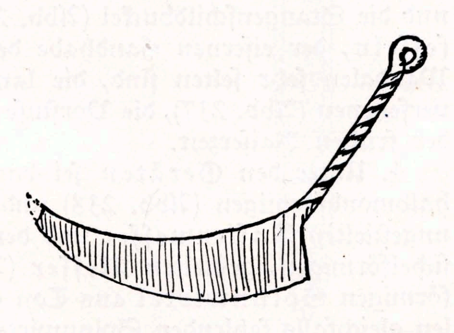


Abb. 237. $^1/_3$. Lachmirowitz, Kr. Strelno, Posen. Eisen (nach Jahn)

Abb. 240. Etwa $^3/_5$. Kulm, Westpr. Eisen (nach Kostrzewski)

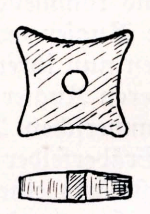


Abb. 241. $^2/_3$. Schönwarling, Kr. Danziger Höhe. Ton (nach Kostrzewski)



Abb. 242. 1/1. Müncheberg, Kr. Lebus, Neumark (nach Kossinna)
Links: Sonnenschiff (?); rechts: Dreischenkel, Hakenkreuz
Links: Mond, „Raninga", Sonne; rechts: Blitzzeichen, Sonne

grubengräber eine Fülle von Körpergräbern. Seit etwa 200 haben die Westrugier auch die Insel Rügen besetzt, die nach ihnen bis heute ihren Namen führt.

Die von der Mittelgruppe der Rugier bedrängten Westburgunden zwischen Oder und Persante schlossen sich, soweit sie nicht im Laufe des 1. und 2. Jahrhunderts sich in den südlicheren Teil des Westburgundenlandes verzogen hatten, wahrscheinlich dem ostburgundischen Bruderstamme an oder fügten sich der Herrschaft und den Grabessitten der Rugier. Denn Brandgrubengräber fehlen im westlichen Hinterpommern vom 1. Jahrhundert, wie oben bemerkt worden ist, so gut wie ganz; statt dessen erscheint hier im Laufe des 2. Jahrhunderts eine Fülle von Körpergräbern.

Hingegen setzt sich im alten Gebiete der Ostburgunden im südlichen Westpreußen östlich der Weichsel und im nordposenschen Netzebezirk die ihnen eigentümliche Sitte der Brandgrubengräber in alter Stärke fort; seltener erscheinen Urnengräber. Immerhin läßt sich in vielen Stücken ein kultureller Einfluß der Gutonen auch hier erkennen, nicht nur in der Aufnahme aller Neuentwicklungen der stofflichen Zivilisation der Gutonen, sondern auch darin, daß die Ostburgunden nun nach gutonischer Weise die Waffenbeigabe bei der Bestattung aufgaben, um sie erst nach ihrer Abwanderung im 3. Jahrhundert wieder aufzunehmen. Diese Verhältnisse dauern bis in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts. Da verschwindet an der Weichsel plötzlich die ostburgundische Kultur, und gepidisch-gotische Körpergräber der Weichselmündungskultur nehmen den Platz jener ein. Das südwestliche Westpreußen, so die Kreise Tuchel und Flatow, sowie Nordposen bis zur Netze nehmen die Gepiden sogar schon um 100 den Ostburgunden ab. Und während des 2. Jahrhunderts dringen die Gepiden noch weiter südwärts ins Warthegebiet des mittleren Posens und damit bereits in den nördlichen Grenzstrich der Wandalen hinein.

Die Burgunden aber wandern am Ende des 2. Jahrhunderts nach Westen aus: ihre Brandgrubengräber erscheinen im 3. Jahrhundert in der Neumark und besonders stark in der Niederlausitz, weiter westlich in den Kreisen Niederbarnim und Telteow, im uckermärkischen Kreise Prenzlau und sogar im östlichen Vorpommern in den Kreisen Randow und Demmin. Die berühmte, reich mit Heilszeichen bedeckte Runenlanzenspitze von Müncheberg, Kr. Lebus (Abb. 242), entstammt einem Grabe, das nur den Burgunden zugeschrieben werden kann. Im Staate Sachsen umfaßt die neue burgundische Siedlung des 3.—4. Jahrhunderts das Ostgebiet von Bautzen bis nach Riesa a. d. Elbe hin. Man kann also sagen, daß im 3.—4. Jahrhundert der ganze Weststrich des Ostgermanengebiets bis zu einer Grenzlinie von Schwerin über Prenzlau und Berlin nach Riesa-Dresden Burgundenland war (vgl. Tafel I).



Abb. 243. Gourdon, Dep. Lot, Südfrankreich. Kelch und Schale des Burgundenkönigs Sigismund († 524)



Abb. 244. Fast 1/2. Balme, Dep. Haute Savoie, Frankreich (nach Salin)



Abb. 245. 2/3. Ober-Wallis, Kanton Wallis, Schweiz (nach Salin)

(507). Von Gundobads Nachfolger **Sigismund** (516—523), dem Schwiegersohne Theoderiks d. Gr., hörten wir schon in der Schilderung des trüben Endes des großen Ostgotenkönigs (S. 175f.), daß er der katholischen Kirche völlig untertan wurde, trotzdem aber nicht den geheimen Landesverrat der katholischen Geistlichkeit verhindern konnte, die dauernd mit dem Frankenkönig in Verbindung stand. Ferner, daß er schließlich Anschluß an Byzanz suchte und dadurch mit Theoderik d. Gr. in Streit geriet. So kam es, daß 523 der Frankenkönig Chlodomer das Burgundenland von Norden her eroberte, während Theoderik d. Gr. das Gebiet bis zur Isère in Besitz nahm. Der Versuch König **Godomars**, des Bruders Sigismunds, das Reich wiederherzustellen, hatte einen nur kurzen Erfolg; 532 unternahmen die Franken einen neuen Angriff auf Burgund, der 534 dazu führte, daß das Reich unter die Frankenkönige Chlotachar, Childebert und Theudebert aufgeteilt wurde;

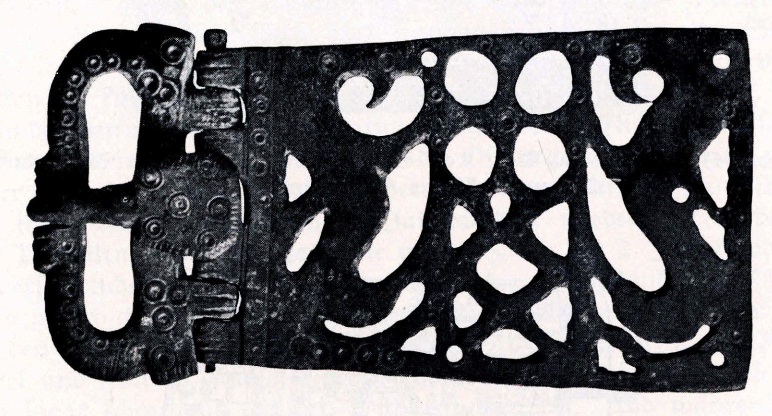


Abb. 246. **Neuenburg** (Schweiz). Burgundische Bronzegürtelschnalle mit Durchbruchverzierung (2 Greifen). 7. Jahrh. Phot. des Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte zu Berlin

doch behielten seine Bewohner ihr angestammtes Recht und ihre sonstigen Stammeseigentümlichkeiten bei.

Aus dem Königshort Sigismunds hat sich ein zu **Gourdon**, Dep. Lot in Südfrankreich, gefundener goldener Doppelhenkelkelch und eine rechteckige Schale erhalten (Abb. 243). Der Kelch ist mit erhabenen Blättern und Ranken verziert; der Rand der Schale mit Steineinlage bedeckt, die in stufenförmig gestalteten Zellen liegt, am inneren Boden befindet sich ein Kreuz mit Zelleneinlage und in den Ecken Herzmotive in Goldfiligranfassung.

Eine eigentümliche Färbung gewinnt die burgundische Kunst im 7. Jahrhundert durch ihre starken Beziehungen zum orientalischen Christentum. Diese zeigen sich an Fibeln und noch reichhaltiger und auffallender an großen bronzenen Gürtelschnallen mit figürlichen Darstellungen, deren Motive aus Syrien oder Ägypten stammen. Am deut-

lichsten erscheint dieser Einfluß in der häufigen Übernahme der Figuren des mit der Schlange kämpfenden Löwen, kämpfender Drachen oder des in der Löwengrube zwischen zwei mit dem Kopfe abwärts gerichteten Tieren befindlichen Daniel, dessen Füße die Tiere lecken (Abb. 244). Die zuerst noch naturalistisch gehaltene Danielgruppe wird sodann der germanischen Tierornamentik angepaßt, wobei die Tiere aufwärts gestellt werden und Drachenköpfe mit langgezogenen Schnäbeln und oft bandartig dargestellten Körpern in reinem Tierstil II erhalten, der Mann aber zu einem Gefäß entartet, aus dem die Phantasietiere zu fressen scheinen (Abb. 245). Daraus entsteht bei anderen Schnallen ein vor dem Futtertroge stehender Vierfüßler (Pferd?). Oder es tritt an Stelle des Gefäßes ein Kreuz, zu dem sich der Mann wieder gesellen kann, aber nun doppelt zu beiden Seiten des Kreuzes.

Eine burgundische Schnalle aus Neuenburg in der Schweiz ist in stark durchbrochener Arbeit mit zwei Greifen verziert (Abb. 246).

Ganz hervorragende Kunstwerke sind auch die großen burgundischen Eisenschnallen mit Silbertauschierung, bei denen der Tierstil II überwiegend in rein geometrische Ornamentation übergeht. Das vielleicht prächtigste Stück dieser Art, eine Schnalle aus Fétigny, Kanton Freiburg, Schweiz, werden wir im Bilde in dem Kapitel „Tierornamentik" kennenlernen (Abb. 417).

Die Rugier

Die Rugier nennt Tacitus als ein Ostseeküstenvolk neben den Lemoniern im Westen und den Gutonen im Osten, also in Hinterpommern. In der gotischen Wanderungssage heißen sie Ulmerugi, bei den Angelsachsen Holmryge, saßen demnach ursprünglich auf den Inseln des Weichseldeltas, die später „Gepideninseln" hießen. Der Name der Rugier, der „Roggenesser" bedeutet, ist ein Spottname, den die Rugier von den ostgermanischen Nachbarvölkern erst in Ostdeutschland erhalten haben können, denn der Roggen kam erst während der Eisenzeit vom skythischen Südrußland nach Nordostdeutschland, während in Nordeuropa die Gerste die Getreideart ist, die am weitesten nordwärts vordringt.

Von woher die Rugier in ihre Sitze im Süden der Ostsee gekommen sind, ist unsicher; sie sind zweifellos desselben Stammes wie die Rugier im südwestnorwegischen Rogaland des Mittelalters, jetzt Ryfylke. Auch die norwegischen Rugier werden in dichterischer Sprache Holmryger genannt, was vielleicht, obwohl nicht notwendig, für ihre Herkunft aus Ostdeutschland spricht. Eine solche Einwanderung aus Hinterpommern nach Norwegen, allerdings erst im 3.—4. Jahrhundert, hat man aus den archäologischen Verhältnissen, dem plötzlichen Einsetzen eines mächtigen Einflußstromes südlicher Luxuswaren nach Rogaland um diese Zeit, erschließen wollen. Doch spricht die Wahrscheinlichkeit

dafür, daß es sich in letzterem Falle vielmehr um eine teilweise Rückwanderung des Volkes nach seiner norwegischen Urheimat handelt.

Prüft man die archäologischen Verhältnisse der Latènezeit, so zeigt sich, daß Beziehungen der Rugier zu Bornholm so gut wie fehlen und daß solche zu Ostschweden und besonders zu Gotland zwar vorhanden sind, aber doch in so geringem Maße, daß an eine Herleitung der Rugier aus diesen Ländern nicht zu denken ist.

In dem Gesamtgebiet der Rugier kann man eine Dreiteilung vornehmen in Ost-, Mittel- und Westrugier. Die Ostrugier in den Kreisen Karthaus, Danziger Höhe, Dirschau, Marienwerder, Marienburg, Stuhm, Pr. Holland, Elbing bleiben nach dem Einbruch der Gutonen ins Weichselmündungsgebiet um Beginn der Zeitrechnung in ihren alten Sitzen und fügen sich der gutonischen Herrschaft. Denn ihre alten Gräberfelder aus der Latènezeit brechen um Beginn der Zeitrechnung nicht ab, sondern dauern im 1. Jahrhundert fort, zeigen aber nun im Anschluß an die Sitten der neuen herrschenden Schicht den gutonischen gemischten Grabritus von Brand- und Skelettgräbern.

Anders dagegen verhält sich die Mittelgruppe der Rugier im Küstengebiet des Putziger Wieks und im östlichsten pommerschen Kreise Lauenburg. Hier brechen die Gräberfelder um Beginn der Zeitrechnung plötzlich ab, was Auswanderung der Bevölkerung anzeigt.

Und noch anders steht es mit den Gräberfeldern der Westrugier am Küstenstrich der Kreise Stolp, Schlawe, Köslin und Belgard. Diese werden, wenn auch spärlicher und mit Unterbrechungen bis gegen 200 weitergeführt und beweisen einige Seßhaftigkeit dieser Bevölkerung.

Die Mittelrugier, die ihr altes Gebiet aufgaben, scheinen allmählich, vielleicht unter Beteiligung der Westrugier, weiter westwärts des größten Teiles der alten Sitze der nördlichen Westburgunden zwischen oberer Persante und Oder sich bemächtigt zu haben, nachdem diese ausgewandert waren. Statt der burgundischen Brandgrubengräber erscheint hier im Laufe des 2. Jahrhunderts eine Fülle von Körpergräbern, die sich auch während des 3. und 4. Jahrhunderts fortsetzt. Seit etwa 200 haben die Rugier auch die Insel Rügen besetzt, die nach ihnen über die Wendenzeit hinweg bis heute ihren Namen führt. Durchaus irrig ist die von manchen Forschern auch heute noch vorgebrachte Meinung, Rügen hätte seinen Namen nicht von den Rugiern, sondern erst von den wendischen Rujanen erhalten. Vielmehr liegt hier der in der älteren Völkergeschichte so oft wiederkehrende Fall vor, daß der Name eines Volkes derart an einem Lande haftet, daß er nach Verschwinden jenes Volkes auf das nachfolgende Volk übergeht, mag dieses auch einem durchaus anderen Volkstum angehören. So ging der Name der illyrischen Veneter im Munde der Germanen auf die ihnen nachfolgenden Wenden über, so der Name der keltischen Bojer auf die deutschen Böhmen, der Name der wandalischen Silingen auf die wendischen Slezane, der Name der germanischen Warnen und Wilzen

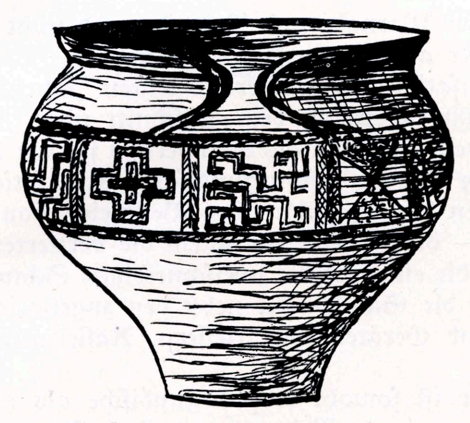


Abb. 247a. 1/5. Schönwarling, Kr. Danziger Höhe. Ton (nach Kostrzewski)



Abb. 247b. 1/3. Suckschin, Kr. Danziger Höhe (nach Kossinna)

Abb. 248. 1/2. Mäandermuster des Gurtbandes einer Prachturne aus Szymborze, Kr. Hohensalza, Posen (nach Kossinna)

auf die wendischen Warnabi und Veletabi, und nicht anders auch der Name der Rugier auf die wendischen Rujane.

Wie die Zivilisation der Rugier im letzten Jahrhundert v. d. Ztr. aussah, haben wir bereits in dem Abschnitt über „Die Burgunder" wenigstens insoweit erfahren, als die überaus starken Übereinstimmungen der rugischen mit der ostburgundischen Zivilisation an die Hand geben. Wir sahen das an zahlreichen Beispielen von Fibeln, Gürtelhaken, Waffen — hier waren vor allem die verzierten Lanzenspitzen, die Speerspitzen, die ein- und die zweischneidigen Schwerter nebst ihren Scheiden, endlich die Schildbuckel nebst den zugehörigen Schildfesseln zu nennen — und Geräten wie Messern, Rasiermessern und Spinnwirteln.

Demgegenüber ist sowohl der burgundische als auch der rugische Sonderbesitz von geringer Bedeutung. Eine Ausnahme macht hier nur eine rugische Tongefäßart. Es sind große, reichverzierte Prachtgefäße in Form weit offener, rundbauchiger Terrinen mit schmalem Fuß, abgesetztem, kurzem, einwärts sinkendem Hals und breitem, ausladendem Rande, an dem ein facettierter, an seinen Rändern einwärts ausgeschweifter Henkel (X-förmig) ansetzt (Abb. 247 a und b). Das an der Bauchmitte angebrachte breite Ornamentband zeigt quadratische Felder, die mit Rauten, Schraffierung, Tannenzweig, Schachbrett, gleicharmigen Kreuzen, Hakenkreuzen und Stufenmuster gefüllt sind. Von diesen Gefäßen, die man wegen der regelmäßigen Verwendung von Heilszeichen als Kultgefäße zu deuten geneigt sein könnte, sind im ostrugischen Kreise Danziger Höhe allein zehn zum Vorschein gekommen; dann noch eines zu Geritz, Kr. Köslin. Daß ein Stück außerdem zu Persanzig im Kreise Neustettin, also schon innerhalb des östlichen Grenzgebietes der Westburgunden, gefunden wurde, ist ein weiteres Anzeichen dafür, daß die Mittel- und Westgruppe der Rugier bald nach Beginn der Zeitrechnung sich vor den Gutonen ins Westburgundengebiet zu flüchten beginnt. Denn diese Prachtgefäße gehören ganz ans Ende des 1. Jahrhunderts v. d. Ztr. Sie leben aber noch in der frühen Kaiserzeit, also während des 1. und 2. Jahrhunderts, in dem nunmehr gutonisch-gepidisch durchsetzten Gebiet an der Weichselmündung weiter und werden auch auf das den Ostburgunden von den Gepiden abgenommene Netzegebiet übertragen (Abb. 248).

Ja im 3. Jahrhundert setzt sich Form und Verzierung der rugisch-gepidischen Prachtgefäße in einer besonders hohen, einhenkligen Pokalform (Abb. 249) West- und Ostpreußens fort. Durch ihre ganze Gestalt und die glänzend schwarze Farbe, den hochliegenden Bauchteil, den hohen stark verengten Fußteil, die Einhenkligkeit und vor allem durch die Art der Verzierung, ihre Verteilung auf ein Gurtband von Rechtecken, deren Fülle ständigen Wechsel der Muster aufweist, sind diese Pokale gleichfalls offenkundige Nachkommen der rugischen Prachtgefäße der Latènezeit und damit nächste Verwandte

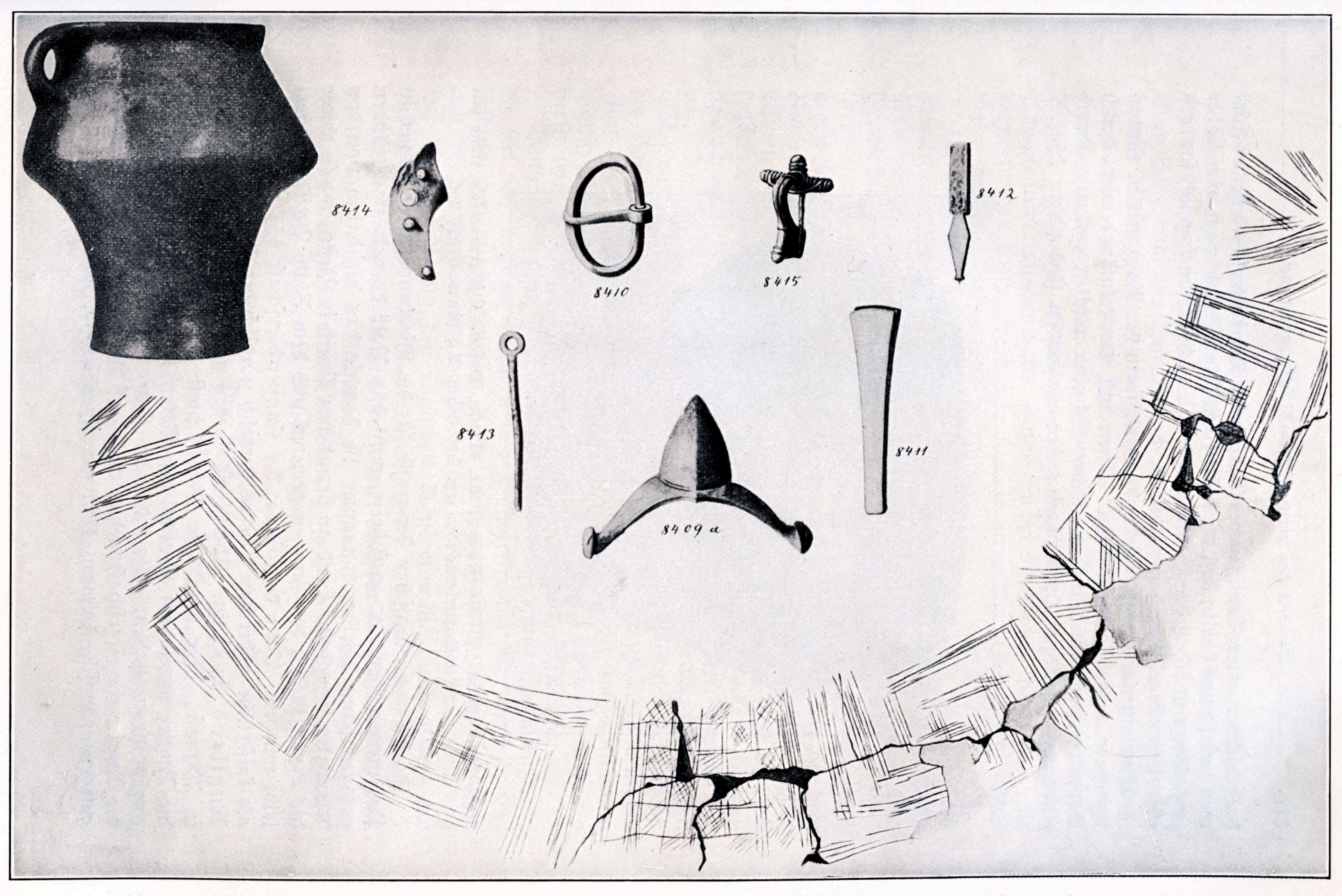


Abb. 249. Mischischewitz, Kr. Karthaus, Westpreußen. Skelettgrab in Hügel VII. 2. Hälfte des 3. Jahrh. (nach Kossinna). Unten Muster des abgerollten Gurtbandes des Pokals

der gleichverzierten Terrinen der Kaiserzeit. Der Unterschied beider Formen besteht nur darin, daß der schlanke Fuß der Pokale noch weit höher emporsteigt und daß der Bauch der Pokale nicht streng kugelig, sondern eher doppelkegelförmig gestaltet ist.

Eine eigenartig geschmackvolle Gefäßform der Kaiserzeit in Hinterpommern und Nordposen sind Urnen mit Doppelmäanderzier, deren Doppelhenkel vom Rande nach der Schulter reichen und hier durch einen umlaufenden Wulst miteinander verbunden sind (Abb. 250).



Abb. 250. Etwa 1/3. Brostowo, Kr. Wirsitz, Posen. Ostgermanische Urne mit Doppelmäander um 200 (nach Kossinna)

Da die archäologischen Zeugnisse für die Siedlungen der Rugier in Pommern gegen 400 aufhören, muß das Volk damals nach Süden gezogen sein. Vielleicht nahmen sie damals das bis dahin von den Wandalen bewohnte Land an der oberen Theiß in Besitz, wo sie unter die Botmäßigkeit der Hunnen gerieten und dem Reich Attilas einverleibt wurden. Nach dem Sturz der Hunnenherrschaft 453 nahmen sie als kaiserliche Föderaten Niederösterreich nördlich der Donau, das sog. Rugiland, in Besitz. Mit den Ostgoten gerieten sie hier wiederholt in Kämpfe. Ihr damaliger König hieß Flaccitheus. Hier werden die Rugier unter dem Einfluß der Goten das arianische Christentum angenommen haben. Als dann die Ostgoten 471 abzogen, dehnten die Rugier ihr Herrschaftsgebiet auch auf die am Südufer der Donau gelegene römische Provinz Noricum ripence aus. Die damaligen Zu-

stände dieser Gegend enthüllt uns aufs deutlichste die von Eugippius verfaßte Lebensbeschreibung des heiligen Einsiedlers Severinus. Den Skiren Odowakar, Sohn des Fürsten Edika, geboren 433, der 469 mit einer Schar rugischer Krieger nach Italien zog, begleitete Severinus in seinem Kloster Favianis, bei Pöchlarn, mit seinen Segenswünschen. Odowakar wurde in die Leibwache des Kaisers Anthemius aufgenommen und 476 von den germanischen Söldnertruppen zu ihrem König ausgerufen. Nachdem er seine kaiserlichen Gegner in siegreichen Kämpfen überwunden hatte, mußte ihn der oströmische Kaiser Zeno als Verweser des Westreichs anerkennen, in einer Machtstellung, die Odowakar dreizehn Jahre lang behauptete.

Um diese Zeit, seit etwa 475, war König der Rugier der Sohn des Flaccitheus, Feletheus oder Fewa genannt. Als dieser sich von Kaiser Zeno anstiften ließ, einen Einfall in Italien vorzubereiten, kam ihm Odowakar zuvor, zog mit einem Heere nach Rugiland, besiegte Feletheus und ließ ihn hinrichten (487). Ein zweiter Feldzug Odowakars gegen Friederich, den Sohn des Feletheus, im Jahre 488 brachte dem Rugierreiche seinen Untergang. Die Reste des Volkes gingen zu den Ostgoten in Mösien über und schlossen sich diesen, wenn auch eine besondere Gruppe bildend, auf ihrem Zuge nach Italien an. Dort nahmen sie auch an den Kämpfen der Ostgoten gegen Byzanz tatkräftigsten Anteil. Im Jahre 541, als lange Jahre die größte Verwirrung bei den Goten eingerissen war, versuchten sie sogar einen der Ihrigen, Erarik, an die Spitze des germanischen Widerstandes gegen Byzanz zu bringen. Aber schon nach fünf Monaten wurde Erarik getötet und Totila zum König gewählt. Nach dem endgültigen Erliegen des ostgotischen Volkes verschwindet auch der Name der Rugier aus der Geschichte.

Bemerkt sei zum Schluß noch, daß die enge Bundesgenossenschaft, die seit 488 zwischen Rugiern und Ostgoten unter Theoderik d. Gr. bestand, diesem ein gewisses Recht oder wenigstens einen Vorwand gab, bei der Ermordung des Odowakar in Ravenna unter Anspielung auf die Ausrottung der rugischen Königsfamilie durch Odowakar diesem zuzurufen: Ich tue dir, was du den Meinigen getan hast.

Weder für die Wanderzeit der Rugier noch für die dreieinhalb Jahrzehnte ihrer ruhigen Siedlung in Rugiland hat die archäologische Forschung Denkmäler ermitteln können, die mit Sicherheit als Hinterlassenschaft der Rugier zu deuten wären.

Die Lemonier

Wie wir schon hörten, nennt Tacitus als Westnachbarn der Rugier die L e m o n i e r. Dieser ostgermanische Stamm muß also im 1. und 2. Jahrhundert zu beiden Seiten der Odermündung und auf Rügen gesessen haben. Hier wurden sie am Ende des 2. Jahrhunderts von den Rugiern bei deren fortschreitender Westausdehnung bedrängt. Ge-

schichtlich erfahren wir sonst nichts von den Lemoniern. Der Grund hiervon ist wohl der Umstand, daß die Lemonier ihre Wohnsitze alsbald verließen, um wie die seeländischen Heruler den ostpreußischen Goten bei deren teilweiser Umsiedlung nach Südrußland sich anzuschließen und mit diesen in ewigem Bündnis derart völlig zu verschmelzen, daß sie als selbständiges Volk für die antike Welt verschwanden.

Archäologisch kann man diesem Stamm vielleicht ein Gebiet zu beiden Seiten der unteren Oder zuweisen, das durch häufiges Erscheinen frühzeitiger Körpergräber auffällt. Dort erscheinen solche während des 1. Jahrhunderts in den Kreisen Pyritz, Kammin, Wollin, Demmin, Greifswald; vielleicht gehört auch noch ein Grab des Kreises Prenzlau zu dieser Gruppe. Während des 2. Jahrhunderts zeigen sich solche Körpergräber in den Kreisen Regenwalde, Greifenhagen, Rügen (hier mehrfach), Arnswalde in der Neumark, Lebus; um 200 in den Kreisen Kammin und Rügen. Solche Häufung frühzeitiger Körpergräber kennen wir bei den Ostgermanen außer bei Gutonen-Gepiden nur bei den wandalischen Silingen, wo sich dieser neue Grabbrauch aber nur in beschränktem Maße zeigt und aus dem Einfluß der während des 1. Jahrhunderts v. d. Ztr. in Mittel- und Oberschlesien den Wandalen benachbarten Kelten leicht erklären läßt, während eine ähnliche Erklärung für das untere Odergebiet vergebens gesucht wird.

Etwas weiter kommen wir hier unter Zuhilfenahme der Namenerklärung in Verbindung mit den Nachrichten der Heldensage. Der Name der Lemonier ist ebenso wie der Name der arktischen Wandermaus „Leming", schwedisch lemel, der ein eigentümliches Grunzen und Quieken eigen ist, aus schwedisch lema „bellen" zu erklären. Die Lemonier heißen also mit einem Spottnamen „Beller". Nun wird im angelsächsischen Widsithgedicht als Nachbarn der Holmrugier, deren König Hagen heißt, der Stamm der Glommen genannt, altnordisch Glammar, deren König angelsächsisch Heodin, altnordisch Hedin oder mit seinem Vollnamen Wolfhedin, im Gudrunliede Hetel heißt.

Glammar aber bedeutet nach dänisch glamme „bellen" gleichfalls „Beller", nach altnordisch glammi geradezu „Wolf". Hier liegen also einerseits von Ostdeutschland, andererseits vom Norden her gleichbedeutende Spott- oder vielleicht eher noch Decknamen für den totemistisch gewählten Namen des lemonischen Königsgeschlechts und des von ihm geführten Volkes der Wölfinge vor (Wolfhedin!). Man erinnere sich, daß die gotische Heldensage von dem berühmten, dem ostgotischen Königsgeschlecht der Amelunge gleichgestellten und ihm aufs engste verbundenen Hochadelsgeschlecht der Wölfinge meldet. Ihm gehörte die Heldengestalt des alten Hildebrand an, das Waffenmeisters Theoderiks d. Gr., weiter Albhart und Wolfhart.

Vor dem Abzuge der Lemonier nach Südrußland entbrannte zwischen ihnen unter König Hedin und den Holmrugiern unter König Hagen, dessen Mannen nach ihm Hageninge, Hegeninge, im Gudrunliede ent-

stellt Hegelinge heißen, ein furchtbarer Kampf. Er hat in der Hildesage seine mythische Ausgestaltung gefunden. Danach hat der Glammer-(Lemonier-)König Hedin, der Wölfing, unter Beihilfe des herulischen Hälsingenkönigs Wate von Seeland des Holmrugierkönigs Hagen Tochter, Hilde, entführt. In der darauffolgenden Seeschlacht, die bei Rügen stattfindet, fallen beide feindlichen Könige, Hedin wie Hagen. Der Name der Insel Hiddensö (Hedinsö) muß also aus dieser frühen Zeit stammen und hat wie eine nicht ganz geringe Zahl altgermanischer Ortsnamen an der deutschen Ostseeküste die Wendenzeit überdauert; solche Namen sind außer Rügen Jasmund, Stralsund, Oxhöft, Heisterneſt, Hela, Danzig, Elbing.

Um 200 oder bald danach haben die Lemonier, vielleicht infolge der Bedrängung durch die Rugier, der Gotenwanderung nach Südrußland sich angeschlossen, und dasselbe tat auch ein Teil der seeländischen Heruler und ostjütländischen Eudusianer, diese jedoch unter Wahrung ihrer völkischen Selbständigkeit, die erst verlorenging, als um die Mitte des 4. Jahrhunderts der Ostgotenkönig Ermanarik den Herulerkönig Alarik besiegte und das Volk seinem Riesenreiche einverleibte.

Die Gepiden

Als letztes ostgermanisches Volk, das in der Zeit der Völkerwanderung eine Rolle, und zwar eine große Rolle gespielt hat, seien die Gepiden geschildert. Sie sind als eine Abteilung der gesamten Gutonen unter König Berik mit diesen um Beginn der Zeitrechnung aus Skandinavien, und zwar vom festländischen Götalande her und nur ganz spärlich auch aus Gotland nach „Gothiskandza" übergesiedelt. Dieser Landschaftsname macht sowohl sachlich wie sprachlich erhebliche Schwierigkeiten, denn man kann ihn weder mit einiger Sicherheit auf eine bestimmte Gegend festlegen, noch ihn sprachlich einwandfrei deuten. Auch die neueste Erklärung, Gothiskandza sei Gothisk-Skandza und bedeute Gotland, kann nicht voll befriedigen.

Auf alle Fälle kamen die Gutonen an die Küste der Danziger Bucht, die damals Codanusbusen genannt wurde, ein Name, der in dem Namen der Stadt Danzig, ursprünglich Codansk, woraus Gdansk entstand, bis heute fortlebt.

Die Gutonen stießen hier auf die Holmrugier, die auf den Weichseldeltainseln ansässig waren, jenen selben Inseln, die später Gepideninseln hießen. Die Holmrugier fügten sich nur teilweise der gutonischen Oberherrschaft, teilweise wanderten sie westwärts ab, wie wir das in dem Abschnitt über die Rugier gehört haben.

Die spätere gotische Sage verlegt die erst im 2. und 3. Jahrhundert erfolgte Dreiteilung der Gutonen in Ostrogoten, Wisigoten und Gepiden bereits in die Zeit ihrer Übersiedlung von Schweden nach dem Weichselmündungsgebiet. In drei Schiffen wären die Goten über

das Meer gekommen und das letzte der Schiffe habe den Stamm der „trägen" Gepiden herübergebracht. Vielleicht ist dieser letzte Zug dadurch in die Sage hineingekommen, daß man den Ehrennamen der Gepiden, altgermanisch Gebidos, d. h. die „Geehrten" (vgl. unser Eigenschaftswort gäbe, „angenehm") in stammesnachbarlichem Spott in den Necknamen Gipidos verdreht hatte, was die „Trägen" bedeutete, eigentlich die faulen „Gähner", von gipan „gähnen", „giepern". Eine Mischung beider Namenformen ist die Form Gepiden. Wahrscheinlich ist aber der Spottname dadurch entstanden, daß die Westabteilung der Gutonen im westlichen Weichselmündungsgebiet und im Weichseldelta gewissermaßen „träge" dauernd sitzen blieb, während diejenige Gutonenabteilung, die später allein den Gotennamen bewahrte, ostwärts über die Nogat und zu Beginn des 2. Jahrhunderts noch weiter ostwärts über den Haffzufluß Passarge nach dem ostpreußischen Natangen und Samland sich verbreitete, um von hier schließlich zum Teil nach Südrußland abzuwandern.

Eine archäologische Bestätigung für die literarisch überlieferte Nachricht von der Einwanderung der Gutonen aus Schweden bietet die von ihnen mitgebrachte neue Begräbnissitte. Während nämlich bei allen Germanen in der frühen Eisenzeit, d. h. in den Jahrhunderten vor Beginn der Zeitrechnung, bei der Bestattung ausnahmslos Leichenverbrennung herrscht, tritt im ganzen schwedischen Bereiche um Beginn der Zeitrechnung herum plötzlich Körperbestattung auf und gewinnt sogar das Übergewicht über den altgermanischen Leichenbrand. Man will hierin eine Übernahme der gleichen in Böhmen von den dort ansässigen keltischen Bojern geübten Begräbnissitte sehen. Diese wurde zuerst von den einige Jahrzehnte v. d. Ztr. in Böhmen eingewanderten swebischen Germanen vereinzelt aufgenommen, dann auch von den nördlicher sitzenden Elbgermanen, jedoch noch seltener, nachgeahmt, ebenso auch von den im westlichen Schlesien wohnhaften Silingen. Das alles waren aber nur Ausnahmen. Bei den Skandinaviern dagegen gewinnt der neue Grabritus stärkste und jahrhundertelang andauernde Geltung, ohne freilich den alten Leichenbrand ganz zu verdrängen. Wenn wir nun sehen, daß derselbe gemischte Grabritus mit starkem Überwiegen der Körperbestattung auf dem germanischen Festlande südlich der Ostsee allein an der Weichselmündung ebenso stark auftritt wie in Schweden und bald auch weiter westlich und südlich in den gutonisch beherrschten und gutonisch beeinflußten Gebieten sich ebenfalls stärkstens ausbreitet, so haben wir hier eine klare, nicht wegzuleugnende archäologische Bestätigung für die literarisch überlieferte Einwanderung der Gutonen von Übersee her.

Die Gutonen besetzten im Laufe des 1. Jahrhunderts das Gebiet ostwärts des östlichen Mündungsarms der Weichsel, der Nogat, d. h. die Kreise Marienburg, Stuhm, Elbing, Pr. Holland, Mohrungen und Braunsberg, also das Küstenland bis in die Nähe der Passarge.

Hier erscheinen überall gutonische Körpergräber, seltener Urnengräber. Seit 100 überschreiten die Gutonen die Passarge und bemächtigen sich der ostpreußischen Landschaften Natangen und Samland, wo nun gleichfalls der aus Körper- und Brandgräbern gemischte Grabritus mit gutonischer Zivilisation sehr stark Platz greift. Der Pregel hatte schon im 1. Jahrhundert den germanischen Namen Guthalus erhalten. Wenige Jahrzehnte nach der gutonischen Eroberung Natangens und Samlands, etwa um 150, beginnt bereits die Zivilisation östlich der Passarge von der Mutterzivilisation westlich der Passarge in vielen Punkten sich zu scheiden. Es löst sich damit die Ostgruppe der Gutonen, an der von nun an der Gotenname allein haften blieb, und die jetzt im Grabritus die bedeutsame Neuerung reicher Waffenbeigabe, ganz wie die Goten auf Gotland, einführt, von der zu beiden Seiten der Weichsel

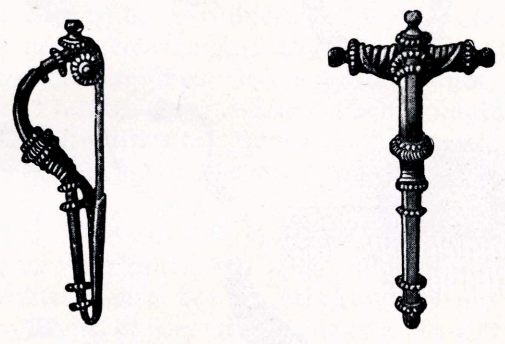


Abb. 251. 1/1. Neuguth, Kr. Kulm. Silber. Museum Danzig

wohnhaft gebliebenen westgutonischen Gruppe, die von nun an den Namen Gepiden erhält.

Im 1. Jahrhundert siedelten die Gepiden landeinwärts nur im nördlichen Westpreußen; im Beginn des 2. Jahrhunderts dehnen sie ihren Bereich schon bis über den Kreis Flatow im südlichen Westpreußen aus und nehmen gleichzeitig unter Umgehung der Ostburgunden am Weichselknie in Nordposen das Netzegebiet ein: die Kreise Bromberg, Scharnikau, Wirsitz, Kolmar. Im Laufe des 2. Jahrhunderts rücken sie unter völliger Verdrängung der Ostburgunden aus dem Lande Posen noch weiter südwärts und stoßen schließlich an den Nordsaum des Wandalengebiets über ein Gebiet vor, das durch die Warthekreise Birnbaum, Samter, Obornik und weiter südostwärts bis zum Kreise Wreschen bestimmt wird. Im 3. Jahrhundert bezeichnet dann eine Linie von Neutomischl über Posen nach Wreschen die größte Südausbreitung der Gepiden im Weichsel- und Warthelande. — Daß die Gepiden zwischen 150 und 200 die kleine westmasurische Nordgruppe der Wandalen überwältigten, darüber ist schon im Abschnitt „Wandalen" des näheren gesprochen worden (S. 188).

Diese gewaltige Ausbreitung des Gepidenstammes hatte naturgemäß zur Folge, daß die rückwärtigen Gebiete im Norden, besonders in Westpreußen, nach und nach eine dünnere Besiedlung aufwiesen. Doch der stärkste Grund der Entvölkerung der gepidischen Heimat, namentlich seit 250, war die um 248 unter dem ehrgeizigen und kriegerischen König Fastida einsetzende Auswanderung etwa des dritten Teiles des Stammes in die von den wandalischen Taifalen in Galizien und von den wandalischen Lakringen in Norddazien verlassenen Sitze. Ein wichtiges archäologisches Anzeichen für die Umsiedlung ist das

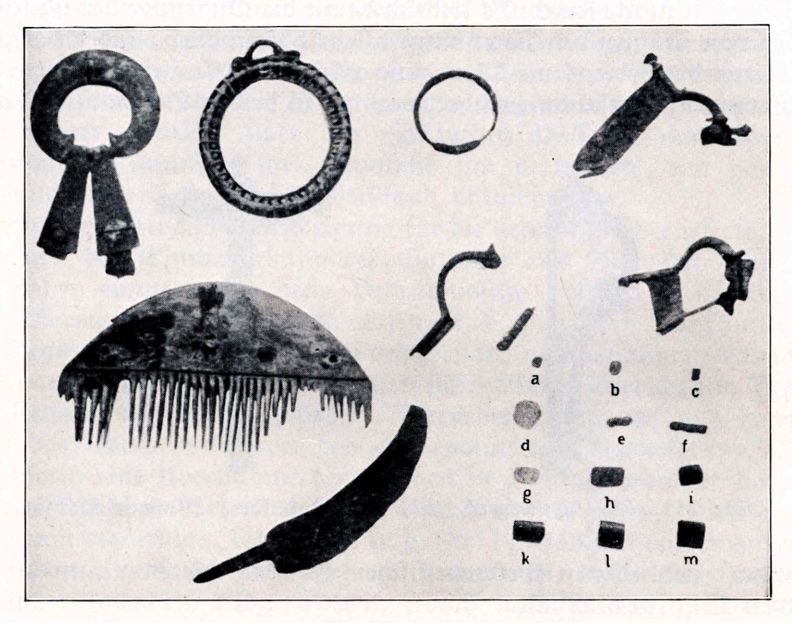


Abb. 252. Psary, Kr. Rohatyn, Ostgalizien. Skelettgräber, 2. Hälfte des 3. Jahrh. (nach Zbior wiadom. II)

vereinzelte Vorkommen früher Formen der Fibeln mit „Ringgarnitur" (Abb. 251), die in Westpreußen beheimatet sind, in Norddakien, so in dem wandalischen zweiten Schatzfunde von Osztrópataka. Wie weit in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts die Übereinstimmung der Zivilisation Westpreußens mit der des neugewonnenen Koloniallandes der Gepiden in Galizien ging, mag das Beispiel der Funde aus einem Skelettgräberfelde in Ostgalizien, Psary, Kr. Rohatyn, veranschaulichen (Abb. 252). Sowohl die Fibeln mit langem Nadelhalter, wie besonders die zweigliederigen Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter, abgesetztem Fuß und mit Fußknopf (rechts oben in der Ecke) sind hier kennzeichnend, letztere Form eine westpreußisch-gepidische Schöpfung.

Im ersten über das erreichbare Ziel hinausstürmenden Angriffe fielen die Gepiden auch in Siebenbürgen ein, wurden dort aber von Kaiser

Decius im Jahre 250 wieder hinausgeworfen. Sie durften nur den Nordrand Siebenbürgens behalten. Als archäologisches Zeugnis für ihre Niederlassung in diesem Gebiet ist das zahlreiche Vorkommen jener Art zweigliedriger Fibeln mit umgeschlagenem Fuß zu betrachten, wie wir sie schon oben (S. 79 u. 80 f.) als westpreußisch-gepidisch kennengelernt haben (Abb. 74, 76).

Nachdem die Goten sich im Jahre 260 Siebenbürgens bemächtigt und damit die Gepiden von der Verbindung mit dem römischen Gebiet abgeschnitten hatten, entbrannte zwischen den Goten, die damals von König Ostrogotha beherrscht wurden, dem ältesten Helden, dessen Gedächtnis die gotische Sage bewahrte, und den Gepiden unter König Fastida am Orte Galtis, heute Galt am Alt, eine den ganzen Tag währende blutige Schlacht, die zugunsten der Goten ausfiel und die Gepiden zum Rückzug veranlaßte. Im Jahre 268 nahmen die Gepiden an dem großen Angriff der verbündeten Ostgermanen, Goten, Heruler und Basternen gegen die römische Provinz Mösien teil, der mit der Vernichtung des germanischen Heeres durch Kaiser Claudius II. in der Schlacht bei Naissus (269) endete. Ebenso unglücklich verlief ein im Jahre 296 auf Anstiften der Römer im Bunde mit dem Hasdingen unternommener Versuch der Gepiden, den Westgoten Siebenbürgen zu entreißen.

Über die Heimat der Gepiden in Westpreußen ist zu sagen, daß der Abwanderungsvorgang gegen 350 zum Abschluß kam und daß dieses Land in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts nur noch so geringfügige Funde aufweist, daß es als so gut wie öde und verlassen anzusehen ist.

Dagegen vermochten die in Ungarn angesiedelten Gepiden, nachdem der christlich gewordene Teil der Westgoten im Jahre 376 südwärts über die Donau gegangen war, sich unbehelligt über den größten Teil des Trajanischen Dakiens auszubreiten, unbemerkt von der römischen Welt, deren Augen gespannt auf die Hunnen wie auf die Goten gerichtet waren.

Es wurde schon in einem früheren Abschnitt davon gesprochen (S. 93), daß eine Gepidenabteilung sich dem großen Wanderzug des hasdingischen Wandalen und der oberungarischen Sweben-Quaden im Jahre 405 nach Gallien anschloß und sich von den Römern als bundesgenössische Grenzwächter im Elsaß ansiedeln ließ. Auch wurde dort schon die Vermutung ausgesprochen (S. 104), daß die beiden großen Goldschätze von Szilagy-Somlyo im nördlichen Siebenbürgen möglicherweise vor dem Auszuge der genannten Gepidengruppe von ihrem Führer, einem gepidischen Kleinkönige, der Erde übergeben worden sind.

Unter das hunnische Joch kamen die Gepiden erst 418. Damals erlitten sie durch die Ostgoten unter dem König Thorismud, der sie im Auftrage und in Gemeinschaft mit den Hunnen als hunnischer Vasall zu bekämpfen hatte, eine solche Niederlage, daß sie dem hunnischen

Reiche einverleibt wurden. Unter der Herrschaft Attilas (445—453) erscheinen die Gepiden als ein zahlreiches und mächtiges Volk, das in den Kriegen Attilas gegen Byzanz 447—449 an erster Stelle stand. Den größten Ruhm ernteten sie jedoch bei den Kämpfen Attilas in Gallien 451, wo ihr Kontingent unter König Hardarik sich siegreich gegenüber den Franken behauptete. Hardarik nahm unter allen germanischen Königen, über die Attila gebot, den ersten Platz ein. Sein Werk war im wesentlichen auch die Befreiung vom Hunnenjoch, sobald Attila 453 gestorben war, indem er einen Bund der germanischen Völker schuf, der Ostgoten, Heruler, Sweben, Rugier, Skiren nebst den Sarmaten und Alanen und im folgenden Jahre die Söhne Attilas am Flusse Netao in Unterpannonien entscheidend schlug.

Es war natürlich, daß die Gepiden nach diesen Erfolgen den Hauptanteil an der Siegesbeute beanspruchten und auch erhielten, nämlich: das alte Trajanische Dakien, d. h. Dakien nördlich der Donau mit dem Kernlande Siebenbürgen. Seine Grenzflüsse waren nach Jordanes im Westen die Theiß, im Südwesten die Donau, im Südosten der Alt (Flutausis); weiter nördlich bildeten die Ostkarpaten die Ostgrenze. Das Gepidenland umfaßte demnach die heutigen Provinzen Siebenbürgen, Oltenien (westlich des Alt und nördlich der Donau), den Banat, sowie die Gebiete der Körös, deutsch: Kreis, Kries (Crişana) und von Maramures.

Unter Hardariks Herrschaft nahmen die Gepiden das arianische Christentum an.

Hardarik schloß mit dem byzantinischen Kaiser Marcianus einen Bündnisvertrag, wonach der Kaiser die unumschränkte Herrschaft der Gepiden über das alte Dazien anerkannte und den Gepiden Jahrgelder bewilligte, während die Gepiden ihrerseits dafür nur Frieden und Freundschaft zusagten. Die guten Beziehungen zwischen den beiden Mächten währten achtzig Jahre lang, bis 536. Dagegen war das Verhältnis zwischen Gepiden und den in Pannonien ansässigen Goten andauernd feindselig. Im Bunde mit den kleineren germanischen Donauvölkern, Sweben, Rugiern, Skiren sowie mit den Sarmaten in dem zwischen Donau und Theiß gelegenen Tieflande begannen sie einen Krieg gegen die Goten, der aber 469 völlig zuungunsten der Gepiden ausschlug. Doch war es eine für sie günstige Folge des Krieges, daß das Sarmatenland 472 in friedlichem Übereinkommen dem Gepidenreich einverleibt wurde, vgl. die Karte Abb. 268.

Besiedelt wurde das Sarmatenland von den Gepiden nach Ausweis der Bodenfunde nur spärlich. Doch bezeugt das etwa 475 anzusetzende Doppelgrab von P u ß t a B a k o d bei Kalocsa, Komitat Pest, mit seinen prächtigen Beigaben fürstlichen Frauenschmucks, daß ein gepidischer Großer dort seinen Wohnsitz gehabt haben muß. Zu dem Funde gehören außer zwei Tonbechern eine große glatte Silberblechfibel mit drei knospenförmigen Knöpfen und aufgenieteten granatgeschmückten Palmettenblechen; ein Paar kleine schon gegossene

Bronzefibeln mit rautenförmiger Fußplatte; eine Goldschnalle mit 6 Granaten in Zellenfassung; eine goldene Halskette aus 14 Granatkugeln, 13 dazwischen eingefügten abwechselnd halbmondförmigen und herzförmigen Goldfassungen mit Granatplättchen und drei elliptischen Endgliedern mit glatten Granaten; eine zweite goldene Halskette aus vierfach geflochtenem feinen Draht und gefaßten dreieckigen Granatanhängseln mit spitzen Stäbchenendungen; ein Paar Goldohrringe mit polyedrischem, einst granatgeschmücktem Knauf; drei goldene Fingerringe mit granatbesetzten Kopfplatten; endlich ein Paar Goldarmbänder mit Tierkopfenden, die durch eine Schraube verbunden sind, und mit rückwärtiger Scharniervorrichtung, reich mit Granaten besetzt: vgl. Abb. 259.

Noch wichtiger als der Gewinn der Herrschaft über das Sarmatenland war eine andere, zu gleicher Zeit vollzogene Gebietserweiterung des Gepidenreiches. Als die Goten 471 Pannonien verlassen hatten, um günstigere Siedlungen auf der Balkanhalbinsel zu gewinnen, überschritten die Gepiden 473 die Donau, besetzten das Mündungsgebiet der Sawe um Sirmium herum und machten diesen alten Vorort Illyrikums zu ihrer Hauptstadt. Sie beherrschten dadurch die große von den Balkanländern nach Italien führende Heerstraße. Theoderik d. Gr. mußte, als er 489 von Novae an der Donau in Niedermasien aus nach Italien gegen Odowakar zog, erst diese Festung erstürmen. Bei diesen Kämpfen büßte der Gepidenkönig Thrafstila, Sohn und Nachfolger König Hardariks, sein Leben ein. Mit dessen Sohne und Nachfolger Thrasarik hielt Theoderik zunächst gute Beziehungen aufrecht und das Gebiet von Sirmium blieb nun bis 504 in ruhigem Besitz der Gepiden. Während Thrasarik weiter dort seine Residenz nahm, erstand ihm aber im alten Dazienland sogleich ein gepidischer Gegenkönig, Gunderith. Dies Doppelkönigtum hörte indes auf, als Theoderik 504 Sirmium von den Gepiden zurückforderte und seinem italischen Reiche einverleibte, so daß nun die Donau die Grenze zwischen Gepiden und Goten bildete. Die sirmischen Gepiden leisteten von nun an bei den Goten Kriegsdienste. Aus Vorsicht siedelte sie indes Theoderik 523 als Grenzwächter im südöstlichen Gallien an. Sie blieben dort den Goten stets treu und gingen 555 mit diesen unter.

Eine Art Entschädigung für den Verlust von Sirmium hätte der Umstand werden können, daß die Gepiden bald danach den Stamm der Heruler in ihr Gebiet aufnahmen. Die ursprünglich nordgermanischen Heruler, einst in Südrußland den Ostgoten angegliedert und wie diese den Hunnen untertan geworden, hatten nach dem Zusammenbruch der Hunnenherrschaft am Südfuß der Nordwestkarpaten zwischen March und Eipel ein größeres Reich gegründet, zu dem auch die Reste der Quaden-Sweben, ferner Markomannen und Langobarden gehörten. Theoderik d. Gr. schloß, wie wir schon gehört haben, (S. 155) 501 mit dem Herulerkönig Rodulf ein Bündnis. Als jedoch

dessen Reich 505 von den Langobarden vernichtet wurde, wandte sich das Herulervolk an die Gepiden um Aufnahme in deren Reich, die ihnen auch gewährt wurde. Die Heruler wurden dort von den Gepiden indes so hart bedrückt, daß ein Teil ihres Volkes 512 nordwärts die Rückkehr in die skandinavische Urheimat zu den Dänen in Schonen vollzog, ein



Abb. 253. (nach Diculescu)

anderer Teil südwärts die Donau überschritt und als „Bundesgenossen" (Föderaten) in Illyrikum dem byzantinischen Kaiser diente. Ihre Söldnerscharen haben unter anderem bei der Vernichtung der letzten Reste der Wandalen in Afrika und der Gefangennahme des letzten Wandalenkönigs Geilamir eine Rolle gespielt; in den Kämpfen Justinians gegen die Gepiden haben sie dann teils gegen diese für Byzanz und noch mehr für sie gegen Byzanz gekämpft.

Zu der archäologischen Hinterlassenschaft aus dieser Zeit gehört der etwa um 480 anzusetzende berühmte Grabfund von Apahida bei Klausenburg, der außer zwei griechischen Silberkannen und vielen bedeutenden Schmuckstücken, wie breiten Goldblechbändern, vielleicht vom Pferdegeschirr, einer römischen Kreuzfibel mit Zwiebelknöpfen und

Scharniernadel, mit Schraubenbefestigung ganz wie die Fibel des Childerikgrabes (S. 110, Abb. 104), zwei stabförmigen Goldarmreifen mit anschwellenden Enden, sechs äußerst kunstvollen granatgeschmückten Goldgehängen mit je fünf aus vierfachem Draht geflochtenen Ketten, zwei Goldschnallen, deren Platte Bohnenform hat, mit Granatzellen in Wellen- und Treppenform, wie im Childerichgrabe, zwei goldene Fingerringe enthält, deren einer in römischen Majuskeln die Aufschrift des sicher germanischen Namens Omharus trägt.

Daß die Schlußstufen der gotischen Silberblechfibel des 5. Jahrhunderts hauptsächlich Neuschöpfungen gepidischer Silberschmiede gewesen sind, ist schon S. 93 ausführlich dargelegt worden. Besonders gilt dies von der um 500 geschaffenen Fibel mit scharf umrissenem Rautenfuß, an dem die vier oder sechs Eckrundel, wie übrigens auch die Knöpfe der halbrunden Kopfplatte oder die als Ersatz der Knöpfe dienenden krummschnäbeligen Vogelköpfe stets mit Granaten geschmückt werden und der bis dahin wenig charaktervolle Tierkopf der Fußspitze zu einem wohlausgebildeten sich wandelt. Da die weitaus schönsten Stücke dieser Schmuckart sich im gepidischen Ungarn und Siebenbürgen finden, habe ich ihr seit langem den Namen „Gepidenfibel" gegeben (Abb. 93—95).

Von den Gepiden hören wir erst im Jahre 530 wieder, als sie ermutigt durch die Schwäche der Regierung der gotischen Königin Amalasuntha die Wiedergewinnung Sirmiums versuchten. Sie erlitten hierbei jedoch durch den gotischen Feldherrn Witigis, den nachmaligen Gotenkönig, eine arge Schlappe. Witigis behauptete nicht nur Sirmium, sondern besetzte sogar einige gepidische Orte auf dem nördlichen Donauufer, im Banat, als Vorposten. In den Tagen größter Bedrängnis des Gotenreichs durch den byzantinischen Heerführer Belisar 536 nahmen die Gepiden wiederum Besitz von Sirmium. Kaiser Justinian konnte bei der gefährlichen Lage, in die er 539 durch einen Zwei- oder gar Dreifrontenkrieg geraten war — gegen die Goten, gegen die unter König Theudebert in Oberitalien eingefallenen Franken und gegen den Perserkönig Chosroes —, nicht daran denken, die Gepiden mit Waffengewalt aus dem Gebiet von Sirmium zurückzuwerfen, zumal nicht, nachdem die Gepiden südlich der Donau in das sog. Aurelianische Dazien vorgedrungen waren und dort ein kaiserliches Heer 539 zersprengt hatten. Justinian mußte sich zu einem Frieden mit den Gepiden verstehen, wonach das alte Bündnis beider Mächte erneuert, die seit 536 zurückgehaltenen Jahrgelder den Gepiden wieder gezahlt, außerdem der größte Teil des Aurelianischen Daziens ihnen abgetreten wurde. Diese neue Provinz blieb bis 552 im Besitz der Gepiden, ist aber nicht von ihnen besiedelt worden.

Als die Langobarden 505 das Herulerreich vernichtet hatten und sich nun in der Ebene nordwestlich der Theiß niederließen, wurden sie unmittelbare Nachbarn der Gepiden. Anfangs blieb das Verhältnis

beider Völker freundschaftlich, zumal als der Langobardenkönig Wakko eine Tochter des Gepidenkönigs (Elemunds?), namens Ostrigoto, zur Frau genommen hatte. Anders gestaltete sich die Lage jedoch, als einerseits Justinian, der ein festes Bündnis mit dem Langobardenkönig Audoin gegen die ihm gefährlichen Gepiden anstrebte, den Langobarden 546 den Besitz eines Teiles von Pannonien und Norikum einräumte sowie feste Jahrgelder bewilligte, andererseits die Gepiden nun die verlassenen Gebiete der Langobarden in Nordungarn, Slowakei und Mähren besetzten. Thronstreitigkeiten innerhalb des Langobarden- wie auch des Gepidenreichs führten 547 zum Kriegsausbruch zwischen Langobarden und Byzanz einer-, Gepiden andererseits. Die Kämpfe verliefen zuerst ohne Entscheidung und wurden 549 durch einen zweijährigen Waffenstillstand unterbrochen. 551 begannen die Langobarden den Krieg von neuem, während Byzanz nur zum Scheine ein Heer entsandte. Dennoch siegten die Langobarden in einer großen Schlacht in der Ebene zwischen Theiß und Donau, wobei des Gepidenkönigs Thorisin Sohn Thorismuth durch den langobardischen Königssohn Alboin getötet wurde. In dem hierauf abgeschlossenen Friedensvertrage mußten die Gepiden das Aurelianische Dazien wieder an Byzanz abtreten und sich verpflichten, ebenso wie die Langobarden es in höherem Maße schon länger taten, zu einer Stellung von Hilfsmannschaften für Byzanz. Den einzigen Vorteil aus dem Siege der Langobarden zog also das den Krieg nur scharf beobachtende Byzanz.

Seitdem hielten die Gepiden bis gegen das Ableben Justinians hin († 565) an dem mit Ostrom abgeschlossenen Friedensvertrage unverbrüchlich fest. Aber auch mit den Langobarden bestand während Lebzeiten der Könige Audoin und Thorisind ein freundschaftliches Verhältnis. Die Friedensliebe und Mäßigung König Thorisinds wurde, trotzdem sie alsbald auf eine harte Probe gestellt wurde, aufs schönste bewiesen, als der Königssohn Alboin bei Thorisind einen Besuch machte, um von ihm nach germanischer Sitte die Wehrhaftmachung zu erbitten. Obwohl es bei der Gelegenheit während des Ehrenmahles zu heftigen Spott- und Streitreden kam zwischen den Langobarden und den Gepiden, wobei unter diesen namentlich Kunimund, der jüngere Bruder des von Alboin getöteten Königssohnes Thorismud seinem Hasse gegen Alboin freien Lauf ließ, verhinderte Thorisind doch jegliche Tätlichkeit zwischen den beiden Parteien. Denn die Pflichten des Gastrechts und des Gastschutzes standen ihm noch höher als die Rachepflicht. Ja er übergab sogar die Waffen des gefallenen Thorismod dem Albion zu dessen Wehrhaftmachung.

Als Kunimund seinem Vater auf dem langobardischen Throne nachfolgte, vollführte er, etwa 564, zuerst einen siegreichen Feldzug gegen die räuberischen Slawenhorden, die sich nach Attilas Tode in Muntenien, dem östlich vom Altfluß gelegenen Teile der Walachei, eingenistet hatten.

Den Anlaß zu einem 565 neuausbrechenden Kriege mit den Langobarden gab die Entführung Rosimundas, der Tochter Kunimunds, durch Alboin. Anfangs siegreich, wurden die Langobarden jedoch, als Kunimund kraftvolle Hilfe seitens des oströmischen Kaisers Justin II. gewonnen hatte, 566 empfindlich geschlagen und Alboin selbst wurde dadurch gedemütigt, daß er Rosimunda ihrem Vater zurückgeben mußte.

Inzwischen war aber das türkische Reitervolk der Awaren an der Ostgrenze des Gepidenreiches aufgetaucht und hatte mit Kaiser Justinian 538 einen Bündnisvertrag geschlossen, wonach es die Länder an der unteren Donau, Bessarabien, Moldau, Dobrudscha in Besitz nahm, dazu noch Jahrgelder erhielt. Von hier aus unterwarfen die Awaren die Slawen im Gebiete nordöstlich des Gepidenreiches und machten unter Umgehung der Gepiden siegreiche Angriffe gegen den Frankenkönig Sigibert in Thüringen. Nun knüpfte Sigiberts Schwager Alboin Verhandlungen mit dem Awarenchagan an, um ihn als Bundesgenossen gegen die von ihm seit der Niederlage von 566 doppelt und dreifach gehaßten Gepiden zu gewinnen. Bajankhan ging auf das Anerbieten des Bündnisses ein, doch nur unter den drückendsten Bedingungen, deren schwerste die war, daß nach einer Niederzwingung der Gepiden deren ganzes Land in den Besitz der Awaren übergehen sollte.

Vergebens rief Kunimund die Hilfe des Kaisers Justin II. an. Als die Awaren von Norden her über die Karpaten ins Gepidenland einfielen, die Langobarden von Westen her in den Banat, teilte Kunimund sein Heer, um beide Gegner gleichzeitig zurückwerfen zu können. Diese Maßnahme führte den Untergang des Gepidenvolks herbei. Kunimund selbst zog mit dem einen Teil gegen Alboin und unterlag in einer äußerst blutigen Schlacht, wobei er selbst den Heldentod fand. Bekannt ist die Nachricht, daß Alboin dem gefallenen Gepidenkönig eigenhändig das Haupt vom Rumpf abtrennte und nach der Sitte der türkischen Völker, also auch der Awaren, aus dem Schädel einen Trinkbecher sich herstellen ließ. Der nach Norden gesandte gepidische Heeresteil zeigte sich den Awaren gleichfalls nicht gewachsen, sondern wurde in mehreren Schlachten großenteils aufgerieben, worauf sich die awarischen Reiterscharen nebst den ihnen untertänigen Slawen über das ganze Gepidenland ergossen. Die Reste des gepidischen Heeres führten noch drei Jahre lang einen Kleinkrieg gegen die Awaren, der aber zu keinen Erfolgen führte. Rosimunda mußte dem langobardischen Sieger als Ehefrau folgen. Sirmium wurde wieder dem byzantinischen Reiche einverleibt. 571 brachten Kunimunds Neffe Reptila und der Bischof Thrasarik auf der Flucht vor den Awaren den von ihnen geretteten gepidischen Königsschatz unversehrt nach Byzanz. Auf solche Weise kehrte das viele byzantinische Gold, das in Form der Jahrgelder oder anderswie in die Hände der germanischen Könige gekommen, soweit es von ihnen nicht ver-

braucht worden war, im Laufe des 6. Jahrhunderts wieder in die Schatzkammer der oströmischen Kaiser zurück. So geschah es 533 unter Geilamir mit dem Königshort der Wandalen, so 540 unter Witigis mit dem Königshort der Ostgoten, so jetzt mit dem Königsschatz der Gepiden und endlich 574 durch den Verrat der Rosimunda auch mit dem Königshort der Langobarden.

Im Gefolge der langobardischen Königin aus gepidischem Blute zog ein Teil der vornehmen Gepiden mit nach Italien. Dort werden noch in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts gepidische Dörfer von Paulus Diakonus erwähnt. Nur wenige Gepiden nahmen ihre Zuflucht in das byzantinische Reich. Die Hauptmasse des Gepidenvolkes blieb unter awarischer Herrschaft im alten Dazien zurück und spielte eine gewisse politische Rolle, indem sie einen nationalen Verband bildeten, wenn auch ohne gemeinsames Königtum, sondern nur unter Teilfürsten, und im Heere des awarischen Chagans, namentlich in seinen Kriegen gegen Byzanz, im 6. und 7. Jahrhundert eine Sonderstellung einnahmen. Wichtig bis auf den heutigen Tag war es, daß es den Gepiden in den sechziger oder siebziger Jahren des 7. Jahrhunderts unter Zustimmung der Awaren gelang, die vor hundert Jahren im Gefolge der Awaren massenhaft in Dazien eingedrungenen Slawen aus dem Lande zu vertreiben.

Als die Awaren infolge der Niederlage, die ihnen der Franke Pippin beibrachte, 796 aus dem Gebiete westlich der Theiß hatten weichen müssen und es dem Bulgarenchan Krum ein Jahrzehnt später gelang, das gesamte Awarenvolk zu vernichten, kamen die gepidischen Kleinfürsten unter bulgarische Oberherrschaft.

Seit dem 8. Jahrhundert vollzog sich der Vorgang, daß die Gepiden die angestammte Sprache und das germanische Volkstum verloren und in die Nationalität des an Zahl ihnen weit überlegenen Untervolkes der Urrumänen aufgingen, die erst um diese Zeit aus dem Dunkel ihrer Vorgeschichte herauszutreten beginnen. Aber wie von den Franken her starke Bestandteile ihrer germanischen Sprache in der französischen Sprache fortleben, desgleichen von den Westgoten her solche im Spanischen, von den Langobarden her solche im Italienischen, so sind auch nach den Forschungen des rumänischen Sprach- und Geschichtsforschers Constantin Diculescu von den Gepiden her zahlreiche germanische Sprachreste im Rumänischen erhalten geblieben, sowohl im Wortschatz der Umgangssprache, als namentlich zahlreich auf dem Gebiete der Orts- und Flußnamen des südlichen Daziens, besonders Siebenbürgens.

Schon im Eingang des Abschnittes, der den Wandalen gewidmet ist (S. 162f.), wurde auf jenen Fluch im Charakter der Altgermanen hingewiesen, der in der Eifersucht, dem Neide und Haß ihrer Stämme gegeneinander bestand und einen der Hauptgründe für den Untergang fast aller auf dem Boden des weströmischen Reiches gegründeten Reiche

bildete. Meist arbeiteten diese germanischen Stämme dabei Hand in Hand mit Byzanz. Um den Untergang des Gepidenreiches herbeizuführen, hatten sich aber Germanen gegen Germanen sogar mit einem aus den östlichen Steppen eingebrochenen wilden türkischen Nomadenvolk verbunden, blind gegen die drohende Gefahr des eigenen Untergangs, wenn dies awarische Reitervolk nach erfochtenem Siege ihr unmittelbarer Nachbar wurde. Die haßvolle Vernichtung des Gepidenreiches war um so sinnloser, als die Langobarden von vornherein auf den Gewinn des Landes verzichten mußten und nach dem Siege aus der nun auch ihnen selbst gefährlich gewordenen Nähe der Awaren nach Italien gleichsam flüchteten.

Der Verlust der langobardisch-gepidischen Landgebiete für das Germanentum hat eine bis heute nachwirkende, ja heute erst recht fühlbare schwere Schädigung des Deutschtums herbeigeführt. Nun gab es kein Bollwerk mehr gegen die Überflutung des ostmitteleuropäischen Donaugebiets durch die asiatischen Steppenvölker, Awaren und später Magyaren, sowie gegen das noch gefährlichere im Anschluß an die Awaren erfolgte Einsickern der slawischen Stämme in das Ostalpen- und Donaugebiet bis an die Ostgrenze des Baiwarenstammes hin. Nun sitzen diese Slawen wie ein Keil zwischen den Sudetendeutschen im Norden und den Deutschösterreichern im Süden.

Wir wenden uns am Schluß dieses Kapitels noch einer Erscheinung des 5.—6. Jahrhunderts zu, der Nachahmung und eigenartigen Umbildung römischer Goldmünzen im germanischen Norden.

Goldbrakteaten und Alsengemmen

Zwei Ströme führten römisches Gold in Gestalt von weströmischen und besonders oströmischen (byzantinischen) goldenen Kaisermünzen und Medaillons von den Balkangermanen her über Norddeutschland nach dem Norden. Der erste geringere Strom ergoß sich während des 4. Jahrhunderts längs dem Elbwege nach Dänemark und weiter nach Norwegen. Der zweite, eigentliche und große Goldstrom begann gegen 450 und dauerte bis etwa zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Er nahm seinen Weg längs der Weichsel durch Nordostdeutschland (Abb. 105) nach den Inseln Bornholm, Oeland, Gotland und dem ostschwedischen Festlande. Aus Skandinavien allein kennt man mehr als ein halbes Tausend solcher „Solidi", eine Zahl, die um so gewaltiger erscheint, wenn man berücksichtigt, daß die allermeisten im Norden eingeführten Stücke eingeschmolzen und zu heimischen Schmucksachen umgearbeitet wurden. Eine Anzahl hat man auch, wie schon die älteren römischen Münzen, unverarbeitet, oft durchlocht oder mit einer Öse oder länglichen Röhre versehen, als Schmuck getragen. Bald versuchte man nun in Norden diese Münzen nachzumachen, zuerst möglichst getreu nach dem römischen Stempelbilde, dann aber stark entstellt und schließlich

mit neuen, der nordischen Gedankenwelt entnommenen Darstellungen. Das sind die fast stets nur einseitig auf dünnstes Goldblech geprägten, später auch gepreßten, sog. Goldbrakteaten (nicht zu verwechseln mit den spätmittelalterlichen Kupfer- und Silberbrakteaten). Von diesen nordischen Goldmünzen aus der Zeit von 400—600 hatte man bis zum Jahre 1919 in ganz Skandinavien 547 gefunden, davon in Dänemark 241, in Schweden 166, in Norwegen 140.

Man unterscheidet nach den verschiedenen Bildern, die sie tragen, vier Gruppen (A—D). Die erste, hauptsächlich dänische Gruppe (A), die als Nachahmung der Vorderseite der Kaisermünzen sich kennzeichnet, weist das Brustbild eines Mannes auf, oft mit mißverstandener lateinischer Inschrift umgeben, später mit Runen und mit Hakenkreuz. Auf der zweiten (B), die eine Nachahmung der Rückseite der



Abb. 254. 1/1. Skovsborg, Jütland. Goldbrakteat der Gruppe B

Kaisermünzen erkennen läßt und mehrfach auch in Norddeutschland vertreten ist (Abb. 254), befinden sich eine oder mehrere ganze menschliche Gestalten, Entstellungen der den Sieger krönenden geflügelten Viktoria, des die Siegesfahne haltenden Kaisers, der bald zu einer unbekleideten Mannesgestalt wird, und eines mit Speer bewaffneten Kriegers, der dann zu einer knienden Gestalt mit eingeknickten Armen wird; daneben pferde-, vogel- oder drachenartige Tiere. Ein Vertreter dieser Gruppe mit bereits völlig entarteter Darstellung fand sich in dem früher besprochenen Skelettgrabe zu Rosenthal-Berlin (oben Abb. 162). An der dritten weitaus zahlreichsten, auf der älteren Stufe vorwiegend dänischen, auf der jüngeren Stufe schwedisch-norwegischen, in Deutschland nur ganz selten vorkommenden Gruppe (C) sieht man einen Menschenkopf über einem vierfüßigen Tiere, das oft mit Bart und Hörnern ausgestattet ist, daneben wieder Vögel und Hakenkreuze (Abb. 255). Die vierte Gruppe (D), die auch in Norddeutschland vertreten ist, enthält nur ein Tier oder mehrere solche. Während die erste und zweite Gruppe der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts angehören, fällt die dritte Gruppe in die erste, die vierte Gruppe in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts. Zu der vierten Gruppe gehört auch ein neuerdings zu Groß-Lüben bei Wilsnack, Kr. Westprignitz in der Mark, aufgefundener Goldbrakteat, der zwei Tiere des Tierstils I in vorzüglicher

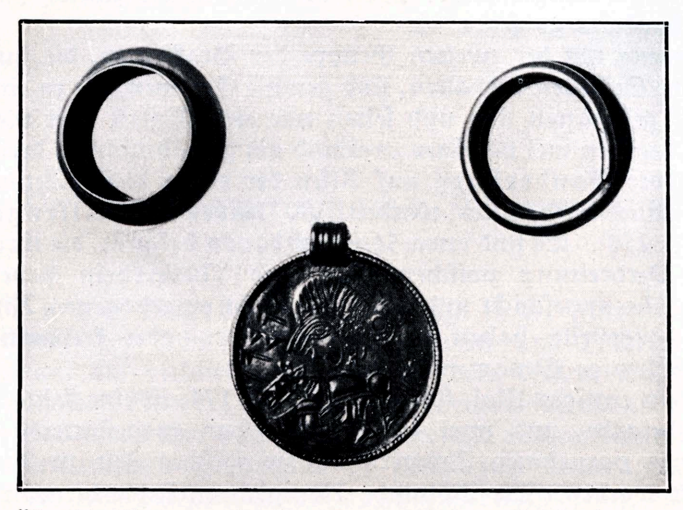


Abb. 255. Über $^{1}/_{1}$. Wapno, Kr. Wongrowitz, Posen. Goldbrakteat der Gruppe C mit Runeninschrift nebst zwei Goldringen (nach Kossinna). Um 500—550



Abb. 256. Anderthalbfache Größe. Groß-Lüben bei Wilsnack, Kr. Westprignitz. Goldbrakteat der Gruppe D (550—600). Erdfund (nach Originalphotographie)



Abb. 257. $^{1}/_{1}$. Sonderburg auf Alsen, Schleswig



Abb. 258. $^{1}/_{1}$. Spannum im Westergo, Friesland, Holland. Terpenfund (nach O. Olshausen)

Ausführung vorführt (Abb. 256), demnach in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts zu setzen ist.

Verwandt mit der zweiten Gruppe der Brakteaten, die nur ganze menschliche Gestalten enthalten, sind gewisse Gemmen, die in eine ovale Glaspaste geschnitten sind und selten nur eine Gestalt oder vier solche bringen, dagegen viel häufiger zwei und am gewöhnlichsten drei. Nach dem Fundort Sonderburg auf Alsen der ersten dieser Gemmen, die wissenschaftlich behandelt worden ist, heißen sie Alsengemmen (Abb. 257, 258). Es sind etwa 50 Stück davon bekannt, die ihre hauptsächliche Verbreitung zwischen Elbe und Niederrhein haben. Die Figuren, sehr ungeschickt und meist mit leicht eingebogenen Knien wie tänzelnd dargestellt, haben über sich oft stern- oder kreuzartige oder bäumchenförmige Ornamente.

Nur ein einziges Mal, schon im Jahre 1174, ist eine solche Gemme als Grabbeigabe, und zwar in einem kostbar ausgestatteten Skelettgrabe eines vornehmen Kriegers merowingischer Zeit zu Andernach aufgedeckt worden. Die Kölnische Königschronik, die hiervon meldet, weiß natürlich nichts von dem heutigen Namen „Alsengemmen", sondern spricht von einem „Siegstein", der an dem goldenen Griff des Schwertes jenes Kriegers sich befunden habe. Der Siegstein spielt in der mittelalterlichen Literatur bis ins 15. Jahrhundert eine Rolle. Sein Besitz verlieh Sieg über jeden Gegner. Er wurde in der Tasche getragen oder in einem Ring gefaßt oder am Schwertknauf angebracht. Man sah ihn im Mittelalter teils als Naturprodukt, teils als vom Menschen durch Schwarzkunst hervorgebracht an. Da nun die Bilder der Alsengemmen, wie wir gesehen haben, auf Münzen mit dem Bilde der Viktoria vor dem siegreichen Kaiser nebst einem Vertreter des siegreichen Heeres zurückgehen, so würde der Name „Siegstein" für sie sehr treffend sein. Auch sind die noch heute vorhandenen Alsengemmen mehrfach gerade in Ringe gefaßt. Wenn die meisten von ihnen jetzt an Kirchengeräten, Kreuzen, Reliquiarien, mittelalterlichen Buchdeckeln angebracht sind, so zeigt dies, welch hohen Wert und welche geheime Macht man diesen Gemmen noch zuschrieb, auch als schon das Christentum bei ihren Besitzern festen Fuß gefaßt hatte.

6.

Die Zeit der germanischen Tierornamentik

(550—800)

Im 5. und 6. Jahrhundert überwiegt in der Flächenverzierung der Schmucksachen nicht so sehr die Goldfaden- und Goldkörnerarbeit, das Filigran, als vielmehr einerseits die dem Orient entlehnte, als Spirale gestaltete Ranke, die zur Zeit der Ostgotenherrschaft in Italien bei allen Germanen ihre höchste Blüte erreicht, andererseits der aus der uralten germanischen Holztechnik in Metallguß übertragene Kerbschnitt, der nur bei den Goten auffallenderweise fehlt, wenn man von zwei im westgotischen Südwestfrankreich gefundenen Silberblechfibeln der zweiten Stufe, 450—480 (oben S. 94), und von einer in Fano, Prov. Pesaro, gefundenen ostgotischen silbernen Prachtschnalle absieht. Kerbschnitt erscheint seit etwa 450, Ranke um einige Jahrzehnte später. Ranke wie Kerbschnitt aber werden um 550 zurückgedrängt von der in dieser Zeit aus bisheriger bloßer Randzier zu flächendeckendem Muster werdenden eigentlichen Tierornamentik, die von nun an alleinherrschend wird. Alle drei Zierarten, Kerbschnitt, Ranke, Tierornament, kennen gemäß dem germanischen Kunstwollen keine Aufteilung der Fläche in Grund und Muster, sondern sind reine Reliefornamente, welche die gesamte Fläche in ständig sich ablösende Höhen und Tiefen zerlegen und damit ein malerisches Spiel von Licht und Schatten erzielen.

Die germanische Tierornamentik gehört nach einstimmigem Urteil aller neueren Forscher zum Schönsten und Vollendetsten, was auf dem Gebiete des Flächenornaments überhaupt je geschaffen worden ist. Ihre erste Heimat ist der skandinavische Norden; doch greift sie sofort ausgiebig südwärts über die Ostsee hinüber nach Nordwest- und Südwestdeutschland, später auch nach der Schweiz und Italien, ja auch nach Südengland und Nordfrankreich.

Die ersten schwachen Anfänge germanischer Tierornamentik erscheinen schon im 4. Jahrhundert in den auf Silberblech eingepreßten Tieren, wie sie z. B. auf die bekannte Silberscheibe aus dem Thorsberger Moorfunde gesetzt sind. Vorübergehende Erscheinungen sind solche Fibeln, die vollständig als Tierkörper gestaltet sind, wie die westgotischen Adler-Mantelschließen von Pietroassa und die gepidische Löwenfibel von Szilagy-Somlyo um 400, die granatbesetzten gotischen Fibeln in Gestalt großer stilisierter Adler mit ausgebreiteten Flügeln

(Abb. 115) um 500. Auch die seit Mitte des 5. Jahrhunderts auftretenden und sehr langlebigen, kleinen westfränkischen Vogelfibeln (Abb. 128) zählen nicht zu dem, was man eigentlich Tierornamentik nennt, ebensowenig der am Fuß der Fibeln herauswachsende Tierkopf, der in Norddeutschland und Skandinavien plastisch kräftig ausgeprägt bereits in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts sich bildet, bei den Goten und Gepiden aber, doch mehr nur zeichnerisch angedeutet, erst seit der Mitte des 5. Jahrhunderts erscheint.

Dasselbe gilt von den beiden prächtigen Goldarmbändern der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts aus einem der Gräber von Puszta Bakod, Kom. Pest, die an den durch eine Schraube geschlossenen Enden ziemlich naturalistisch gehaltene, reich mit Granaten besetzte Raubtierköpfe aufweisen und in der Mitte mit einer Scharniervorrichtung versehen sind (Abb. 259). Ähnliche Stücke aus vergoldetem Silber und mit Granaten besetzt, jedoch weit weniger geschmackvoll ausgeführt, erscheinen in späterer Merowingerzeit zu Andernach a. Rhein (Abb. 260), zu Schierstein bei Wiesbaden, sowie zweimal im nordfranzösischen Frankenlande: zu Marchélepot, Dep. Somme, und zu Flamicourt, Gemeinde Doingt bei Péronne. Häufiger sind solche Tierkopfarmbänder mit offenen Enden und dann ohne Scharniervorrichtung in der Mitte. Ich kenne solche aus der Krim, Ungarn und dem im vorigen Kapitel besprochenen Grabfunde von Untersiebenbrunn in Niederösterreich. Auch von dieser offenen Art erscheinen Vertreter am Mittelrhein, so ein Paar bronzene aus einem Frauengrabe zu Wörrstadt, Kr. Bingen (Abb. 261), sowie etwas abweichend ein silbernes aus Bingen selbst.

Ferner können nicht zum „Tierstil" gerechnet werden jene berühmten prachtvollen, in feinstem Goldfiligran gearbeiteten drei schwedischen Halsgeschmeide der Zeit um 500, bei denen zwischen den Hohlstäben — es sind 3,5 und 7 — kleine stark stilisierte, z. T. schon ganz aufgelöste Tiergestalten aufgelötet sind, die das von oben gesehene oder das kauernde, entweder vorwärts oder rückwärts blickende vierfüßige Tier, sowie bloße Tierköpfe, auch Vogelbilder, darstellen. In Abb. 262 wird der mittelgroße, aus fünf Hohlstäben zusammengesetzte Goldhalskragen vorgeführt. Wir werden im 2. Bande („Schmuck") hören, daß die hintere Scharniereinrichtung mit dem pilzförmigen Achsenknopf sowie der vordere Röhrenverschluß, bei dem das Stangenende der einen Röhre in den Hohlraum der anderen gesteckt wird, endlich auch die Verzierung der Röhren durch aufgereihte Hohlringe zurückweisen auf ältere schlichtere Einzelringe und noch weiterhin auf die Gold- und Silberhalsringe mit birnförmigem Ösenverschluß des 3.—4. Jahrhunderts als Vorgänger (vgl. Abb. 78).

Endlich seien noch als nicht hierher gehörig genannt jene prachtvollen, starken, goldenen Halsringe schwedischer Art des 6. Jahrhunderts, die in zerstreuten Funden auch in den anderen nordgermanischen Ländern und in Nordostdeutschland vorkommen und sich aus den skandi-

navischen, besonders uppländischen goldenen Schlangenkopfringen des 3.—4. Jahrhunderts entwickelt haben. Bei diesen Halsringen des 6. Jahrhunderts läuft nämlich, jedoch nur ausnahmsweise bei nur zweien unter den 53 Vertretern dieser Ringart, das an den dicken Enden eingeschlagene Zierband nach der dünneren Ringmitte zu beiderseits in einen Tierkopf aus. Beide genannten Ringe sind im west-

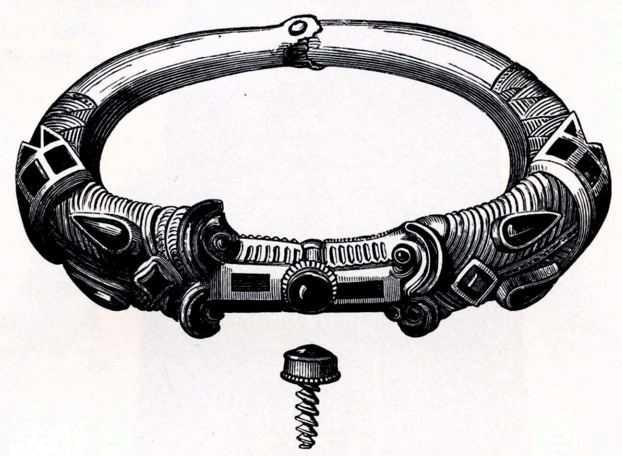


Abb. 259. $^{1}/_{1}$. Pußta Bakod, Kom. Pest. Gold mit Granaten. Um 470 (nach Hampel)

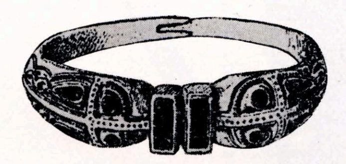


Abb. 260. $^{2}/_{3}$. Andernach. Silber, vergoldet; an Schnauze, Augen und Ohren Granaten; an der Schnauze Hakenfederverschluß (nach Lindenschmit)

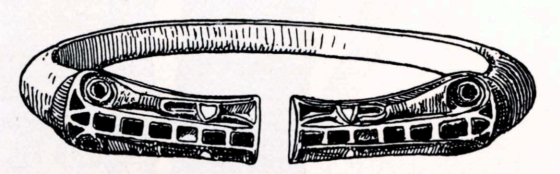


Abb. 261. Fast $^{1}/_{1}$. Wörrstadt, Kr. Bingen, Rheinhessen. Vergoldete Rotbronze mit Granateinlage; je ein Zahn mit Perlmuttereinlage. Aus einem Frauengrabe um 600 (nach Lindenschmit d. J.)

lichen Hinterpommern gefunden worden, der eine zu Neu-Mexiko bei Stargard, der andere zu Peterfitz bei Kolberg (Abb. 263), so daß man fast glauben möchte, diese beiden Ringe seien in Hinterpommern hergestellt, nicht aus Schweden eingeführt worden. Der Peterfitzer Ring besitzt ein Gewicht von 1880 g. Seine übergreifenden Enden, die mit dem Ringkörper durch dazwischen aufgelötete Goldkörner fest verbunden sind, tragen eine Verzierung aus eingestempelten Halbmonden, in deren Innerem erhöhte Punkte emporragen. Es ist dies ein Ornament, das sonst nur an der jüngeren Art dieser Ringe auftritt, bei welcher der Ringkörper nicht aus einem in sich geschlossenen

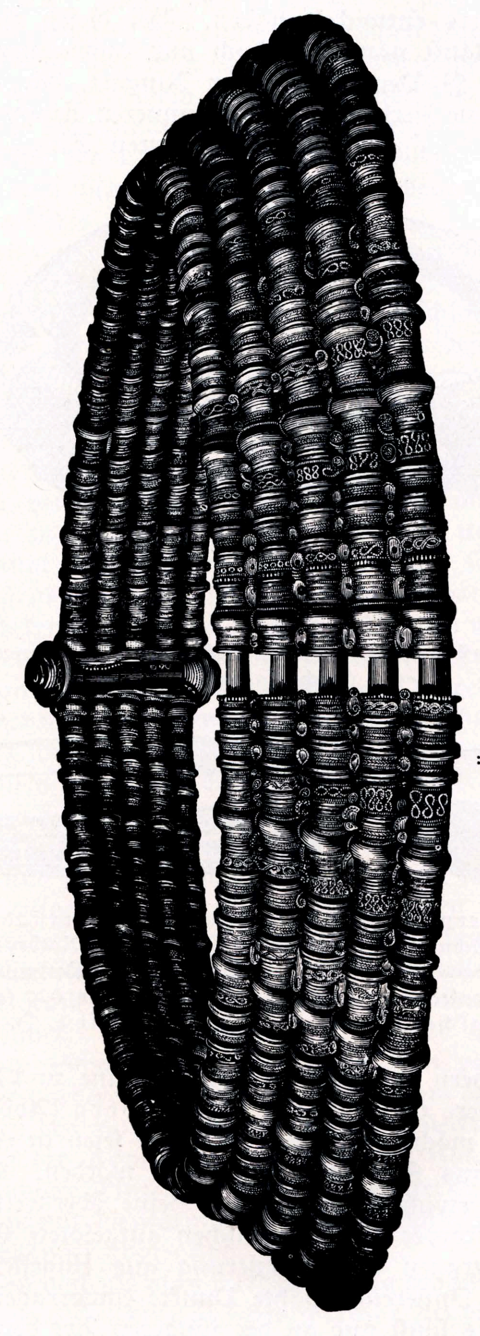


Abb. 262. 1/1. Torslunda, Öland, Schweden. Goldener Halskragen. 5. Jahrh.

Stabe, sondern aus zwei durch eine ringförmige Endöse verbundenen Gliedern besteht. Die das Ornamentband des Peterfitzer Ringes abschließenden beiden Tierköpfe tragen an ihren langen Hälsen dagegen das für die ältere Ringart kennzeichnende Stempelmuster des Dreiecks. Der rechte Tierkopf ist augenscheinlich ein krummschnäbeliger Adlerkopf, doch hier nicht, wie sonst stets, von der Seite, sondern von oben gesehen. Der linke gleichfalls von oben gesehene Kopf ist mit seiner breiten Schnauze ein entfernter Verwandter des an der Fußspitze der mitteleuropäischen Fibeln üblichen Raubtierkopfes.

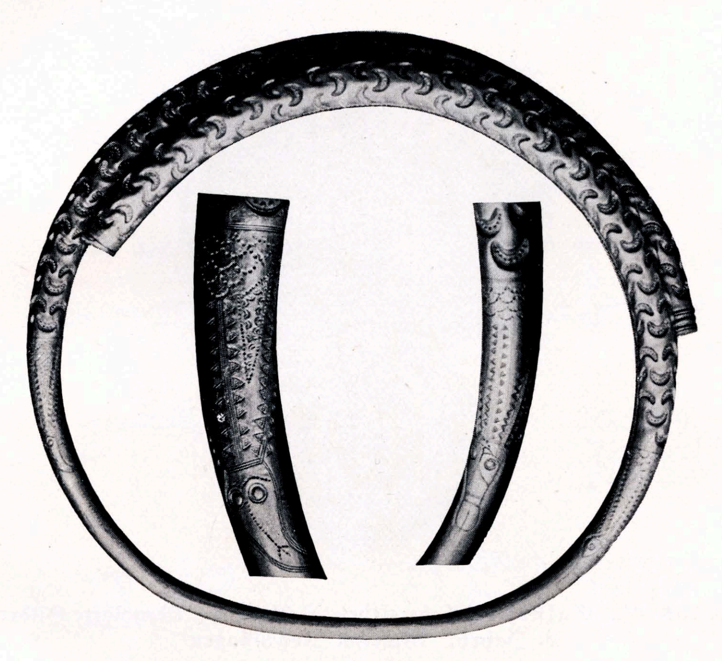


Abb. 263. Peterfitz, Kr. Kolberg. Gold. 2/5; das Tierkopfornament gesondert in Naturgröße. Stadtmuseum Kolberg. Photogr. G. Kossinna. 6. Jahrh.

Tierstil I

Alle bisher genannten Formen und Zierarten in Tiergestalt oder nur in Tierkopfgestalt erfahren keine stilistische Weiterbildung. Richtige Vorstufen zur Tierornamentik dagegen bilden die als freistehende Randzier an Schmucksachen, wie Fibeln, Schnallen u. a., seit Mitte des 5. Jahrhunderts angebrachten kleinen vierfüßigen Tiere, über deren Herkunft noch nicht volle Klarheit gewonnen worden ist. Sie wurden bisher meist für Schöpfungen der linksrheinisch-gallischen provinzialrömischen Kunst gehalten, was man aber nur mit größtem Widerstreben zugeben könnte. Neuerdings mehren sich die Stimmen,

die diese Randtierzier aus dem gotischen Südrußland und dem Einfluß des sarmatisch-nachskythischen Stils herleiten wollen. Diese Randtiere verfallen sogleich einer Stilisierung im germanischen Sinne. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts erhält das Tierauge eine hintere halbkreisförmige bis U-förmige Umrahmung und der Übergang von Rumpf zu Bein wird durch ein großes birnförmiges Zwischenglied vermittelt. Das ganze Tier wird von einer erhabenen Konturlinie umschlossen. Am frühesten ist diese Neubildung zu beobachten an den seit etwa 450 nicht mehr gehämmerten, sondern gegossenen skandinavischen Silberblechfibeln, wo die abwärts beißenden Adlerköpfe zuerst die beginnende



Abb. 264. 7/8. Galsted bei Hadersleben, Schleswig. Vergoldete Silberfibel. 6. Jahrh. Museum Kopenhagen

Augenumrahmung erhalten. Damit war das fertig, was man Stil I der Tierornamentik nennt.

Das Bruchstück einer vergoldeten Silberfibel aus Galsted bei Hadersleben in Schleswig (Abb. 264), die wegen des Beifundes eines Goldbrakteaten der C-Gruppe (s. oben S. 266) schon in den Beginn des 6. Jahrhunderts gesetzt werden muß, weist zwei Randtiere in Stil I auf, deren phantastische Gestaltung unzweifelhaft auf Entlehnung aus dem durch südrussisch-gotische Kunst umgebildeten sarmatisch-nachskythischen Stile hinweist.

Abb. 265 u. 266 zeigen die Entwicklung der Tiergestalt im älteren Zeitabschnitt des Stils I; Abb. 265, Nr. 2 ist die Stufe, die man noch auf der um 550 fallenden Fibel von Vedstrup an den Kanten des spitzen Unterteils der rautenförmigen Fußplatte wiederfindet (Abb. 268).

Auf dieser Stufe einer bloßen Kanten-, noch keiner Flächenverzierung verharrte Stil I etwa ein Jahrhundert lang. Eine Weiterbildung tritt jedoch insoweit ein, als der Nasenteil der Tiere allmählich zu schwinden beginnt und nur die Augenumrahmung sowie die Kiefer, die oft

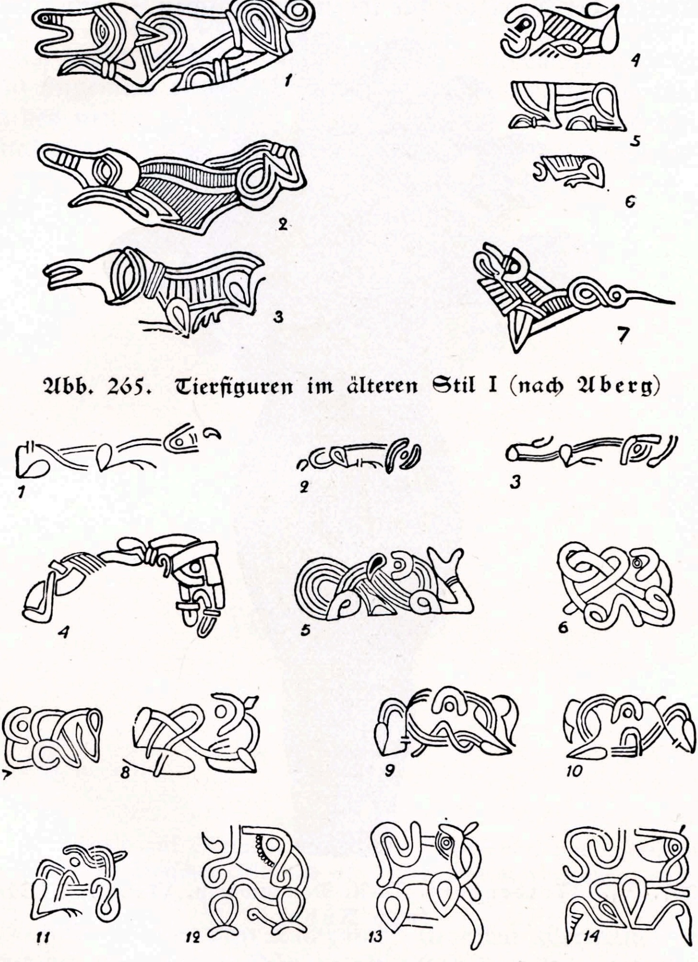


Abb. 265. Tierfiguren im älteren Stil I (nach Åberg)

Abb. 266. Tierfiguren im jüngeren Stil I (nach Åberg)

zu Raubvogelschnäbeln werden, erhalten bleiben; außerdem bekommen die Füße Zehen oder werden zu einer Schlinge gestaltet (Abb. 265).

Vom Rande oder höchstens noch von schmalen Randzonen in das Innere der Schmuckstücke überzugreifen und die bisher dort herrschenden Zierweisen, Kerbschnitt und Ranke, ganz zu verdrängen, gelang dem Tierstil erst um 550, wie wir schon hörten. Infolge der Aufgabe, nun große Flächen zu decken, erleiden die Tiere teils weiter fortschreitende

Auflösung, teils eine zusammenhaltende Stilisierung. Ihr Leib wird immer dünner, fast fadenförmig ausgezogen, Hals und Kopf werden oft rückwärts gewendet, die Kiefer beißen in den eigenen Leib, der Nasenteil geht ganz verloren, der Fuß nimmt Blattform an: alles das Eigenheiten, welche schon die Tierdarstellung des Stils II vorbereiten. Das lange Strecken der Tiere brachte ihrem organischen Zusammenhang zu-

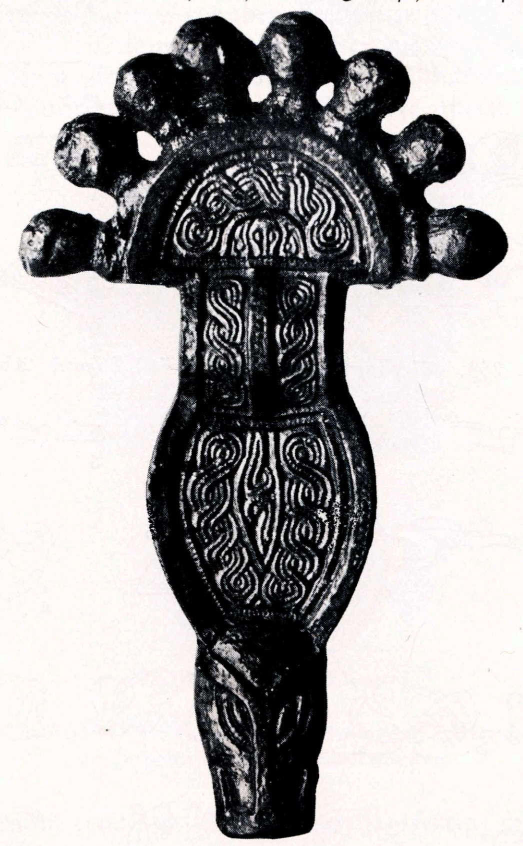


Abb. 267. 1/1. Nordendorf, B.-A. Donauwörth. Nat.-Mus. München (nach Kühn)

nächst noch keine Gefahr. Die Flächenbedeckung verlangte aber auch, daß die Tierkörper in die Breite ausgezogen oder übereinandergelegt wurden. Die anfangs gerade gestreckten und noch unversehrten Tierleiber werden nun in Rumpf und Glieder zerrissen und diese Teile in wirren Haufen auf der Fläche zu einem Mosaikknäuel zusammengedrängt. Oder die Tierleiber werden in bandförmige Schlingen ausgezogen und Rumpf nebst Gliedern werden zu einer Art von Bandgeflecht verwoben, das aber noch weit davon entfernt ist, mit dem um die Mitte des 6. Jahrhunderts erstehenden, den Tierstil heilenden mitteleuropäischen

Bandornament zusammenzufallen. Auch in diesem Falle wird das Tier als solches völlig unkenntlich, und der Tierstil wird schließlich zu einer Art geometrischen Stils. Damit steht der so entartete Tierstil I gerade zur Zeit seiner größten räumlichen Ausbreitung in völliger Auflösung.

Aber gerade diese Auflösung des alten Motivs, dieses ruhelose, wilde Durcheinander, das in seinem Gedränge den ihm zugewiesenen Raum zu sprengen droht — das war es gerade, was dem germanischen Geschmack so ungemein entsprach und zusagte. Und daher die rasche Verbreitung des neuen Stils von Norwegen, wo er entstand (falls nicht etwa England sein Ursprungsland ist), einesteils nach dem nördlicheren

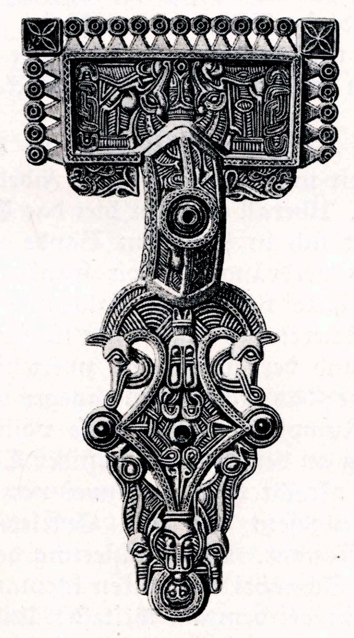


Abb. 268. Vedstrup auf Seeland. Etwa $^2/_3$. Silberfibel mit flächendeckend gewordenem Tierstil I. Zwischen 550 und 600. Museum Kopenhagen (nach Salin)

Schweden, anderenteils über Dänemark zu allen Germanen hin mit Ausnahme der Goten, der Ostgoten in Italien, wie der Westgoten in Spanien, denn diese hielten fest an ihrem eigenen, alten Gotenstile. Auch in Nordfrankreich tritt Tierstil I nur recht spärlich auf, wie es scheint, von England aus eingeführt. Überhaupt lockern die Westfranken, die, wie wir oben gesehen haben (S. 122f.), in der Zeit von 500—550 durch Austausch und Übernahme von Kunstformen regen Wechselverkehr mit dem germanischen Hauptlande pflegten, in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts diese Beziehungen aufs stärkste. Denn während sie die ältere Gruppe der deutschen Fibeln mit ovaler

Fußplatte aus der Zeit von 500—550, nämlich die mit Kerbschnitt oder Ranke oder einfacher Parallelstrichelung verzierten, begierig aufnehmen, lehnen sie die jüngere Gruppe aus der Zeit von 550 bis in den Anfang des 7. Jahrhunderts vollständig ab. Es sind das die mit Ornamentik in Tierstil I (vgl. Abb. 276) und die mit Bandgeflecht (Abb. 277) verzierten Arten, woran sich die anfangs noch in Deutschland, in der Hauptsache aber in Italien vertretenen langobardischen Fibeln anschließen, bei denen die Knöpfe der Kopfplatte meist in doppelter Reihe übereinander angeordnet sind und die seit 600 auch Tierornamentik in Stil II zeigen (Abb. 290). Und umgekehrt verschmähen die rechtsrheinischen Germanen, die in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Granatverzierung, wenn auch in recht bescheidenem Maße, angewandt hatten, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts diesen gotisch-westfränkischen Schmuck vollständig und huldigen dieser Mode von neuem erst seit etwa 600 unter dem Einfluß der hochentwickelten langobardischen Zellenglaskunst.

Ein Beispiel vom Beginn der Stufe, da der Tierstil I flächedeckend wird, also aus der Zeit um 550, bietet eine Fibel von Vedstrup auf Seeland (Abb. 268). Überall erscheint hier das Tier, nur an den Rändern der Bügels zeigt sich in schmalem Bande noch ein verstohlener Rest der sonst bereits verdrängten Spiralrankenzier. Alle Tiere der Kopf- wie der Fußplatte haben die halbrunde Augenumrahmung. Bei den unteren Randtieren des Fibelfußes ist der hintere Oberschenkel birnförmig gestaltet und der zugehörige zweizehige Fuß von hinten über den Rücken gelegt; das Vorderbein dagegen ist mit seinem dreieckigen Ansatz an den Rumpf ausnahmsweise völlig anders dargestellt. Besonders merkwürdig an der Fibel ist, daß der Tierkopf, der die Kopfplatte in der Mitte senkrecht teilt, aus zwei von der Seite gesehenen Vogelköpfen zusammengesetzt ist: eine Spielerei, die ähnlich auch später noch öfters vorkommt. Die Stilisierung der vier anderen Tiere der Kopfplatte, deren Schnäbel wie Haken ineinanderfassen, ist so weit getrieben, daß man nur bei dem am weitesten links befindlichen Tiere Körper und Hinterbein herausfindet, im übrigen aber das Gewirr der Linien sich nicht zu einer Gestalt ordnen läßt. Ähnlich stark stilisiert sind die beiden Vierfüßler auf der rautenförmigen Fußplatte.

In Abb. 267 sehen wir ein Stück, auf welchem besonders die Kopfplatte mit ihrer in ein Spiel von Schlingen aufgelösten Ornamentik die Verwirrung der Komposition gut wiedergibt.

Auf diesem Wege völliger Entartung und Auflösung, in den sich der Tierstil I in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts verirrt hatte, war keine Weiterentwicklung möglich. Rettung konnte nur kommen von wenigstens teilweise erneuter Annäherung an die Natur und wiederhergestellter Ordnung und Übersichtlichkeit in der Gestaltung der Einzelglieder des Tierleibes. Und dieser Heilungsvorgang geschah im Laufe der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts unter dem Einfluß der

mitteleuropäischen Germanen. Hauptsächlich erfolgte er durch Übernahme des Flechtbandornaments, das in Mitteleuropa seit 550 an den Metallschmucksachen sich entwickelte, in den Tierstil.

Man hat das allseitige Auftreten dieser Zierweise bei den Germanen durch einfache Übernahme des orientalisch-byzantinischen Bandornaments seitens der Langobarden in Italien und Weitergabe von hier aus an die anderen Germanen erklärt. Nach entgegengesetzter Ansicht soll das Bandgeflecht von den Langobarden entweder in Italien erfunden oder vielmehr aus Deutschland dorthin mitgebracht worden sein und dann über die Mittelmeerwelt und nach dem Orient sich verbreitet haben. Bei solcher Betrachtung hat man aber nur die Anwendung des Ornaments in der Baukunst im Auge, auf die wir später eingehen

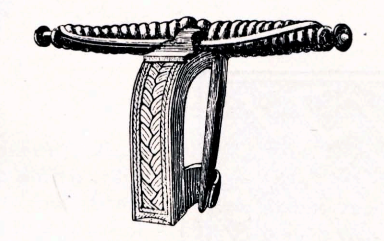


Abb. 269. 1/1. Darzau, Prov. Hannover. Bronze mit Silber. Westgermanische Kniefibel. Um 200

werden. Wir haben es hier jedoch zunächst mit der Kleinkunst in Metall zu tun.

Da muß man darauf hinweisen, daß ein auch als Flechtband aufgefaßter Teil des Bandornaments, das sog. „Zopfmuster", beim Filigranbelag und beim Belag mit gepreßtem Silberblech auf germanischen Fibeln bereits seit der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts häufig verwendet wird (Abb. 269). Als Einfassung erscheint es wieder auf Fibeln des 6. Jahrhunderts. Um diese Zeit tritt auch volles Bandornament auf. An Fibeln wird das Flechtband zuerst in Süddeutschland und am Mittelrhein allgemein üblich, und zwar um 550, also noch etwas vor dem Einfall der Langobarden in Italien. Es setzt sich hier an die Stelle der damals absterbenden Ranken- und Kerbschnittverzierung und tritt so in Wettbewerb mit dem ihm zunächst noch überlegenen, flächendeckend gewordenen Tierornament des Stils I. Entstanden ist dies neue mitteleuropäische Flechtband, wie man neuerdings gemeint hat, wohl aus einer Umbildung des Kerbschnitts, möge dieser nun in senkrechten Zickzackreihen oder in Form des antiken Mäanders sich zeigen. Indes der antike Mäander kommt hier nicht in Betracht. Denn es liegt hier gar kein durch die Germanen aus der Antike her angeblich entlehnter richtiger Mäander vor, sondern nur ein einfaches Stufenmuster. Und dieses entwickelt sich ganz leicht im Kerbschnitt,

der bei den Germanen ja schon während der Bronzezeit und in der Zeit seit dem 2. Jahrhundert in Knochen, seit 300 in Holz, seit 400 (Abb. 270, 271) in Metall bezeugt ist. Außerdem aber war ja das Stufenmuster gerade den Germanen der Völkerwanderungszeit längst vertraut aus der Zellenverglasung, wo die Stege von jeher gern die Gestalt des Stufenmusters annahmen, wie wir schon bei dem Kurzschwert des Frankenkönigs Childerik zu beobachten und zu besprechen Gelegenheit hatten (S. 109, Abb. 103). Auf Fibeln erscheint das Stufenmuster in Kerbschnitt zuerst, noch ganz vereinzelt, bei einer verspäteten, um 500 anzusetzenden, westgotischen Silberblechfibel aus Spanien, später bei

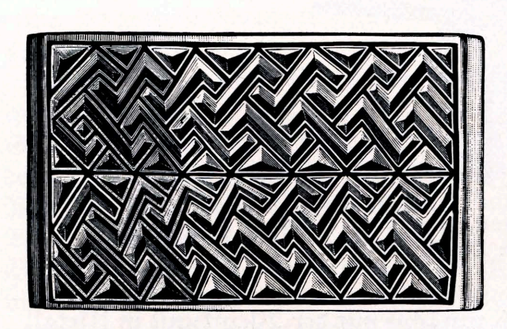


Abb. 270. 1/1. Nydamer Moor, Schleswig. Silber und Niello. Mundblech einer Schwertscheide. Jüngerer Moorfund (um 450)

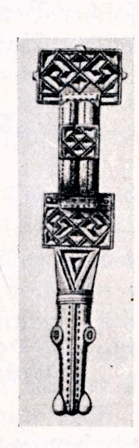


Abb. 271. 1/2. Roligheden, Amt Larvik, Norwegen. Kreuzförmige Silberfibel mit tiefstem Kerbschnitt. Um 450 (nach Salin)

der älteren Gruppe der mitteleuropäischen, in Süddeutschland und am Mittelrhein aufgekommenen Fibeln mit ovaler Fußplatte aus der Zeit von 500—550, und zwar ganz am Schluß ihrer Entwicklung, gegen 550. Und kurz darauf muß auch in Südwestdeutschland die Wandlung des Kerbschnitts einschließlich des Stufenmusters zum Flechtband vor sich gegangen sein, das nirgends so zahlreich vertreten ist wie gerade hier. Daß das Flechtband seit 550 auch bei den skandinavischen Germanen sich einbürgert, erhellt deutlich daraus, daß ein viersträhniges Flechtband seit dieser Zeit auf den norwegischen „blumentopf"-förmigen Tongefäßen gar nicht ungewöhnlich ist, ferner daraus, daß in der Zeit des Ausklanges des Stils I in Skandinavien die einzelnen Teile des Tierleibes so unter- und übereinander gelegt werden, daß in diesem Durchflechten der Glieder unverkennbar Einflüsse der Bandornamentik vorliegen.

Zur Veranschaulichung sei hier zunächst ein südwestdeutsches Stück vorgeführt, das dem riesenhaften Friedhof von Nordendorf bei



Abb. 272. 2/3. Nordendorf, Bayr. Schwaben. Um 550 (nach Kühn). Auf der Fußplatte Kerbschnitt und Ranke, auf der Kopfplatte Neigung zur Bildung des Flechtbandes

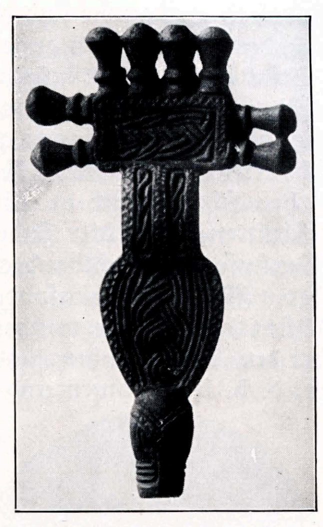


Abb. 273. 2/3. Wolfskehlen, Kr. Groß-Gerau, Hessen. Museum Darmstadt (nach Kühn). Auf der Kopfplatte Vorstufe zum Flechtband; auf der Fußplatte volles Flechtband

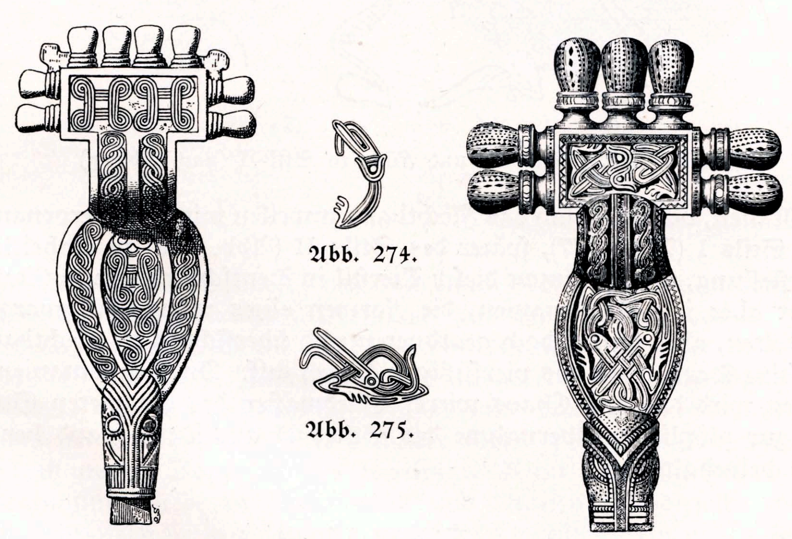


Abb. 274.

Abb. 275.

Abb. 276. 1/2. Waiblingen, Württemberg. Bronze. 2. Hälfte des 6. Jahrh. (nach Salin)

Abb. 277. 2/3. Heidingsfeld bei Würzburg. Versilberte Bronze. Etwa 600. Auf der Kopfplatte 2 Tiere mit Augeneinfassung in Stil I (057a); auf der Fußplatte 2 Tiere ohne Augeneinfassung (057b) (nach Salin)

Donauwörth entstammt und der Zeit noch tastenden Beginnes der Gestaltung des Flechtbandes angehört, also etwa um 500 fällt (Abb. 272). Dies Stück hat auf der Fußplatte ein beiderseits von Kerbschnittzickzack eingeschlossenes Rankenornament, auf der Kopfplatte aber eine Verzierung, die bereits Neigung zur Bildung des Flechtbandes zeigt, falls sie nicht etwa als entartetes Rankenornament aufzufassen ist. Bei dem mittelrheinischen Stück in Abb. 273 ist die Entwicklung schon stark fortgeschritten, denn hier findet sich auf der Kopfplatte zwar auch erst eine Vorstufe des Flechtbandes, auf der Fußplatte aber schon voll ausgebildetes Flechtband. Besonders reich ist das Flechtband an einer Fibel aus Württemberg verwendet (Abb. 276). Sowohl in Süddeutschland wie bei den Langobarden, und zwar schon in ihren mitteleuropäischen Sitzen, d. h. in Böhmen und Westungarn (Pannonien), später ebenso

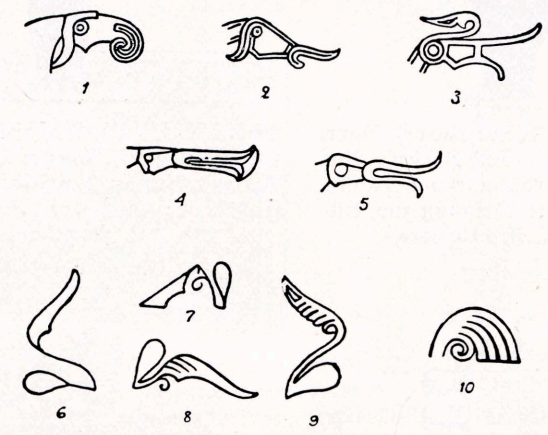


Abb. 278. Tierköpfe und Füße in Stil II (nach Åberg)

in Italien, verbindet sich das Flechtband zuweilen mit dem Tierornament des Stils I (Abb. 277), später des Stils II (Abb. 278) zu einheitlicher Darstellung, und so nimmt dieser Tierstil in Deutschland wie in Italien, nicht aber in Skandinavien, die Formen eines manchmal zwar verwickelten, aber immer doch geordneten und übersichtlichen Flechtbandes in seine Darstellung des vierfüßigen Tieres auf. In Skandinavien dagegen wird das alte Chaos wirrer Gliedmaßen des entarteten Stils I bis zur plötzlichen Übernahme des Stiles II aus Deutschland her um 600 beibehalten.

Tierstil II

Ausgestattet mit der in Mitteleuropa durch Aufnahme des Flechtbandes gewonnenen Bereicherung, die gleichzeitig zur Klärung der alten Verworrenheit führte, hat der neue Stil, den man Tierstil II nennt, sich wie Stil I zu allen Germanen hin verbreitet mit Ausnahme

wiederum der weit abliegenden Westgoten und nun auch noch der schon fast ganz von der Gemeinschaft mit germanischer Kunst gelösten und dem Einfluß der orientalisch-byzantinischen Kunst verfallenen Westfranken in Nordfrankreich, wo der neue Tierstil nur in ganz wenigen und künstlerisch minderwertigen Stücken auftritt. Bei den Langobarden in Italien tritt Stil II auch stark zurück gegenüber der Häufigkeit des Stiles I. Stil II dauerte das ganze 7. Jahrhundert hindurch. In der Tiergestalt zeigt er folgende Neuerungen (Abb. 278): Während der von der Seite gesehene Kopf in Stil I mehr wie der Kopf eines vierfüßigen Raubtieres aussieht, nimmt er in Stil II, wohl unter Beeinflussung durch den gotisch-westfränkischen Adlerkopf, mehr die Gestalt eines Vogelkopfes an. Er erscheint jetzt wieder natürlicher,

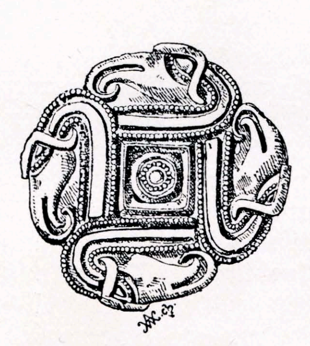


Abb. 279. $^2/_3$. Fenek, Kom. Zala, Westungarn. Bronze, vergoldet (nach Hampel)

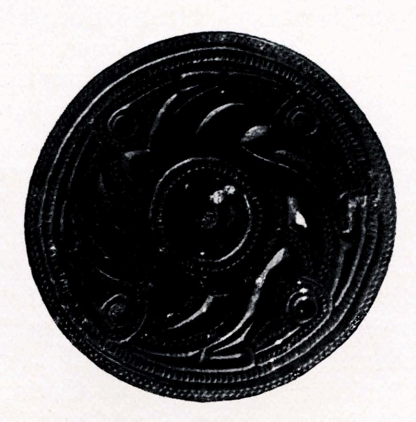


Abb. 280. $^1/_1$. Susigke bei Aken a. d. Elbe, Kr. Kalbe a. d. Saale. Bronzene Rundfibel des 7. Jahrh. Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin

wenigstens unverstümmelt; nur innerhalb der Silbertauschierung auf Eisen, die nach schwachen Versuchen aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts, wie sie z. B. im Grabe 84 von Weimar sich zeigen (vgl. oben S. 139f.) erst im 7. Jahrhundert in ausgedehntem Maße stattfindet, besonders bei Eisenschnallen, Waffen und Zaumzeug, lebt der verstümmelte Tierkopf aus Stil I weiter fort. Besonders kennzeichnend an dem neuen Kopfe ist das zugespitzte Kinn. Die hintere Augenumrahmung bleibt in Deutschland und Italien fast dieselbe wie in Stil I, insofern sie den ganzen Hinterkopf umschließt, ein neues Zeichen der hier ohne Abbruch vollzogenen Überleitung von Stil I zu Stil II. Sie erscheint nun weit offen oder winkelig gebrochen, endet unten in eine Schlinge, wie oft schon am Schluß von Stil I, und wird später oft zu einem bloßen Nackenzipfel verkürzt, der zuweilen Blattform annimmt. In Skandinavien dagegen, wo Stil II im Verein mit

vielen anderen südwestdeutschen Kunstformen zunächst vom Süden her als etwas Neues eingeführt wird, zeigt sich ein gewisser Abbruch der Entwicklung des Stils I auch daran, daß hier bei Stil II die Augenumrahmung gewöhnlich schon am hinteren Teile des Auges aufhört. Die Fußzehen erhalten die Gestalt einer gespreizten Palmette. Der Leib, der im allgemeinen dieselbe Gestalt behält, die er am Schlusse des Stils I angenommen hatte, wird zu einem breiten Bande. Eine auffällige Bevorzugung gewinnt jetzt im Gegensatz zu dem sonstigen Wesen germanischer Kunst die streng symmetrische Gruppierung von zwei oder vier Tieren, die mit dem neuen Streben nach klarer Körperdarstellung zusammenhängt.

Außer dem Bandgeflecht nimmt Stil II aus dem älteren fränkisch-westgotischen Stile die Motive des Wirbels (Drei- und Vierbeins, Abb. 279), das aus den längs des Randes oder im Kreise gereihten Adlerköpfen Mitteleuropas stammt, und des durch Geradestreckung aus dem Wirbel entstandenen Wellenbandes auf, die beide in Tierkörpern, meist Vögeln, dargestellt werden. Ein schönes Beispiel des Wirbels bietet eine schon 1888 vom Berliner Museum durch Kauf erworbene, aber bisher unbekannt gebliebene Rundfibel aus Susigke bei Aken a. d. Elbe, Kr. Kalbe a. d. Saale (Abb. 280).

In dieser Verfassung, mit neu gewonnener ruhiger Klarheit, übersichtlicher Anordnung der Einzelheiten und zugleich starkem Streben nach Symmetrie, kommt der neue Tierstil von Deutschland nach Ostschweden. Hier erlangt er seine letzte Ausbildung, Vollendung und höchste Blüte auf der Insel Gotland, aber auch in der nördlich von Stockholm gelegenen Landschaft Uppland, wo er hervorragend vertreten ist an den überreichen, prächtigen Beigaben in einigen der schwedischen Fürstengräber zu Vendel nördlich von Uppsala. Er führt danach auch den Namen älterer Vendelstil.

In Norwegen dagegen und in England hält sich Stil I bis in den Beginn des 7. Jahrhunderts und dringt Stil II erst später ein, in Norwegen von Schweden her, in England über Nordfrankreich vom Rheine her. Ein Unterschied im Stil II zwischen Deutschland nebst Italien einerseits und Skandinavien andererseits zeigt sich darin, daß in Skandinavien nach wie vor das vierfüßige Tier im Vordergrund der Darstellung steht, während in den beiden südlicheren germanischen Gebieten Stil II überwiegend nur an Köpfen, die an den Rändern der Gegenstände angebracht werden, oder im Verein mit Bandgeflecht erscheint. Es bleibt indes nicht aus, daß auch in diesem geklärten Stil wiederum die Neigung zu malerischer Wirkung in der Anordnung der Teile, zu stärkerer Betonung von Abwechslung, zu erhöhter Lebendigkeit und Unruhe sich geltend macht. Diesem Streben verhilft der jetzt zu neuer höchster Blüte gelangende Kerbschnitt mit seinen starken Gegensätzen von Schatten und Licht zu glänzender Entfaltung und Wirkung. Doch verfällt der Stil dabei keineswegs von neuem zu einer



Abb. 281. Wittislingen, B.-A. Dillingen, Bayer. Schwaben. Funde aus einem Doppelgrabe. Ende des 7. Jahrh. Bayer. Nationalmuſeum München

stärkeren Auflösung, übt vielmehr in Stücken dieser unruhigeren Art besonderen Reiz auf unser Auge aus.

Ein Beispiel für den ausgebildeten Stil II germanischer Tierornamentik bieten die überaus prächtigen, leider nur zum Teil und vielfach auch nur in zerbrochenem und verstümmeltem Zustand erhaltenen, ins Bayerische Nationalmuseum gelangten goldenen und silbernen Beigaben eines der Felsengräber, die 1881 bei Wittislingen unweit Dillingen im bayerischen Schwaben aufgedeckt worden sind (Abb. 281, 282). Die Grabkammer, zu der ein 2½ m tief in den Fels gehauener Schacht führte, erstreckte sich 3 m lang in den Fels hinein und umschloß das Doppelgrab eines Mannes und einer Frau.

Das herrlichste Stück im Grabe des Mannes, Uffila mit Namen, ist eine vergoldete Silberfibel (Abb. 281, Nr. 5) mit halbrunder, ursprünglich zehnknöpfiger Kopfplatte, bedeckt mit Goldfiligranplättchen und Almandinen nebst grünen Glaspasten auf Goldfolie innerhalb der vollendet feinen niellierten Zellenstege. An den Seiten der Fußplatte, aber in sie einbezogen, hängen zwei Adlerköpfe im Tierstil II, scheinbar ein langobardisches Motiv, wie wir es soeben an der Fibel aus Toskana gesehen haben. Indes dürfte dies Motiv an dem Wittislinger Stück eher noch von den unter skandinavischem Einfluß auch in Deutschland Mode gewordenen Fibeln mit abwärts beißenden Tierköpfen herstammen, deren spätere Gruppe statt der beißenden Tierköpfe vielmehr Adlerköpfe mit geschlossenem Schnabel führt. Die Adlerköpfe werden an diesen deutschen Fibeln in der von den langobardischen Stücken abweichenden, aber der Wittislinger Fibel entsprechenden gesteigerten Größe dargestellt und ebenfalls in die Fußplatte einbezogen, was bei den langobardischen Fibeln nicht der Fall ist. Auf der Rückseite der Fußplatte befindet sich, nicht mehr in Runen, wie an manchen südwestdeutschen und mittelrheinischen Fibeln des 6. Jahrhunderts, sondern schon in lateinischen, mit viel Niello gefüllten Buchstaben eine Inschrift, wonach die Fibel als ein Geschenk der bereits verstorbenen Frau Tisa an ihren Mann Uffila bezeichnet wird. Der den Schluß der Inschrift bildende Name Wigerig deutet vielleicht auf den Meister des Kunstwerkes oder auch nur der Inschrift.

In dem Mannesgrabe finden sich ferner drei Teile eines gleicharmigen Goldblechkreuzes (Nr. 8, 9, 10) mit gepreßtem, viersträhnigem, geperltem Flechtband, das beiderseits in Tierköpfe von entartetem Stil I ausläuft, und ein goldener Fingerring, dessen Platte einen bärtigen Kopf in Relief trägt (Nr. 13), Reste eines bronzenen Kettenpanzers, eiserne mit Silber tauschierte Riemenbeschläge, zwei Gürtelschnallen, ein Bronzebecken mit Stiel u. a.

Unter den zahlreichen Beigaben der Frau Tisa, von denen nur die wichtigsten angeführt seien, ragt als Prachtstück eine aus Goldblech auf Bronzeunterlage gearbeitete große runde Scheibenfibel hervor (Nr. 7). Diese Art Scheibenbroschen erscheint bei den Franken zuerst

In Abb. 284 ist ein 4,4 cm langer, rechteckiger silberner, vergoldeter Beschlag mit vier gewölbten Ecknieten wiedergegeben. Trotz der mehr schematischen Darstellung lediglich von Kopf und Beinansatz der beiden Tiere, die das Ornament des Stückes bilden, muß es wegen seiner ganzen Gestalt wie seines klar gehaltenen Flechtbandmusters dem Stil II und also dem 7. Jahrhundert zugesprochen werden. Es stammt, wie die beiden um ein Jahrhundert älteren Silberfibeln (Abb. 125) angeblich aus Ulm, dürfte aber eher ein Raub aus dem großen merowingischen Gräberfelde von Nordendorf bei Donauwörth sein. Bei dem Tierornament handelt es sich um eine Entstellung des kauernden, rückwärts blickenden Tieres, dessen Kopf einmal links oben, dann in umgekehrter Stellung rechts unten sich befindet. Vom Hinterkopfe des links oben dargestellten Tieres gehen zwei Konturlinien aus. Die obere läuft zunächst gerade rückwärts bis zur Umbiegung nach unten, wo eine mandelförmige Schleife den Beinansatz andeutet, um sich dann im Bogen mit den Kiefern und der unteren Konturlinie desselben Tieres zu verflechten. Die untere Konturlinie dagegen läuft vom Hinterkopfe sogleich abwärts parallel der oberen Konturlinie und reicht bis zum Kopf des anderen Tieres. Eigentliche Tierleiber sind also nicht vorhanden, sondern nur zwei leere, ineinandergeflochtene Konturlinien.

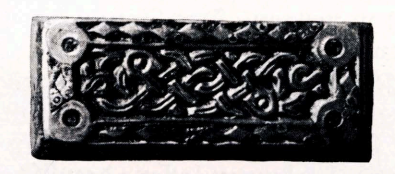


Abb. 284. 1/1. Vergoldeter silberner Beschlag auf Bronzeunterlage, angeblich aus Ulm (vielleicht aus Nordendorf, B. A. Donauwörth, Bayr. Schwaben). 7. Jahrh. Phot. des Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte zu Berlin

Solche rechteckige Beschläge gehören zu jenen neuen süddeutschen Formen, die zu Beginn der älteren Vendelzeit durch Schweden übernommen werden. Hierunter befinden sich weiter quadratische bronzene Riemenkreuzbeschläge vom Pferdegeschirr, wie in Abb. 287 und 353, lange schmale, eckig ausgeschweifte, an der Spitze abgerundete Riemenzungen (Abb. 285), Rundfibeln mit Tierköpfen in Stil II, meist in Dreibein- oder abgerundeter Hakenkreuzform (Abb. 279), S-förmige Fibeln mit Tierköpfen in Stil II (Abb. 286), Fibeln oder Beschläge in der schon älteren Form eines gekrümmten Vogels (vgl. Abb. 128), aber nun mit einem Kopf in Stil II, gepreßte Bleche mit Flechtbändern und Tierornamentik in Stil II (vgl. die Silberkapsel Abb. 282 links), Schnallen mit Schilddorn (Abb. 285), durchbrochene Zierscheiben (vgl. Abb. 282 rechts), Ringschwerter und Spangenhelme. Auf die letzteren beiden Formarten kommen wir noch näher zurück.



Abb. 285. 1/1. Mayen i. d. Eifel, Gräberfeld „Auf der Eich". Schnalle mit Schilddorn. 7. Jahrh. (nach P. Hörter)

Wir wollen vorher noch einige einschlägige Altertümer aus dem namengebenden Fundorte selbst, aus Vendel, betrachten.

Da ist zunächst ein quadratischer, vergoldeter Bronzeriemenkreuzbeschlag (Abb. 287) zu nennen. Das Innere der Oberseite ist mit vier verschlungenen Tieren im späteren Stil II gefüllt; die Köpfe der Tiere liegen in den vier Ecken; der Rahmen zeigt Bandgeflecht.

Ferner ein vergoldeter Bronzebeschlag mit seitlicher Ringöse (Abb. 288), auf dem sich leicht vier kauernde, rückwärtsschauende Tiergestalten in spätem Stil II erkennen lassen; dazwischen Bandgeflecht und unterhalb des Ringes ein furchtbar dräuendes Angesicht mit weitgeöffnetem Rachen, das beiderseits von je einem Tierkopf umgeben ist. Man hat neuerdings die gesamte Verzierung des Stückes als einen bösen Dämon, als ein Untier gedeutet, dessen Ober- wie Unterleib von den zwei Tierpaaren des Beschlages gebildet wird. Die Deutung ist geistvoll; sie geht aber doch wohl zu weit, wenn das mitten und auf den Seitenflächen bis hinauf zum Gesichte des Untiers laufende Bandgeschlinge als eine Kette aufgefaßt wird, mit der das Untier gefesselt und gebannt werden sollte.

Ein letzter Beschlag (Abb. 289) in Form eines Tierkopfes, aus gepreßtem Bronzeblech, der mit bloßem Bandgeflecht bedeckt ist, gehört nebst drei anderen in kreuzförmiger Anordnung zur Verzierung der Wölbung eines Prachtschildbuckels. Er stammt aus einem Grabe, dessen Beigaben es schon in die Übergangszeit von Stil II zu Stil III weisen, also in die Zeit von etwa 700.

Endlich sei noch als Beispiel genannt der in veränderter Form fortlebende „Spangenhelm", eine eiserne Helmhaube (Abb. 290), die hier ohne die zugehörigen Wangenklappen und den Nasenschutz wieder-



Abb. 286. $^3/_4$. Mörstadt, Rheinhessen. Bronzefibel in Tierstil II (nach Salin)

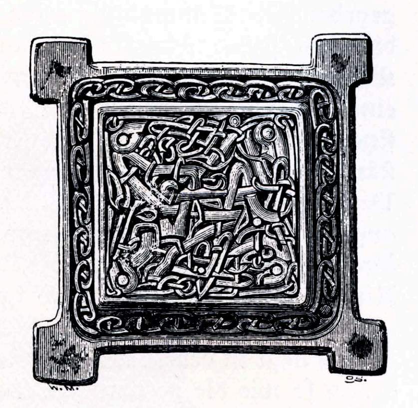


Abb. 287. $^1/_1$. Vendel, Uppland, Grab I. Vergoldeter Bronzeriemenbeschlag; mit spätem Tierstil II (nach Stolpe-Arne)



Abb. 288. $^1/_1$. Vendel, Uppland, Grab I. Vergoldeter Bronzebeschlag mit spätem Tierstil II und Bandgeflecht (nach Salin)



Abb. 289. $^1/_1$. Vendel, Uppland, Grab XI. Gepreßter Bronzeblechbeschlag von der Wölbung eines Prachtschildbuckels. Um 700 (nach Stolpe-Arne)

gegeben ist. Während die etwas älteren germanischen Spangenhelme, die aus sechs, selten vier hochgestellten, oben zusammenfließenden Eisenrippen und einem sie unten verbindenden Stirnbande bestehen, eine stehende Eberfigur rein als krönendes Ornament, später einen sitzenden und tief eingesunkenen Eber oder Adler als wertvolle Verstärkung der Helmspitze besitzen, finden sich bei dem Helm aus dem Vendelgrab XIV (Abb. 290), das etwa der Mitte des 7. Jahrhunderts angehört, keine Spitzenzier und kein Kamm mehr; doch die gepreßten Bronzeblechstreifen sind so angebracht, daß sie die Konstruktionsart aus Rippen und Stirnband noch durchleuchten lassen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Kunst der Tierornamentik, genau so wie die germanische Kunst der gesamten früheren Zeiten, ihre

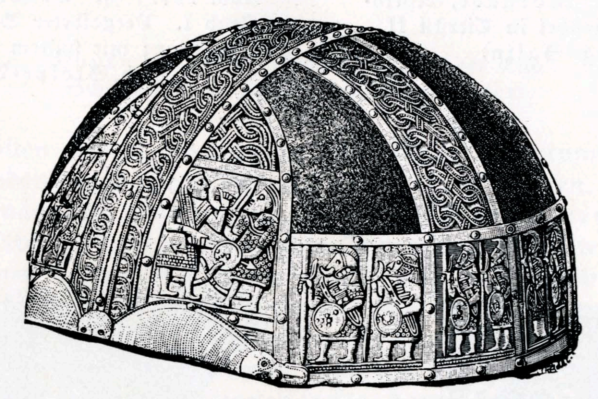


Abb. 290. 1/2. Vendel, Uppland, Grab XIV. Eiserne Helmhaube (ohne die zugehörigen Wangenklappen und den Nasenschirm) mit gepreßter Bronzeblechbedeckung. Um 650 (nach Stolpe-Arne)

Verwendung und ihren Ausdruck hauptsächlich am weiblichen Schmuck und hier wieder in besonderem Maße an den Fibeln findet, während Männergräber in dieser Zeit selten Schmucksachen und für gewöhnlich keine Fibeln enthalten. Darum seien hier noch drei Männergräber aus der Übergangszeit von Stil I zu Stil II, also annähernd um 600 und ein weiteres aus der Zeit des fertigen Tierstils II, beschrieben, deren Beigaben die Kultur dieser Zeit von einer neuen Seite her zeigen. Das eine wurde zu Gammertingen bei Sigmaringen, das andere zu Hintschingen im südlichen Baden, das dritte zu Férebrianges in Nordfrankreich, das vierte zu Gutenstein bei Sigmaringen aufgedeckt.

In dem großen, aus 260 Bestattungen bestehenden alemannischen Reihengräberfeld von Gammertingen ragt ein besonders vornehmes Grab hervor, das „Hauptgrab", die Ruhestätte eines Fürsten, neben der sich 4—5 reiche Frauengräber befinden.



Abb. 293. Weißenfels a. d. Saale. Nach Photographie der Hallischen Landesanstalt für Vorgeschichte

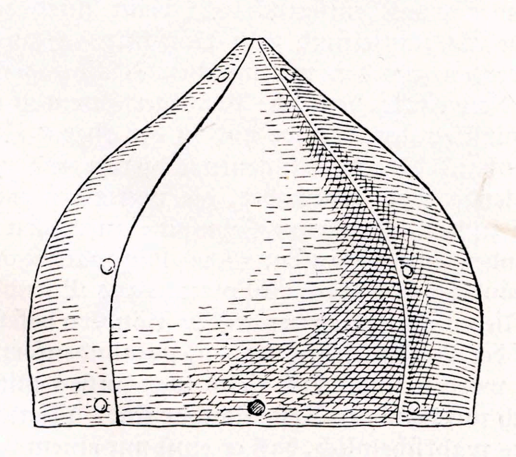


Abb. 294. 17,5 cm hoch. Südrußland. Eisenhelm (nach M. Ebert)

um 600 vergrabene, ein diesem ganz ähnlicher zu St. Petersburg befindlicher, dessen Herkunft unbekannt ist, endlich ein erst 1930 aus einer Kiesgrube bei Weißenfels a. d. Saale gewonnener (Abb. 293), sind mehr oder weniger gleich verziert und annähernd gleichaltrig.

Aber alle diese Helme sind, wie ihre konische, asiatische Form, ihre Machart und besonders auch ihre Verzierung beweist, keine germanische Arbeit, sondern stammen aus den bosporanischen Waffenfabriken Südrußlands, die auch noch unter der Gotenherrschaft weiterarbeiteten. Wir kennen Vorstufen der Spangenhelme aus Südrußland, die nur in einer aus vier dreieckigen Lappen zusammengenieteten Eisenkappe mit Wangenklappen bestehen, aber weder Stirnreif noch Scheitelplatte besitzen und ganz unverziert sind (Abb. 294). Eine spätere Stufe fügt Stirnreif und Scheitelplatte aus Eisen hinzu, wie ein in Ägypten gefundener Helm des Leidener Museums bezeugt. Die dritte Stufe wird dargestellt durch einen in der Petersburger Ermitage befindlichen, erst kürzlich veröffentlichten, zu Concesti in der Moldau in einem mit Goldschmuck und besonders mit Silbergefäßen überreich ausgestatteten Grabe gefundenen Helm, der um 400 angesetzt wird. Dieser Helm hat ein Gerüst von zwei leichten, stabförmigen, auf dem Scheitel sich kreuzenden goldenen Spangen erhalten, zwischen denen dreieckige Eisenlappen angenietet sind. Diese Lappen und der Stirnreif sind mit Silberblechplatten belegt, auf denen als Muster sich kreuzende Linien, Kreise und Punktstriche eingepreßt sind. Auf einer vierten Stufe, vertreten durch einen Bronzehelm des Britischen Museums und ein erst neuerdings aufgetauchtes Stück des Städtischen Museums für Naturkunde zu Bremen, sind die Spangen breitbandig geworden und zeigen an ihrem Unterteile eine Ausschweifung. Der stark beschädigte Eisenhelm des Bremischen Museums (Abb. 295) kam in der Altstadt von Bremen, 6 m tief im Sande der Balge, eines ehemaligen Zuflusses der Weser, etwa 45 m vom Strome entfernt, 1925 beim Ausheben einer Hausfundamentgrube als Einzelfund zum Vorschein. Sein Aussehen und sein Aufbau werden aus den vorzüglichen Zeichnungen, die ich Prof. Schauinsland verdanke, deutlich: Kräftiger Stirnreif von 19 : 16,5 cm Weite, unten mit kleinster Krempe und in der oberen Hälfte mit einem gezähnten Eisenband bedeckt. Angenietet hieran sind zwei breite, aufwärts abschmalende Spangenbänder, die von vorn nach hinten und von einer Seite zu der anderen zur Helmspitze aufsteigen und dort über- und untereinander hinweglaufen. Die spitzovalen offenen Stellen zwischen den Bändern sind durch Füllplatten aus Eisenblech geschlossen, die mittels 46 Nieten von unten her an den Bändern befestigt sind, wobei die Nieten auf der Außenseite zu hohen, pyramidenförmigen Stacheln ausgeschmiedet worden sind. Der Helm war außen mit Silber belegt, wovon nur noch unscheinbare Reste sichtbar sind. Nietlöcher am Stirnreifen machen es wahrscheinlich, daß er einst mit einem heute nicht mehr vorhandenen Schmuckbande aus Bronze oder Edelmetall belegt war.

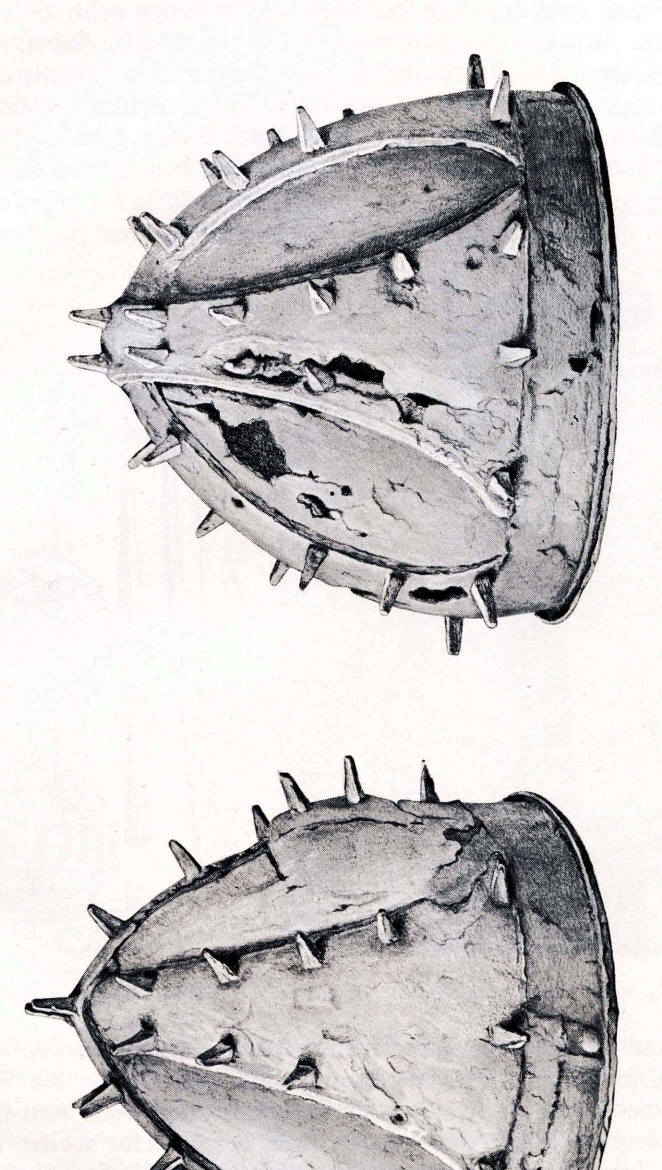


Abb. 295. $^{1}/_{3}$. Bremen, Altstadt. Eiserner, versilberter Helm. Nach Zeichnungen des Städtischen Museums für Natur- und Völkerkunde, Bremen

Die fünfte Stufe endlich bilden die oben besprochenen zehn Helme der Gammertinger Art, bei der das vier- oder, wie meist, sechsspangige Gerüst eine flügelartige Erweiterung der unteren Spangenteile erhält.

Man hat vermutet, daß die ältesten dieser Helme nach Dalmatien und Italien durch Alanen oder eher wohl noch durch Goten gebracht worden sind. Die späteren Stücke sind dann wohl durch den Handel über das

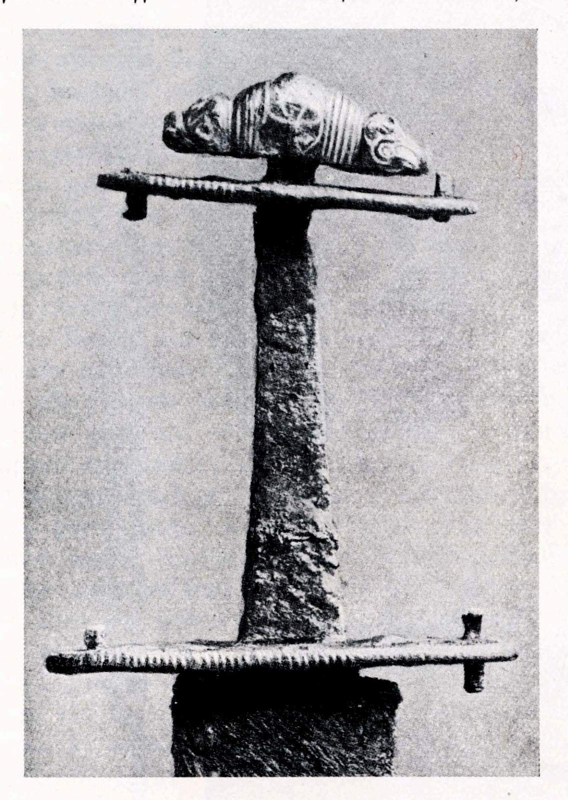


Abb. 296. 1/3. Hintschingen, Baden. Spatha

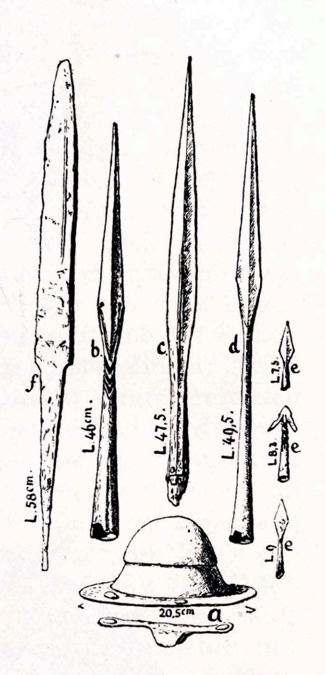


Abb. 297. Hintschingen

Mittelmeer nach Westeuropa gekommen, vielleicht die Rhonestraße aufwärts nach Ostfrankreich, Südwestdeutschland und bis an die Saale. Daß aber solche Helme auch in Italien wahrscheinlich sogar von langobardischen Künstlern verfertigt worden sind, beweist eine weiter unten in dem den Langobarden gewidmeten Abschnitt zu besprechende getriebene Goldplatte aus der Zeit des langobardischen Königs Agilulf (Abb. 357).

Im Frühling des Kriegsjahres 1915 wurde an der obersten Donau zu Hintschingen, Amt Engen in Baden, ein größerer alemannischer Friedhof des 7. Jahrhunderts aufgedeckt, in dem ein durch seine kostbaren und zahlreichen Beigaben ausgezeichnetes Grab eines vornehmen

Reitersmannes sich befand, dessen Skelett, mit kräftigem Langschädel, auch gut erhalten war. Auf seiner Brust lag eines der uns schon von Wittislingen (Abb. 281) her bekannten Kreuze aus dünnem Feingoldblech mit Zieraten, die in getriebener Arbeit Tierfiguren mit Augeneinfassung in richtigem Stil I enthalten. Solche Goldkreuze erscheinen in Süddeutschland nicht selten, bei den Langobarden in Italien aber sehr häufig. Auf der Mittelscheibe befindet sich eine sechsblättrige Rosette und auf den vier Armen das Tierornament in Stil I. An der rechten

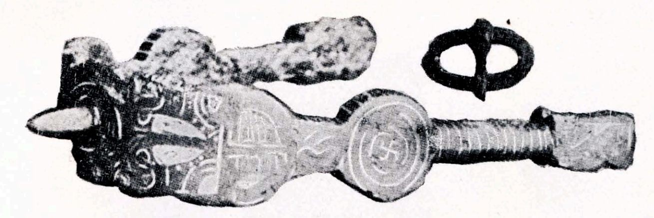


Abb. 298. 1/2. Hintschingen. Silbertauschierter Eisensporn nebst Eisenschnalle

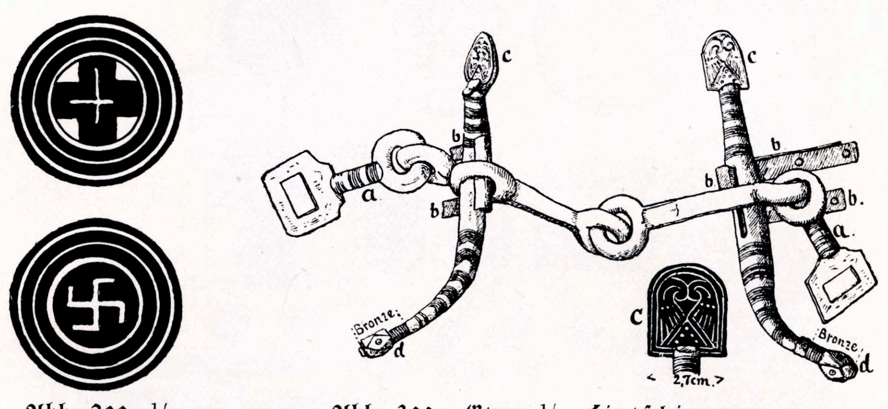


Abb. 299. 1/1. Hintschingen

Abb. 300. Etwa 1/4. Hintschingen

Hand lag ein goldener Fingerring, dessen Schildplatte ein abgenutzter Goldsolidus des Kaisers Justinus II. (565—578) bildete. Ebenfalls an der rechten Körperseite lag, mit dem Knauf in Gürtelhöhe, eine zweischneidige Spatha mit geringen Resten der Holzscheide und ganz vergangener Griffhilze (Abb. 296); am unteren wie am oberen Ende der Griffangel befindet sich je eine ovale Eisenplatte mit silbertauschiertem Rande und zwei Eisennieten zum Festhalten jetzt vergangener Holz- oder Knochenplatten; der eiserne Knauf, der beiderseits in Tierköpfe endigt, ist mit Silbertauschierung bedeckt. Auf der Klinge der Spatha lag ein einschneidiger, langer Skramasax und ein kurzes Eisenmesser. Weiter abwärts befand sich am rechten Unterschenkel mit der Spitze nach unten gekehrt eine 46 cm lange Lanzenspitze mit eingeschlagener Winkelver-

zierung (Abb. 297, b), auf dem linken Unterschenkel ein Schildbuckel nebst Schildfessel (Abb. 297, a). Den linken Fuß bewehrte (zum Rechtsgalopp) ein 13 cm langer, mit reicher Silbertauschierung, zum Teil in spätestem Tierstil I, gezierter Eisensporn (Abb. 298), dessen scheibenförmige Armerweiterungen in Abb. 299 besonders vorgeführt werden. In der Lendengegend waren 24 silbertauschierte, eiserne Zierstücke vom Gürtel und Wehrgehänge, teils Schnallen mit Schilddorn, teils kleine Riemenzungen und Beschläge. Zu Füßen des Mannes end-

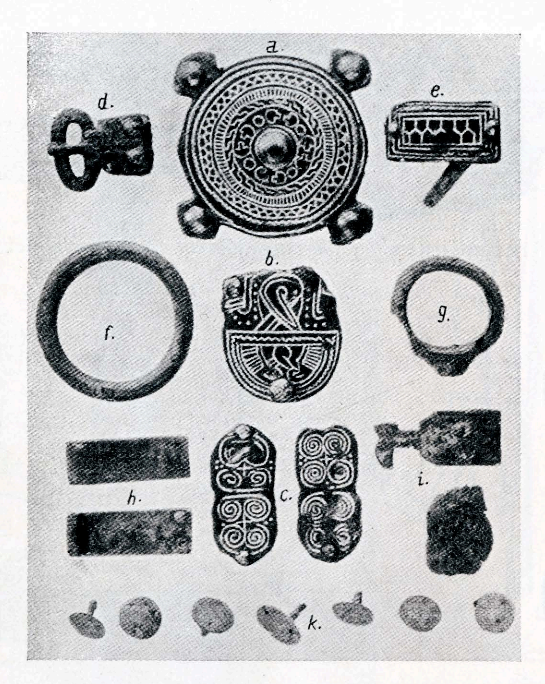


Abb. 301. Etwa $^2/_5$. Hintschingen

lich ruhte das Zaumzeug (Abb. 300) seines Streitrosses, das selbst nicht mit bestattet war. Das Hauptstück davon ist die Eisentrense (a, b), deren beide silbertauschierte Knebel (c, d) oben in feinverzierte Platten und unten in Bronzeknöpfe auslaufen. In den äußeren Ringen hingen die geösten Stangen für die Zügel. Weiter gehören dazu zwei prächtige Eisenrosetten mit Silbertauschierung und vergoldeten Nagelköpfen, die das Stirnband des Kopfstückes festhielten (Abb. 301, a), zwei Eisenplättchen mit Tierornament im Übergang von Stil I zu Stil II (b), vier andere Plättchen (c), ein rechteckiges Plättchen (e), alles reich silbertauschiert; zwei Bronzeringe (f, g); 25 Bronzenägel (k); eine kleine Schnalle (d).

Die abgenutzte Justinusmünze, die Schnallen mit entwickeltem Schilddorn und die Silbertauschierung beweisen, daß der Grabfund etwa um 600 oder in den Beginn des 7. Jahrhunderts anzusetzen ist.

Als dritten Beleg der so unverhältnismäßig seltenen Prachtschwerter aus der Zeit der Tierornamentik, besonders aus ihren späteren Stufen, füge ich ein fränkisches Schwert aus dem Gräberfelde von Férebrian-

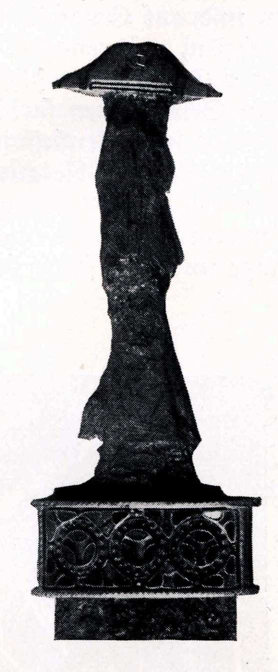
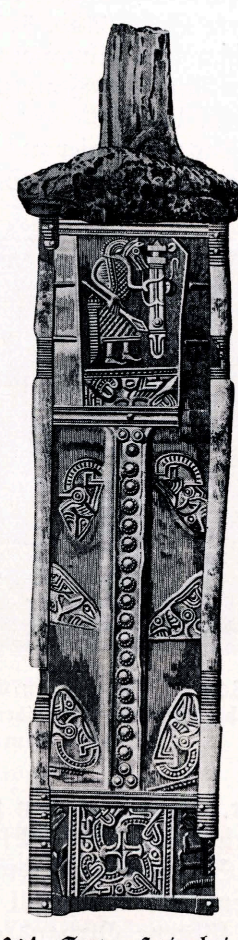


Abb. 302. Etwa 1/2. Férebrianges. Dep. Marne (nach Ebert)



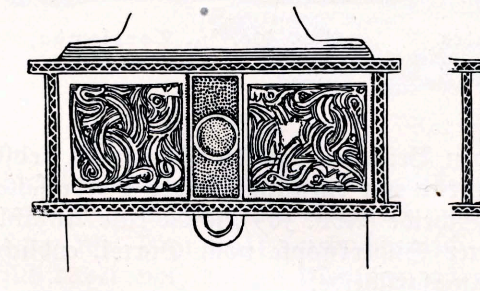


Abb. 303. Fast 1/1. Férebrianges, Dep. Marne Rückseite des Scheidenmundblechs des Schwertes in Abb. 302 (nach Ebert)

Abb. 304. Gutenstein bei Sigmaringen. Eisenschwert mit silberner Scheidenbekleidung (nach Lindenschmit)

ges im Dep. Marne hinzu, das wohl in eine Übergangszeit von Tierstil I zu Tierstil II, also um 600, zu setzen ist. Die Eisenteile haben sehr gelitten, die Griffhülle und die beiden Querstücke des Griffes sind leider abhanden gekommen. Um so bedeutungsvoller ist das wohlerhaltene Mundblech der vergangenen Holz- oder Lederscheide, das aus einem

2,5 cm breiten, vergoldeten Silberbande besteht. Sein rechteckiger, aufstehender Rahmen besitzt Nielloeinlage. Die Vorderseite (Abb. 302) zeigt das Motiv sich schneidender Kreise, die von aufgelöteten Goldblechzellen und -stegen gebildet werden und auf Goldfolie liegende Almandine und dunkelgrüne Glaspaste fassen, während die dazwischenliegende tiefere Fläche durch aufgelötetes Goldfiligran geziert ist. Die andere Seite (Abb. 303) trägt zu beiden Seiten einen farbigen Mittelstreifen aus Almandin und grünem Glas in Zellenfassung, auf den tiefer liegenden Hauptflächen aber eine Verzierung, die aus entartetem Tierstil besteht.

Das vierte hier zu besprechende Männergrab kam bei einem Hausbau zu Gutenstein bei Sigmaringen zutage und war schon fast ganz zer-



Abb. 305. 1/1. Gutenstein. Oberstes Feld des silbernen Schwertscheidenbeschlags (nach Lindenschmit)



Abb. 306. 1/1. Torslunda, Öland. Bronzeformplatte

stört. Übriggeblieben sind von den Beigaben nur die Griffangel nebst Parierstange eines Eisenschwertes mit daranhängender Vorderseite der Silberblechbekleidung seiner Scheide (Abb. 304), sowie eine Anzahl in entartetem Tierstil II verzierter Silberknöpfe vom Gürtel, endlich das silberne Ortband einer Skramasaxscheide.

Der silberne Scheidenbeschlag wird durch schmale Bronzeblechstreifen mit seiner jetzt verlorengegangenen Rückseite zusammengehalten. Er zeigt auf drei durch Bronzeblechquerstreifen eingeteilten Feldern in getriebener Arbeit zu oberst eine mit langem, ärmellosem, geschlossenem Schuppenrock bekleidete menschliche Gestalt, die einen Wolfskopf hat und eine Lanze sowie ein mit dem Gürtelriemen umwickeltes Schwert von der seltenen Art der Ringschwerter in den Händen hält, endlich hinter sich noch einen mit Pfeilen gefüllten Köcher hängen hat (Abb. 305). Darunter befindet sich ein Tier und auf dem Mittelfelde sechs Tiere

sowie auf dem untersten Felde als Umgebung eines Kreuzes noch zwei Tiere, alle in undeutlichem Stil II und mit bandartigen Hälsen. Sehr bemerkenswert ist, daß auf einer der gleichaltrigen gepreßten Bronzeblechplatten von Torslunda auf Öland, die als Formen für solche gepreßten Bleche gedient haben, wie sie z. B. am Stirnband des oben beschriebenen Prachthelms von Vendel angenietet sind, eine nah verwandte Darstellung eines menschlichen Kriegers mit Wolfskopf, Lanze und Ringschwert sich findet (Abb. 306).

Es herrscht Übereinstimmung darüber, daß diese seltsamen Mischgestalten einen mythologischen Gehalt haben. Eine Erklärung bieten

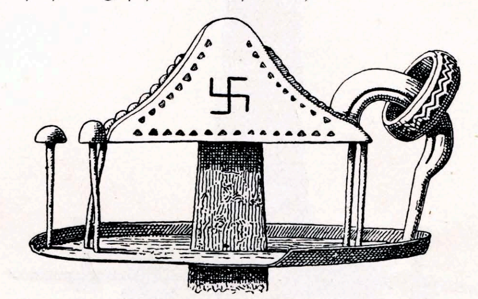


Abb. 307. $^1/_1$. Bifrons, Kent. Bronze

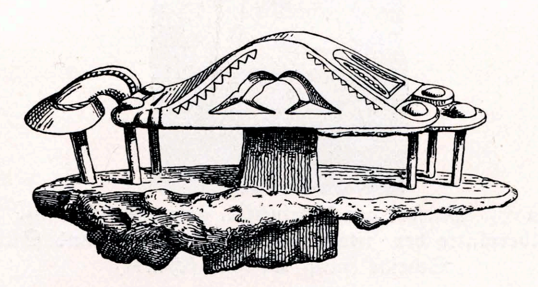


Abb. 308. $^1/_1$. Sarre, Kent. Bronze

die Ausdrücke althochdeutsch wulfhetan (angelsächsisch heden) und altnordisch ulfhedinn, die einen Mann im Wolfspelz bedeuten, also dasselbe wie Werwolf (althochdeutsch weriwolf). Anfangs stellte man sich dabei vor, daß es Menschen gäbe, die sich vollständig in ein Tier verwandeln können und dann die Lebens- und Handlungsweise dieses Tieres annehmen, wie es der Fall ist in der ursprünglich südgermanischen Sage von Sigmund und seinem Sohne Sintarfizzilo, dessen Name einen Decknamen für „Wolf" darstellt. Beide verwandeln sich bekanntlich in Wölfe und verüben dann wölfische Taten. Später bedeutet Werwolf einfach „Mann im Wolfspelz".

Das Prachtschwert von Gutenstein gibt Anlaß, auf die Ringschwerter des ausgehenden 6. und der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts näher einzugehen.

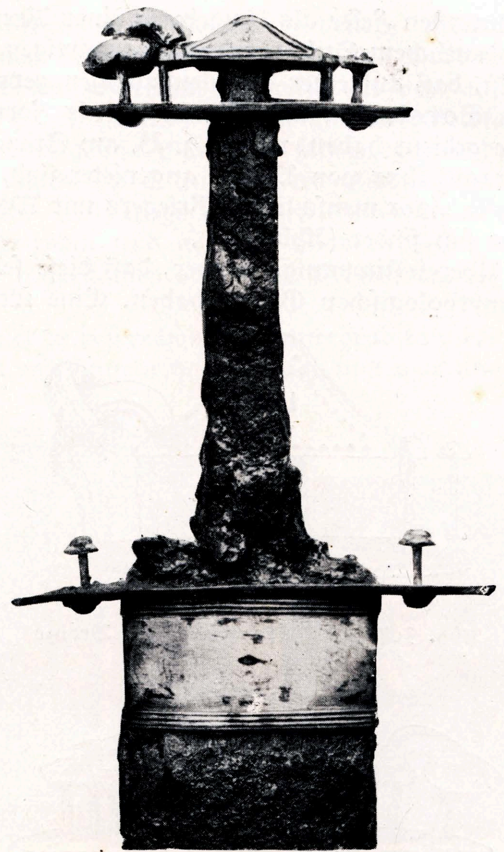
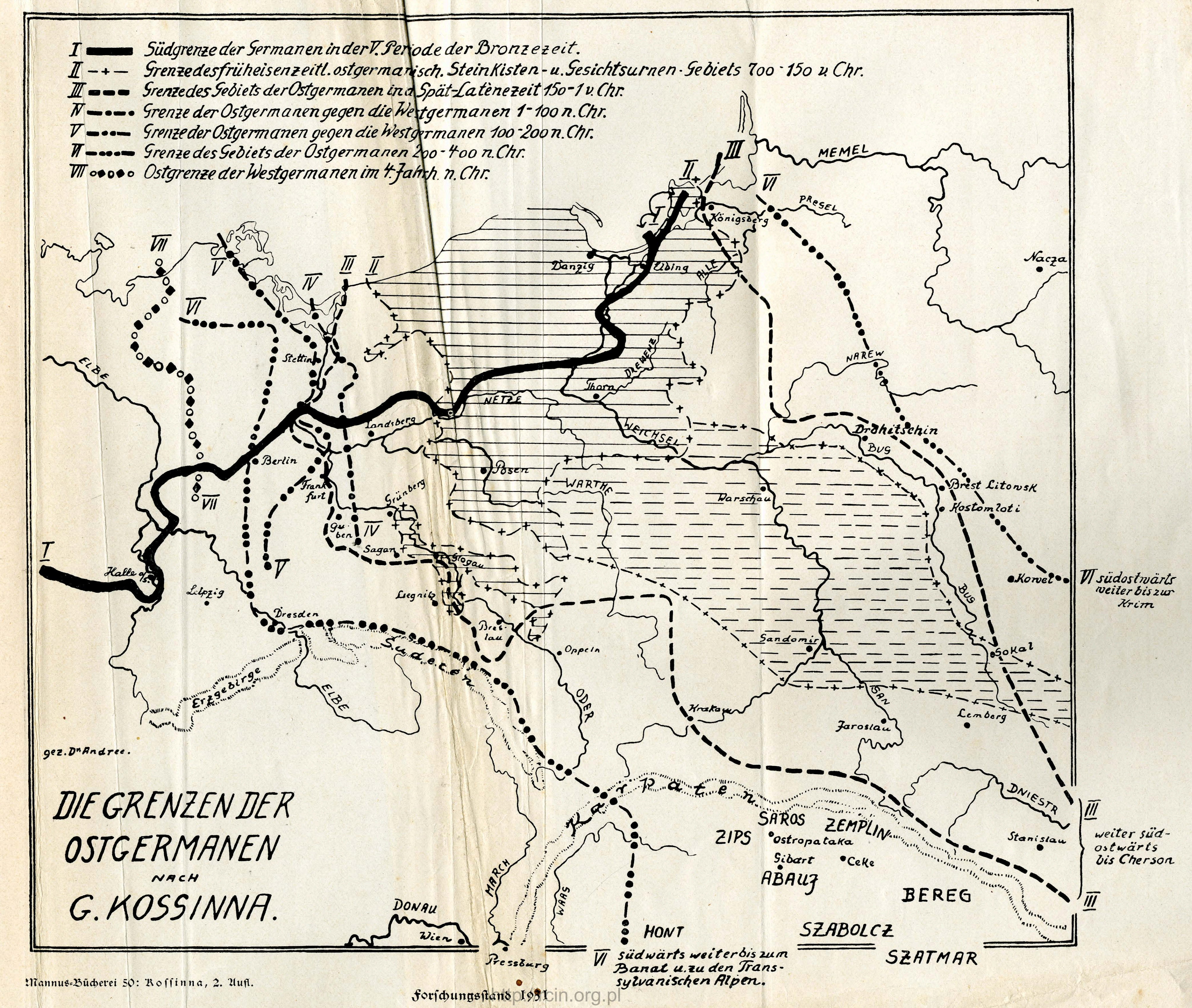


Abb. 309. Etwa $^2/_3$. Kastel am Rheinufer, gegenüber Mainz. Ringschwert mit Silberknauf, Silberplatte der (verlorenen) Parierstange und Silbermundstück der Scheide (nach Lindenschmit)



Abb. 310. $^1/_1$. Torslunda, Öland. Bronzeformplatte



Forschungsstand 1931

„Ringschwert“ ist im angelsächsischen Beowulfepos die Bezeichnung für ein als „Schatz“ betrachtetes, besonders prachtvolles, am Griff reich verziertes und mit einem Goldring geschmücktes Schwert, das nur für hervorragende Helden bestimmt war. Doch erst die Archäologie konnte erweisen, wie solche Schwerter tatsächlich aussahen. Sie haben in einer am Knauf angelöteten Öse einen meist goldenen Ring, der bei den frühesten Stücken in der Öse lose spielt, bei den späteren aber mit dem Knauf fest verschmilzt und unbeweglich wird. Die ältere Art mit losem Ring kommt fast nur in England vor, jedoch nicht bei den Angelsachsen, sondern ausschließlich im jütischen Kent: in fünf Fällen haben sich solche erhalten (Abb. 307, 308). Hier gehören die Schwerter in die Zeit um 600 oder bald danach. Die jüngere Art mit festem Ring, die in Kent nur einmal vorkommt, erscheint zahlreicher auf dem Festlande: einmal in Nordfrankreich (Dep. Aisne), dann zu Kastel gegenüber Mainz aus einem am Rheinufer entdeckten Kriegergrabe mit reicher Beigabe von Waffen nebst einer Bronzeschüssel mit gebuckeltem Rande, wie von Teterow (oben Abb. 138 Mitte), einer hohen Glasflasche und einem Glasbecher mit ausgewölbtem Boden (Abb. 309), weiter zu Gutenstein bei Sigmaringen (Abb. 305), zu Schretzheim in Bayrisch-Schwaben, endlich dreimal im langobardischen Italien, hier an den Knäufen und Futteralen der Griffangelbekleidung aufs reichste, teils mit Granaten in Zellenfassung, teils in Filigran verziert. Von Süddeutschland her scheint der Typus der Ringschwerter mit einer Reihe anderer, oben schon erwähnter Formen von Altsachen zur beginnenden Vendelzeit nach Schweden eingeführt worden zu sein, wo er in ähnlich prächtiger, ja noch prächtigerer Ausgestaltung als in Italien von Gotland (Vallstenarum), Uppland und Södermanland bekannt geworden ist. Hier sind nicht nur die Knäufe und Griffstangen, sondern zuweilen



Abb. 311. Modell eines fränkischen Kriegers. Römisch-Germanisches Zentralmuseum zu Mainz

auch die beiden Querstangen des Griffes aus Gold, vergoldetem Silber oder vergoldeter Bronze und mit reicher Flechtornamentik geschmückt. Auch auf einer der vier Formplatten von Torslunda (Abb. 310), sowie auf einer Bronzeplatte am Stirnbande des oben beschriebenen Prachthelms aus Grab XIV von Vendel (Abb. 290) trägt der vordere, also vornehmere der beiden Krieger ein Ringschwert, der andere ein einfaches Schwert.

An die Beschreibung dieser Fürstengräber sei noch ein kurzer Hinweis auf die Wiederherstellung der Ausrüstung eines fränkischen Kriegers geschlossen, wie sie das Römisch-Germanische Zentralmuseum zu Mainz versucht hat (Abb. 311). Die Figur zeigt einen durch einen Ledergürtel geschlossenen Rock, kurze Hosen, Beinbinden, Bundschuhe, einen Mantel, der durch eine vielknöpfige Fibel, wie sie nur von Frauen getragen wurden, befestigt ist und eine reiche Bewaffnung: die Lanze in der Linken, in der Rechten das Wurfbeil, die „Franziska", am Gürtel links die Spatha, das Langschwert, und rechts der Sax, das Kurzschwert mit langem Griff. Das Haupt bedeckt ein Spangenhelm, wie er im 6. Jahrhundert von Fürsten getragen wurde. Der Gürtel wird durch eine silbertauschierte Eisenschnalle geschlossen, wie sie im 7. Jahrhundert üblich war. Die zeitliche Einheitlichkeit ist also bei diesem Modell nicht voll gewahrt worden.

Die Alemannen

Wir haben uns nun noch mit einem wiederum alemannischen Gräberfelde zu beschäftigen, das hier unmöglich übergangen werden kann, weil es nach vielen Richtungen völlig Neues, in mancher Hinsicht sogar Einzigartiges bietet. Das ist das Reihengräberfeld von Oberflacht, Oberamt Tuttlingen, im südlichen Albvorlande Württembergs.

Die Alemannen waren aus der Mark Brandenburg, wo sie als Semnonen eine der mächtigsten Völkerschaften, ja das Kernvolk der swebischen Stammesgruppe bildeten, bald nach 200 an den Main abgerückt und besetzten nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft am Limes um 260 das ganze südwestdeutsche Gebiet zwischen Rhein, Bodensee, Iller und Donau, dazu nördlich des Mains noch den Rheingau und die Wetterau. Nordostwärts in ihrem Rücken, mit dem ehemaligen Limes als Grenze, saßen die ostgermanischen Burgunden. Als im Jahre 454 der Rest der römischen Herrschaft in Gallien zusammenbrach, besiedelten die Alemannen auch von dem linksrheinischen Gebiete Elsaß, Rheinpfalz und südliches Rheinhessen, sowie die Nordschweiz. Im Jahre 496 mußten sie jedoch dem siegreichen Frankenkönig Chlodwig den Nordteil ihres Landes überlassen, so daß nun ihre Grenze gegen die Franken im Osten bei Wassertrüdingen begann, um dann über Ellwangen, den Affalterbach, Hohenasperg, die Hornis-

grinde, den Oosbach an den Rhein und linksrheinisch am Selzbach, nördlich des Hagenauer Forstes, nach dem Vogesenkamm zu laufen. Südlich dieser Linie saßen die Alemannen im wesentlichen rein und unvermischt. Die frühalemannischen Niederlassungen zeigen sich am stärksten im Winkel zwischen Bodensee und Schwarzwald, im Linzgau, in der Baar, im Hegau. In diesem Gebiete liegt die Mehrzahl der oben genauer beschriebenen Gräberfelder, wie Gammertingen, Gutenstein, Hintschingen. Und ebenso liegt hier, und zwar am Fuße des Tafelberges „Lupfen", das Reihengräberfeld bei Oberflacht.

Die Reihengräberfelder ähneln im ganzen den heutigen Friedhöfen, deren Vorläufer sie meist auch sind. Die Toten wurden reihen- oder gruppenweise in Flachgräbern bestattet, etwa 1,5 m tief, entweder in der bloßen Erde, oder in einem hölzernen oder steinernen Sarge, mitunter auch in einer aus Holzbohlen oder Steinen errichteten Grabkammer, stets in der Richtung West-Ost, so daß der Tote, dessen Kopf im Westen lag, sein Gesicht der aufgehenden Sonne zuwandte. Nur äußerst selten noch wurde der aus der norddeutschen Heimat mitgebrachte Brauch der Leichenverbrennung beobachtet; sehr selten erscheint auch die Beisetzung in einem Hügel.

In Oberflacht waren die Holzsärge meist sog. Totenbäume aus einem Eich- oder Birnbaumstamm, der über 2 m Länge hat, mit der Axt zugerichtet, der Länge nach gespalten, trogartig ausgehöhlt und entrindet. Der als Deckel dienende Oberteil wurde sorgfältiger mit abgeschrägten Kanten bearbeitet und längs seiner Mitte wurde ein Schlangenleib mit kammartigem Rücken und gehörntem und gezähntem Kopf kantig aus dem Holz gehauen (Abb. 313, Nr. 4). Diese mit Schlangen bekrönten Totenbäume dienten hauptsächlich als Männersärge, während die Frauensärge meist nur aus ausgehöhlten, entrindeten Stämmen bestanden.

Seltener waren sog. Totenbettstätten (Abb. 312), die zwischen vier Pfosten zierlich gedrechselte Geländer besitzen.

Alle besseren Särge waren außerdem durch ein Dach von längs oder quer gelegten Brettern geschützt; die besten Särge waren von einem aus Eichenbohlen hergestellten rechteckigen Verschlag umschlossen.

Sehen wir die Masse der Beigaben des Gräberfeldes genauer an, so fallen zunächst Gewebestücke auf; es sind Stoffreste aus Wolle, Leinen, Seide, dazu Filz; als Ornament zeigt sich ein Rautenmuster. Aus Leder, und zwar aus feinem Wildleder, sind erhalten zwei Sandalen sowie die Handschuhe einer Frau, die mit einem feinen Tuch gefüttert sind. An Nahrungsmitteln sind vorhanden Überbleibsel von Obst; vertreten ist der Apfel, die Birne, die Mehlbeere, die Schlehe, die Pflaume, die Süß- und die Traubenkirsche, der Pfirsich, die Hasel- und die Walnuß, der Kürbis. Schmucksachen aus Metall und Perlen sind nicht übermäßig reich vorhanden und unterscheiden sich in nichts von den fränkischen. Dagegen fällt unter den Waffen die Seltenheit

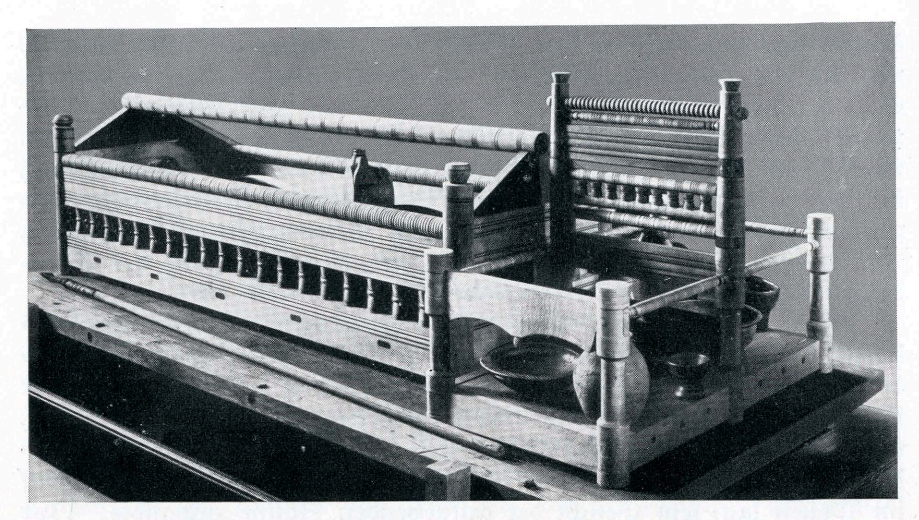


Abb. 312. Oberflacht, O.-A. Tuttlingen, Südwürttemberg. Eichene Totenbettstatt nebst Webstuhl (?) und Holzgefäßen. Photographie des Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte zu Berlin

der Lanze auf, die nur dreimal, und die Häufigkeit des kunstvoll aus Eibenholz geschnitzten Bogens, der mit den zugehörigen, zwei Fuß langen Pfeilen, in neun Gräbern vorkam. Der Bogen muß also in der Ausrüstung des germanischen, zum mindesten des alemannischen Kriegers des 6. und 7. Jahrhunderts keine geringe Rolle gespielt haben.

Alles dies tritt aber an Merkwürdigkeit weit zurück hinter der einzigartigen Menge fein gearbeiteter Holzgegenstände, wie wir sie in ähnlicher Weise nur in dem fränkischen Friedhofe von Leihgestern bei Gießen wiedergefunden haben. Vornean stehen hier die Gefäße, Schüsseln und Schalen, Teller und Becher, Trinkflaschen, sogar ein Fäßchen. Mit Ausnahme kleiner, aus einzelnen Dauben zusammengesetzter Eimer (Abb. 313, Nr. 1) sind alle Gefäße aus einem einzigen Stück Holz, Nadelholz, Buche oder Eiche, auf der Drehbank des Drechslers angefertigt worden. Außer den Gefäßen kam noch allerlei Holzgerät vor, wie Schemel (Abb. 313, Nr. 6), Bretter mit eingeritzter Verzierung der Oberseite (ebd. Nr. 5), häufiger auch Leuchter nebst Wachskerzen, ganz wie zu Leihgestern (ebd. Nr. 2), Schuhleisten (auch in Leihgestern), Webegeräte, endlich in zwei Gräbern eine Leier (ebd. Nr. 3), auf die wir bei der Beschreibung des im Berliner Museum befindlichen Grabes aus Oberflacht noch zurückkommen werden.

Besonders hervorragende Holzarbeiten sind einmal die beiden sog. „Totenschuhe", die einem Mann links und rechts zu seinen Häupten beigegeben waren, und die häufigen Feldflaschen.

Die in ihrer Formgebung entfernt an Schnabelschuhe erinnernden Totenschuhe (Abb. 314) sind auf ihrer Vorderseite mit prachtvollem

Abb. 313. Oberflacht, O.-A. Tuttlingen, Württemberg. Holzgegenstände aus verschiedenen Gräbern: 1. Eimer (1/7), 2. Leuchter; 3. Harfe; 4. Endstück des Deckels eines Totenbaumes; 5. Verziertes Brett (Webegerät?) (1/7); 6. Schemel (1/10)

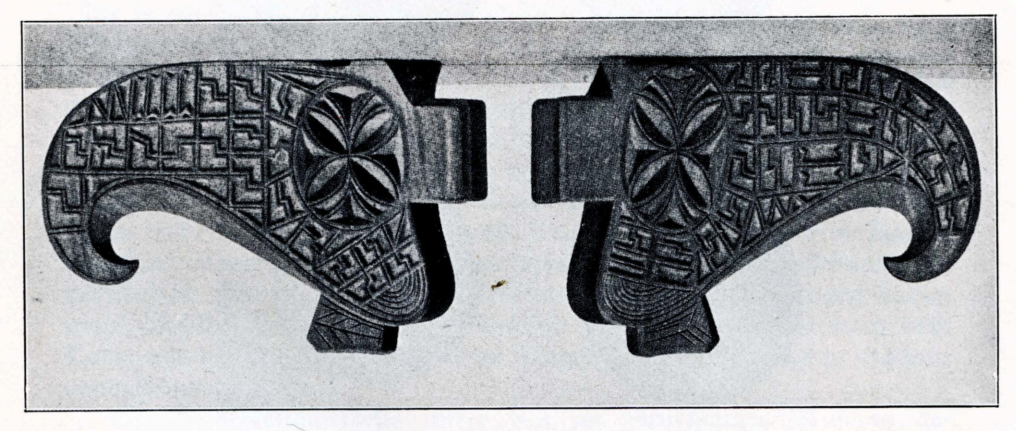


Abb. 314. 1/2. Oberflacht, O.-A. Tuttlingen, Württemberg. Sog. „Totenschuhe" aus Holz (nach Goeßler). Die Abbildung ist absichtlich auf den Kopf gestellt

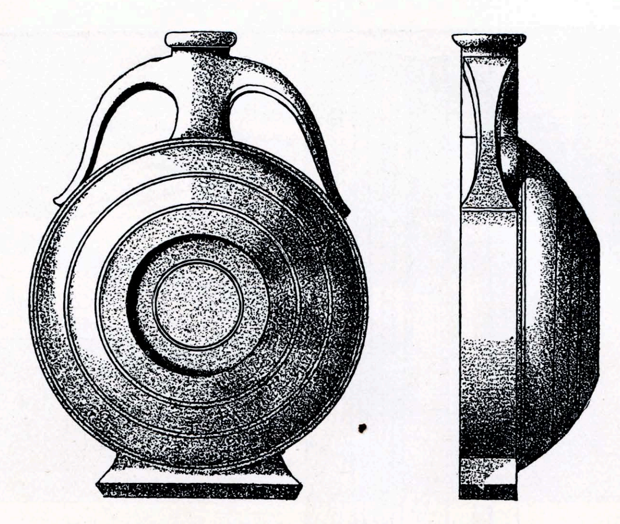


Abb. 315. Oberflacht, O.-A. Tuttlingen. Hölzerne Feldflasche. Nach Zeichnung angefertigte Nachbildung. Vorder- und Seitenansicht (nach Basler)

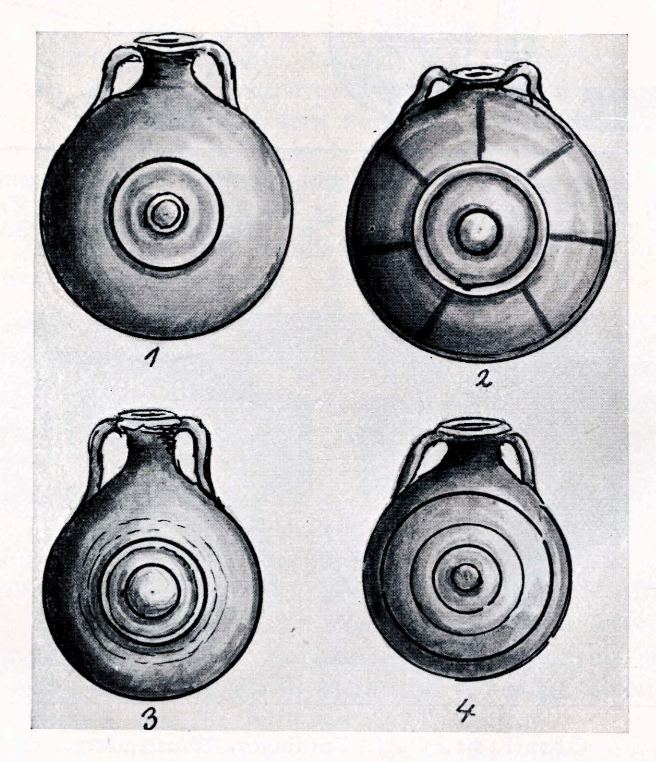


Abb. 316. 1/5. Mayen i. d. Eifel. Fränkische Feldflaschen aus Ton (nach P. Hörter)

Kerbschnitt reich bedeckt: die an beiden Stücken verschieden gehaltenen Muster bestehen aus einer Rosette nebst Rechtecken, die mit Stufenzier gefüllt sind. Die Stücke müssen durch den an ihrer Rückseite angebrachten Falz mit irgendeinem anderen Gegenstand verbunden gewesen sein. Die beste Deutung dieser herrlichen Zierstücke ist noch die, in ihrer Form krummschnäbelige Vogelköpfe zu sehen, bei denen die Rosette als Auge zu deuten wäre. Doch gibt uns auch diese ansprechendste Auffassung keine Aufklärung über den Zweck und die Verwendung dieser Kunstwerke.

Mehrfach erscheinen Holzflaschen in Form von tragbaren Feldflaschen (Abb. 315), d. h. sie haben am Ausguß beiderseits einen Henkel, sowie abgesetzten Fuß und sind am Bauche auf der einen Seite völlig flach, auf der anderen gewölbt und mit gleichmittigen Kreisen abgedreht; in der Mitte der Wölbung befindet sich ein Deckel. Im Frankenlande, und zwar zu Mayen in der Eifel, wo in der merowingischen Zeit eine ansehnliche Töpferei getrieben wurde, kam man auf den Gedanken, die Holzflaschen in Ton nachzubilden, zumal Tonflaschen leichter und wasserdichter herzustellen waren als Holzflaschen. Wir kennen mehr als ein halbes Dutzend solcher in fränkischen Gräbern, anscheinend nur Frauengräbern, gehobener tönerner Feldflaschen, die sämtlich aus Mayen selbst, aus dem Kreise Mayen oder dessen nächster Umgebung stammen (Abb. 316). Nur je ein Stück aus Ton und aus Bronze ist außerdem in dem fränkischen Gräberfeld zu Concevreux (Dep. Aisne) zum Vorschein gekommen. — Erwähnung verdient noch der bekannte, in Bonn befindliche fränkische Grabstein aus Niederdollendorf a. Rhein (Siegkreis), gegenüber Bonn, auf dem ein fränkischer Krieger in langem Ärmelrock mit Kurzschwert (Skramasax), dessen Scheide durch Beschläge und Knöpfe verziert ist, einem Kamm in der erhobenen Rechten und einer neben ihm stehenden Feldflasche abgebildet ist (Abb. 317). Die ihm weiter beigefügten Schlangen haben wohl dieselbe Bedeutung als Sinnbild für das Fortleben nach dem Tode, wie die auf den Oberflachter Totenbäumen angebrachte Schlangenbekrönung.



Abb. 317. Niederdollendorf, Siegkreis, Rheinprovinz. Fränkischer Grabstein

Das bemerkenswerteste unter den im Stuttgarter Museum geborgenen 40 Gräbern aus Oberflacht ist das sog. „Grab des Sängers". Es enthielt eine in drei Kammern geteilte mächtige, schön gezimmerte

Bettstatt. In der vordersten, größten, ruhte der Tote selbst, ein Jüngling, das Haupt nach rechts geneigt auf sein gutes Schwert. Im Arm hielt er die Harfe, die er, „zugleich ein Sänger und ein Held" wie der Fiedeler Volker im Nibelungenliede, seinen Volksgenossen so oft geschlagen hatte, als er ihnen in seinen Liedern erzählte von den Fahrten und Wanderungen germanischer Stämme und Helden. Sein Gewand war zerfallen; von dem Gürtel, der es einst zusammenhielt, wurde nur noch der Rest einer Eisenschnalle mit zwei vergoldeten Zierknöpfen geborgen. Einst hing ihm der kurze Sax in prächtiger, mit Bronzebeschläge verzierter Lederscheide. Ein kleines Messer und eine große Anzahl Haselnüsse lagen bei dem Toten. Die zweite Kammer barg das reich mit silbertauschiertem Eisen- und getriebenem Bronzebeschlage

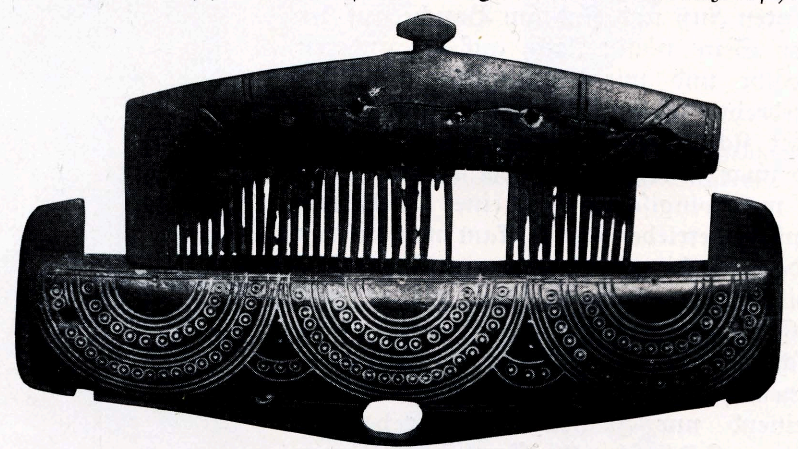


Abb. 318. 4/5. Oberflacht, O.-A. Tuttlingen, Südwürttemberg. Knochenkamm mit Futteral. Photographie des Berliner Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte

gezierte Zaumzeug seines Rosses, und endlich die dritte die Reste des hölzernen Sattels und Teile des mit Bronze beschlagenen Pferdebrustgurts. Daneben standen ein hölzerner Leuchter mit zwei Feuerschlagsteinen, eine große vierfach umreifte Holzschale, ein hölzerner Schuhleisten und eine hölzerne Tafel mit eingeritzten Linienzeichnungen (Abb. 313, Nr. 5). „In hohen Ehren muß dieser Sänger bei seinen Volksgenossen gestanden haben" (W. Veeck).

Ein zweites, noch reicher ausgestattetes „Sängergrab", bei dem die Harfe, von der im Stuttgarter Grabe nur noch Trümmer zum Vorschein gekommen sind, in vorzüglichem Erhaltungszustand geborgen worden ist (Abb. 313, Nr. 3), befindet sich im Berliner Staatlichen Museum für Vorgeschichte. Über die Erwerbung dieses Grabes durch das Berliner Museum gab es bisher nur eine aus zwölf Zeilen bestehende gedruckte Mitteilung vom Jahre 1894. Es sei daher gestattet, hier näher darauf einzugehen.

Es handelt sich um eine Grabung, die im Oktober 1892 von dem seinerzeit als deutscher Volkskundeforscher hochverdienten Dr. Ulrich Jahn vorgenommen wurde. Die Funde wurden gleich nach der Grabung verpackt und nach Berlin geschickt. Über die Fundumstände, die Lage des Grabes und der einzelnen Beigaben ist leider nichts bekannt. Doch scheint aus einem Brief Jahns hervorzugehen, daß außer der von ihm selbst gehobenen Bestattung noch Gegenstände aus drei früher ausgehobenen Oberflachter Gräbern nach Berlin gekommen sind. In dem Jahnschen „Inventar" wird folgendes aufgezählt:

I. Ein vollständiger Totenbaum, eichen, mit Deckel.

II. Vollständige Ausrüstung einer Oberflachter Grabkiste:
1. 2 Holzteller.
2. 1 Leuchter.
3. 2 hölzerne Feldflaschen.
4. 8 Haselnüsse in einem Behälter.
5. Tonkrug mit Henkel.
6. 28 Glas- und Emailperlen.
7. Geschmackvoll mit Zirkelschlag verzierter einreihiger Knochenkamm nebst Futteral (Abb. 318).
8. Großes Bronzebecken.
9. Bronze-Haarzängchen.
10.—16. 7 Zierstücke: 1 Spange; 1 „ornamentierte Platte" [vielmehr: ein in Tierstil II verzierter rechteckiger Bronzebeschlag (Abb. 319)]; 2 S-förmige Fibeln; 3 Münzen.
17. 2 Pfeile mit Eisenspitzen.
18. Eisennadel.
19. Angelrute aus Haselholz.
20. Vollständig erhaltener Bogen aus Eibe.
21. Langschwert mit lederüberzogener, bastumwickelter Holzscheide.
22. In den Holzteilen tadellos erhaltene, 80 cm lange und für sechs Saiten eingerichtete Leier mit Resonanzboden.
23. Mit Kerbschnitt verziertes Brett aus sehr weicher Holzart.
24. Gebogenes Stück Eichenholz.
25. Vollständiges Skelett.
26. Vollständige Einfassung der Grabkiste.

Nicht mit aufgeführt ist hier eine schon in der kurzen gedruckten Mitteilung von 1894 erwähnte und auch im Berliner Museum mit ausgestellte Lanze, die um so weniger hätte übersehen werden sollen, als, wie schon erwähnt, Beigabe von Lanzen in den Oberflachter Männergräbern nur ganz ausnahmsweise erfolgt ist.

Die Leiche lag in einem Doppelsarg: der innere bestand aus einer auf dem oberen Rande mit einem Geländer (Galerie) geschmückten Bett-

statt (Abb. 312), der äußere war eine große, aus festen Eichenplanken gezimmerte Kiste, „deren Holz bei der Ausgrabung noch so gut erhalten war, daß man es, nachdem es getrocknet war, zu Möbeln verarbeiten konnte!"

Als Seitenstück zu dem schönen Oberflachter Kamm sei hier ein gleichfalls sehr schöner, in der Form nicht bedeutend, aber in der eingeritzten Verzierung außerordentlich von jenem abweichender, ebenfalls einreihiger, doch des Futterals entbehrender Knochenkamm aus einem der Gräber des oben besprochenen Reihenfriedhofs von Gammertingen vorgeführt.

Was die Harfe anlangt, die wir in Oberflacht dank außerordentlicher Gunst der Überlieferungsumstände ausnahmsweise erhalten sehen,

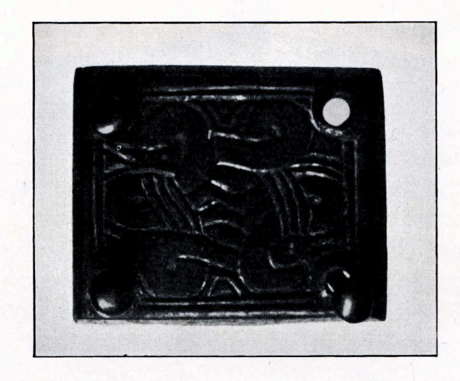


Abb. 319. $1^1/_2$. Oberflacht, O.-A. Tuttlingen. Bronzebeschlag mit Tierornament in Stil II: 2 Tiere mit Kopf ohne Augenumrahmung, die Leiber in Bandflechtverschlingung. Photographie des Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte, Berlin

sogar in zwei Gräbern, so wird gerade ihr germanischer Name harpa, nicht der griechische „Leier", bereits im 6. Jahrhundert von dem lateinischen Dichter Venantius Fortunatus, der als Bischof von Poitiers starb, erwähnt. Geschichtlich wird die germanische Harfe der Vornehmen, die bei den weniger Vornehmen gige oder „Fiedel" hieß, kein Streich-, sondern ein Zupfinstrument, schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts bezeugt. Der letzte Wandalenkönig Gailamir erbat bei der Belagerung seiner letzten Zufluchtsburg durch den im Dienste des Kaisers Justinian stehenden Anführer einer herulischen Hilfstruppe von diesem ein Brot, einen Schwamm und eine Harfe. Im skandinavischen Norden ist der einzige Rest einer Harfe, wie wir später sehen werden, erst aus dem 8. Jahrhundert und dann einige Male aus der Wikingerzeit erhalten.

Wir haben in den näher beschriebenen Gräbern und Gräberfeldern aus der Zeit der Tierornamentik im wesentlichen nur die alemannische Kultur und hier wiederum nur die Kunstwerke und Waffen aus Metall

überblickt. Da aber eingehende Vergleiche alemannischer und fränkischer Kunstübung auf diesem Gebiete bisher keine wesentlichen Unterschiede zwischen beiden zu ergeben vermocht haben, so entfällt die Notwendigkeit, nun auch noch die fränkische Kultur nach dieser Richtung hin vorzuführen.

Anders dagegen liegt die Sache, sobald wir die beiderseitige Tonware ins Auge fassen. Hier zeigen sich erhebliche Unterschiede, und zwar nicht nur bis zum Zeitpunkte, da Chlodwig den Nordteil des ursprünglichen Alemannengebiets unter seine Herrschaft brachte, also bis 496, sondern noch ein halbes Jahrhundert weiter, also bis etwa 550.

Wir haben schon im vorigen Kapitel einige Hauptzüge im Gesichte der frühalemannischen Keramik kennengelernt. Wir konnten da eine römisch beeinflußte Gruppe von einer rein germanischen Gruppe von Gefäßen trennen. Zur ersteren gehören auf der Drehscheibe gefertigte Nachbildungen provinzialrömischer Terranigra-Schalen, teil-



Abb. 320. 1/2. Gammertingen bei Sigmaringen. Knochenkamm (nach Groebbels)

weise verziert mit eingeglätteter Wellenlinie, und kleine Näpfe mit eingeglätteten Strichmustern; ferner schlanke Kannen mit Kleeblattmündung. Die zweite, handgearbeitete, dunkelfarbige, germanische Gruppe umfaßt Weiterentwicklungen spätkaiserzeitlicher Arten aus Innergermanien. Dazu gehören rohe dickwandige Kumpen und Töpfe, sowie große bauchige Krüge und Henkeltöpfe, die letzten Endes auf ähnliche Gefäße der Latènezeit zurückgehen. Daneben gibt es aber auch eine sorgfältig gearbeitete Ware; zu ihr gehören die früher besprochenen weitbauchigen Schalen mit zahlreichen senkrechten, meist herausgetriebenen Rippen und dazwischen gesetzten senkrechten Strichbündeln, sowie solche mit weitläufig gestellten Rippen und dazwischen befindlichen Stempeleindrücken oder seltener mit Wellenlinien und gestichelten Punkten.

Die Eigenkultur auch des von fränkischer Herrschaft frei gebliebenen Südteils des Alemannenlandes wurde indes schwer beeinträchtigt, ja mehr und mehr aufgehoben, nachdem im Jahre 536 der Ostgotenkönig Witigis seine schützende Hand über Alemannien zurückziehen und es dem Frankenkönig Theudebert überlassen mußte.



Abb. 321. Mühlhofen bei Engers, Kr. Neuwied. Merowingische Tongefäße; nur Becher Nr. 1, Feldflasche Nr. 2 und Bronzeschüssel mit geperltem Rande Nr. 3 aus Metternich bei Koblenz (nach A. Günther)

Infolge dieses Vorgangs gewann um die Mitte des 6. Jahrhunderts die Kultur der herrschend gewordenen Franken auch im alemannischen Lande über die altheimische Art die Oberhand, besonders auf dem Gebiete der Tonware. Die fränkische Tonware stand von jeher stark unter dem Einfluß der provinzialrömischen Kultur. Von dieser hatte sie die ausnahmslose Verwendung der Drehscheibe, das scharfe Brennen in gut gemauerten, geschlossenen Brennöfen und manche provinzialrömische Gefäßform übernommen, auch ihre eigenen Formen dem römischen Einfluß unterworfen. Das kennzeichnende, der Form nach

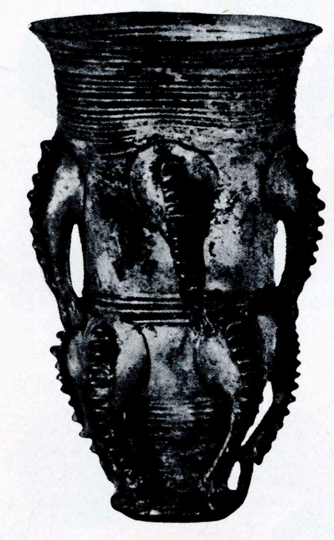


Abb. 322. Etwa 1/3. Stößen, Kr. Weißenfels. Glasbecher des 7. Jahrh. (nach Reuß: Hallische Jahresschrift 9). Provinzialmuseum zu Halle a. d. S.

einheimische Gefäß der Franken ist der doppelkonische Topf mit scharfem Umbruch in der Bauchmitte. Hergestellt wird er in scharfem Brand und dann auf der Scheibe abgedreht; auch die Technik seiner Verzierung ist insofern provinzialrömisch, als sie mit dem Töpferrädchen hergestellt wird (Abb. 321). Dieser doppelkonische Topf wird nun auch bei den Alemannen die herrschende Gefäßart. Etwas abweichend ist die alemannische Art nur insofern, als der Topf hier gedrungener, weitbauchiger gestaltet wird, als es bei den Franken geschieht, wo seine Form schlanker ist. In der Übergangszeit zur fränkischen Periode erscheinen bei den Alemannen zwar schon doppelkonische Töpfe, aber noch mit der altheimischen Rippenverzierung. Solche Töpfe, die in der Ulmer Gegend häufiger vorkommen, konnten naturgemäß noch nicht auf der Drehscheibe hergestellt werden, weil bei Anwendung derselben die Ausschmückung mit Rippen ausgeschlossen war.

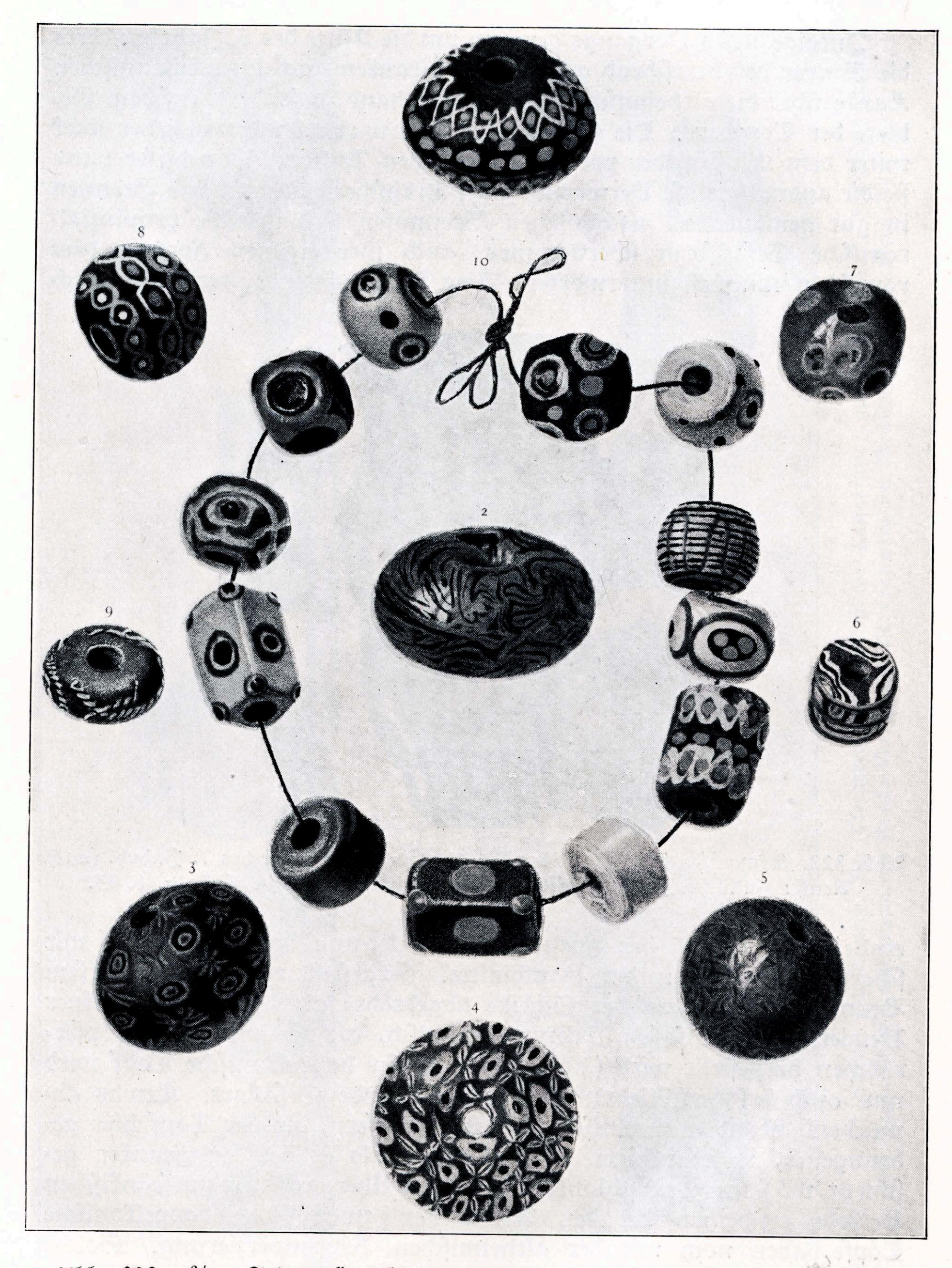


Abb. 323. 2/3. Schmuckperlen aus merowingischen Frauengräbern. 1 (ganz oben). Gersheim, Rheinpfalz; 2—4 Nordendorf, Bayr. Schwaben; 5 Langeneringen, Bayr. Schwaben; 6 Gauting bei Starnberg, Oberbayern; 7 Wiesoppenheim, Rheinhessen; 8 Lothen, Kr. Meppen, Hannover; 9 Heimersheim, Rheinhessen; 10 Gersheim, Rheinpfalz (nach Lindenschmit)

Auf dem großen Friedhof von Schretzheim, Bezirksamt Dillingen im heutigen Bayerisch-Schwaben, kann man auch eine Änderung der Schmucksachen und Waffen mit Beginn der fränkischen Periode der Alemannen erkennen. In Schretzheim-Mitte, dem ältesten Teile des Friedhofes, erscheinen ovale oder viereckige Schnallen mit einfacherem Dorn, sowie Lanzen mit geschlitzter Tülle und überwiegen die Lang-

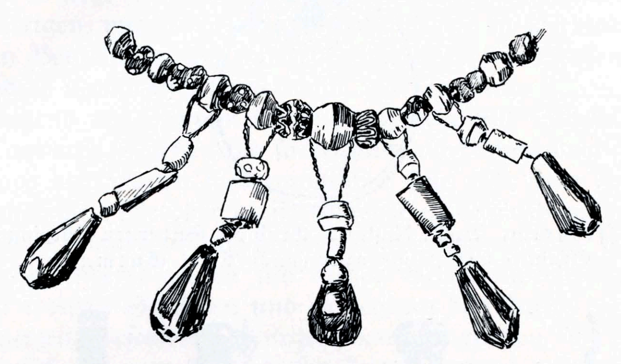


Abb. 324. $^1/_1$. Iffezheim, B.-A. Rastatt, Baden. Grab 14. Perlen aus Glas, weiß, grün, rot, gelb und aus Bernstein; der mittlere Anhänger aus Eisen (nach Karl Gutmann)

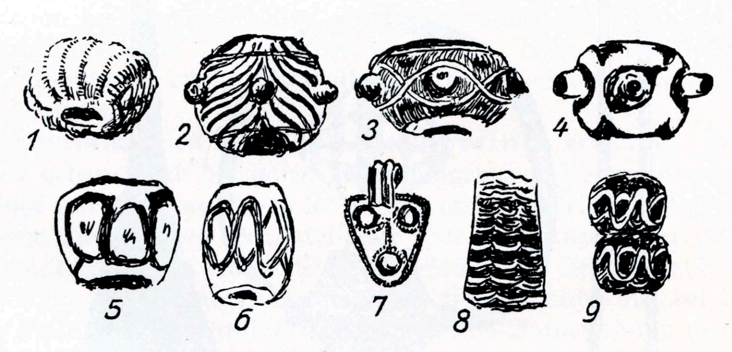


Abb. 325. $^1/_1$. Iffezheim, B.-A. Rastatt, Baden. Grab 21: Teile eines Halsgehänges aus großen bunten Perlen. 1 Glas; 2, 3, 5 Steingut; 4, 8, 9 gebrannter, glasierter Ton; 7 Goldanhänger (nach Karl Gutmann)

schwerter (Spathen) bei weitem den kurzen, einschneidigen Sax. Dagegen fehlen die genannte Art von Lanzenspitzen in Schretzheim-Nord und -Süd, den später belegten Teilen des Friedhofes; es erscheinen dort aber neben dem fränkischen doppelkonischen Topf die jüngeren großen ovalen Schnallen mit langem dreieckigen Beschlag und fast nur noch der Skramasax.

An der Tonware können wir auch Typen erkennen, die für den Stamm der um 535 aus Böhmen nach der Oberpfalz und Rätien nebst

Norikum übergesiedelten Baiwaren kennzeichnend sind. Vor allem sind hier die sog. Flaschenkürbisgefäße zu nennen, bauchige Töpfe mit kugeligem Boden oder mehr oder minder abgeplatteter Standfläche, sowie mit niedrigem steilen Rande, übrigens mit der gleichen Stempelzier geschmückt wie der fränkische Topf. Die Ver-

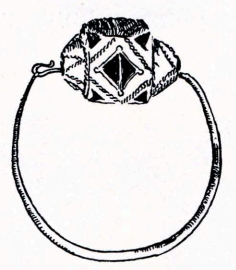


Abb. 326. Iffezheim, B.-A. Rastatt. Grab 6. Silberner Ohrring; Knauf mit Granat- und Filigranzier (nach Karl Gutmann)

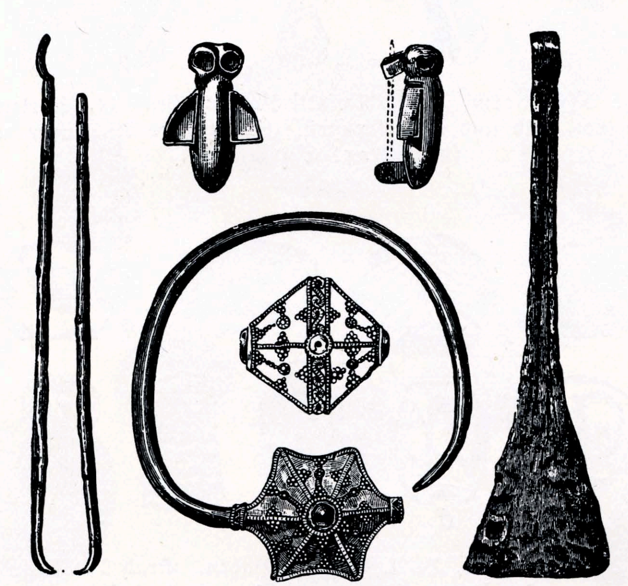


Abb. 327. 1/1. Mezöberény, Kom. Békés, Südostungarn. Grabfund: Goldfibel, 2 Goldohrringe, Bronzezängchen (nach Hampel)

breitung dieser Gefäßart erstreckt sich westwärts nicht über den zwischen Iller und Lech gelegenen baiwarisch-alemannischen Grenzstrich, strahlt aber von Bayern sowohl nach Südosten (Ungarn), als besonders nach Italien aus, wo sie von den Langobarden übernommen wird, deren politisch wie kulturell enge Beziehungen zu den Bayern bekannt sind.

In die jetzt von uns behandelte Zeit, das 7. Jahrhundert, gehört auch die eigenartige, prächtige Form des gläsernen „Rüsselbechers" von

Kölner Arbeit. Solche Prunkgläser waren über das ganze Gebiet der fränkischen Kultur in Westdeutschland nebst westlichem Mitteldeutschland und Nordfrankreich stark verbreitet und darüber hinaus auch nach England und Skandinavien verhandelt worden. So erscheint ein solches auch im Thüringer Lande, wie das ausgezeichnet erhaltene Stück aus einem reich mit Waffen ausgestatteten Männergrab von Stößen bei Weißenfels es zeigt (Abb. 322). Der Name dieser Becherart stammt von den rüsselartigen, mit dem Hohlraum des Glases in Verbindung stehenden hohlen Beuteln, die bei unserem Becher in zwei Stufen, zu je fünf übereinander, verschränkt angebracht worden sind.

Vorwiegend aus buntem Glasschmelz oder mit Schmelzwerk überzogener Tonmasse bestehen die so reichlich vorkommenden Perlen der Halsgehänge der Frauen merowingischer Zeit. In dem Frühabschnitt sind nur einfache helle oder blaue Glasperlen oder schwarze mit gelben oder weißen Einlagen üblich; außerdem Bernsteinperlen. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts zeigen sich außer Bernsteinperlen große Glaswirbel mit weißen Schlieren und es beginnt das Auftreten der für die Merowingerzeit besonders kennzeichnenden großen bunten Glasperlen, die sich bis zum Ende dieses Zeitabschnittes halten (Abb. 323). Gegen Schluß erscheinen daneben wiederum kleine, vierfarbige Glasperlen in Rot, Blau oder Weiß. Abb. 324 u. 325 geben Beispiele merowingischer Perlengehänge aus dem 1929 aufgedeckten Reihengräberfelde der im ehemaligen Alemannenlande nach 536 errichteten fränkischen Kolonie Iffezheim, Bez.-Amt Rastatt in Baden: die erstere Abbildung bringt die früheren kleinen Stücke, die zweite die großen bunten.

Anschließend seien dann noch die Ohrringe erwähnt. Zweierlei Formen gehen durch die ganze Merowingerzeit: silberne oder goldene Ohrringe mit Klapperblechen und solche mit polyedrischem oder würfelförmigem Knaufe, der Granateinlage oder Filigranzier oder beides zugleich trägt, wie es bei dem abgebildeten Stücke aus Iffezheim (Abb. 326) der Fall ist. Diese letztgenannte Form erscheint nicht nur bei den gotischen Stämmen Südrußlands, Ungarns und Italiens, und zwar schon seit der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, sondern auch bei den Wandalen in Afrika, so bei Bona. Dagegen ist sie unbekannt bei den Langobarden in Italien, wo die Form mit angehängtem Halbkugelkörbchen in durchbrochener Filigranarbeit üblich ist, wie wir noch sehen werden. Eine alleinstehende Form von goldenen Ohrringen bietet ein gepidischer Grabfund von Mezöbereny im südlichen Ungarn, wo der kunstvoll mit Filigran verzierte Knauf Doppelpyramidengestalt aufweist (Abb. 327).

Stil II hat seine Hauptverbreitung in der West- und Nordschweiz, in Württemberg, Hohenzollern, Bayrisch-Schwaben, weniger dicht zeigt er sich in Ober- und Niederbayern, am dichtesten aber in Rheinhessen, vgl. die Karte Abb. 328. Nördlicher erscheint er noch in der

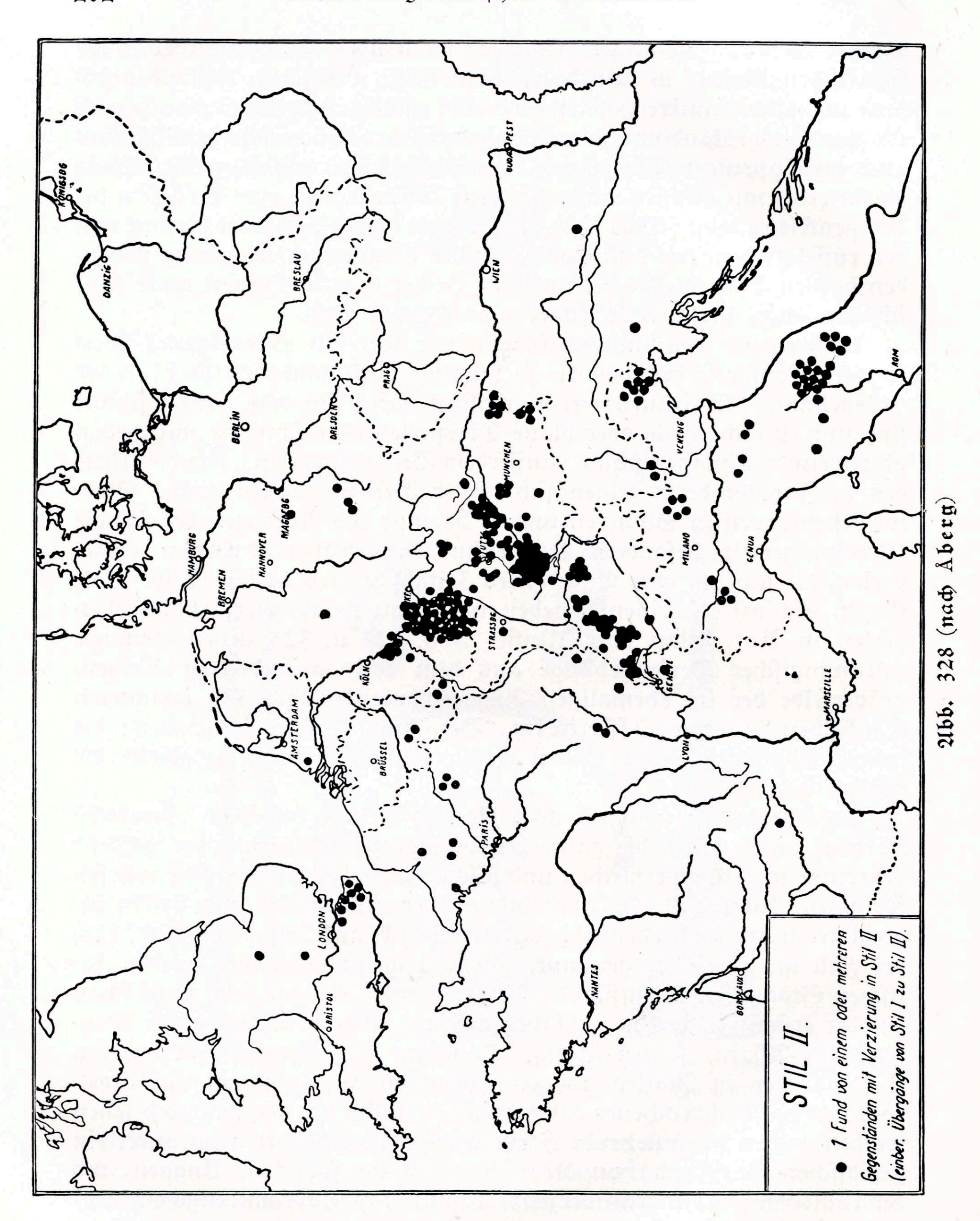


Abb. 328 (nach Åberg)

Südostecke der Rheinprovinz und östlich des Rheins nördlich des Mains nur noch vereinzelt in Thüringen, und zwar nordwärts bis nach **Nordhausen am Harz**, wo kürzlich ein Kriegergrab mit Beigabe kleiner Beschlagplatten aufgedeckt worden ist, die teils auf der versilberten

Oberseite Verzierungen im Tierstil II bieten (Abb. 329, 330), teils dem in Abb. 284 vorgeführten Stücke entsprechen (Abb. 331). Versprengte Ausläufer im Norden sind Katwijk in Südholland, Soest in Westfalen, Susigke bei Aken a. d. Elbe (Abb. 280) und Hornhausen, Kr. Oschersleben.

Der Nordostpunkt Hornhausen ist nun aber gerade der Ort, wo das wichtigste und umfangreichste Denkmal dieses Stiles entdeckt worden ist. Es sind die Bildsteine, die dort auf dem Salberg teils ausgepflügt, teils dann ausgegraben worden sind und wahrscheinlich als Grabsteine zu zwei dabei gefundenen Skeletten gehörten. Als einzige

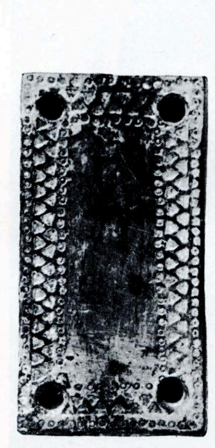




Abb. 329—331. 1/1. Nordhausen a. Harz. Versilberte Bronzebeschläge. Aus einem Kriegerskelettgrab (nach Kossinna)

deutsche Gegenstücke zu den berühmten gotländischen Bildsteinen mit ihrer Darstellung der Schiffahrt des Toten und seines Rittes nach Walhall sind die Hornhäuser Steine von einzigartiger Bedeutung für die deutsche Kultur- und Kunstgeschichte und zugleich die kostbarste Zierde des Hallischen Provinzialmuseums.

Das hervorragendste Stück ist der besser erhaltene der beiden Reitersteine (Abb. 332). Der Stoff ist weicher Sandstein, in den die Figuren und Ornamente nach holzgemäßer Arbeitsweise eingeschnitten sind. Der kleine Reiter mit Schwert, gewaltiger Knebellanze und dem mit sechsarmigem Drehwirbel verzierten Rundschild sitzt auf einem unverhältnismäßig großen Hengste, der über einer mäanderartig gewundenen „Schlange" im Trabe dahinläuft. Sattelzeug fehlt, doch ist Zügel und Zaumzeug vorhanden. Es handelt sich hier um ein Grabmal, und so könnte die menschliche Figur den Toten selbst darstellen. Da aber der vollbärtige, langhaarige, barhäuptige Reiter ein übergroßes gerundetes



Abb. 332. Hornhausen, Kr. Oschersleben. Einer der Bildsteine, 78 cm hoch, 66 cm breit. Ein Reiter mit Rundschild, Schwert und langer Hakenlanze, trabt über einer mäanderartig gewundenen Schlange; darunter 2 Tiere mit verflochtenen Leibern und Tierköpfen in Stil II. 7.—8. Jahrh. Provinzialmuseum in Halle (nach H. Hahne)

Auge hat, so liegt der Gedanke nahe, daß hier der einäugige Wotan und sein riesiges Roß, der schnelle Hengst Sleipner, dargestellt ist.

Ganz ähnliche Bilder eines Lanzenreiters kommen zu derselben Zeit auch auf Metallsachen vor. So bei den durchbrochenen Bronzescheiben in südwestdeutschen Frauengräbern, die als Schlußstück an Gürtelketten dienten und teilweise figürliche Darstellungen enthalten (Abb. 333). Öfters kehren hier auch, nebenbei bemerkt, zwei Menschen-



Abb. 333. $^1/_1$. Ober-Eßlingen a. Neckar. Museum Eßlingen (nach Originalphotographie vermittelt durch die Stuttgarter Staatssammlung)

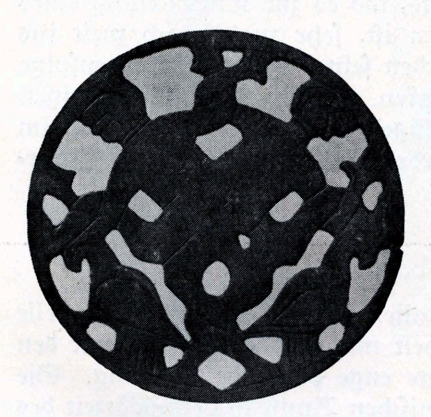


Abb. 334. $^1/_2$. Soest (Süd), Westfalen, Grab 105. Gürtelzierscheibe, Bronze (nach Stieren)

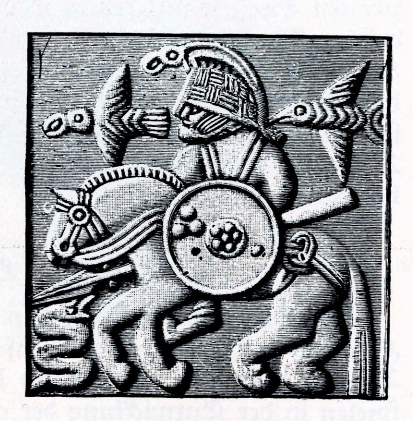


Abb. 335. $^1/_1$. Vendel, Uppland, Grab I (nach Stolpe-Arne)

gestalten wieder, deren beiderseitige Arme und Beine vielfach verschlungen sind, wie es bei einer solchen Scheibe aus einem Grab mit Beigaben von Schmucksachen in Tierstil II aus Soest in Westfalen der Fall ist (Abb. 334). Auf einem der gepreßten, mit erhabenen Figuren ausgestatteten Bronzebleche an dem Stirnbande eines Prachthelmes des

7. Jahrhunderts aus den Fürstengräbern von Vendel ist Wotan mit Adlerhelm und begleitet von seinen beiden Raben als Lanzenreiter dargestellt, wie er gegen eine vor den Füßen des Rosses sich aufbäumende Schlange, vielleicht ein Sinnbild der Mutter Erde, ansprengt (Abb. 335).

Der Kopf des Rosses am Hornhäuser Reiterstein ist stark stilisiert in dem Sinne des Stils II, ganz so wie wir das bei der Bronzefigur eines Rosses dieser Zeit aus Dänemark finden (Abb. 336). Die Tierköpfe des Ornaments sind vollkommen in der Art des deutschen Stils II gebildet, d. h. mit voller Umrahmung des Auges, die unten in einen abgebogenen Zipfel übergeht, und mit spitzem Kinn, desgleichen der Kopf der Schlange, der rechts herunterhängt. Bei den Tieren des Ornaments entspricht die gegenseitige Verflechtung der Kiefer und der Leiber ganz dem Stil II. Nach der Weise nordischer Reliefs umzieht die Figuren überall ein schmaler Doppelkontur. Die oberste Kante zeigt oberhalb des Zopfgeflechtes sechs menschliche Füße in Socken, wie eine solche auch den Fuß des Reiters umschließt, als leider einzigen Rest der gestörten Fortsetzung des Bildes nach oben hin. Der Stein ist wahrscheinlich als Mauerstein beim Bau einer an gleicher Stelle befindlich gewesenen Kapelle benutzt worden, ebenso wie die anderen Bruchstücke, welche die Reste eines zweiten Reiters und zweier Jagdbilder mit Hirschkuh und Hund erkennen lassen.

Die Herstellung dieser Steinbilder kann gegen 700 oder eher schon ins 8. Jahrhundert fallen. Die Ornamente gehören dem Ende des zweiten Tierstils an, der in Deutschland, wo es zur Entwicklung eines dritten Tierstils nicht mehr gekommen ist, sehr wohl noch weit ins 8. Jahrhundert hinein fortgesetzt worden sein kann. Die Lanzenspitze hat an der Tülle beiderseits einen Haken. Solche Hakenlanzenspitzen sind Vorläufer der karolingischen Flügellanzen, von denen wir im 2. Bande dieses Werkes sprechen werden, und gehören ins 8. Jahrhundert (Abb. 337).

Die Langobarden

Die Langobarden hielten in Italien ständig eine enge kulturelle Fühlung mit Mitteleuropa, insonderheit mit Süddeutschland, mit den Baiern auch eine geschichtlich bezeugte enge politische Fühlung. Sie spielen in der Entwicklung der germanischen Kunst in der Spätzeit des Tierstils I, während der Herrschaft des Tierstils II und sogar noch in karolingischer Zeit eine so bedeutende Rolle, daß wir ihnen eine besondere Darstellung widmen müssen.

Zu Beginn der geschichtlichen Überlieferung, also im 1. Jahrhundert, bilden die Langobarden nach Ausweis der archäologischen Zeugnisse, wie wir das im 3. Kapitel gehört haben, den am weitesten nach Norden vorgeschobenen Stamm des gewaltigen Erminonengebiets, mit der Nordspitze an der Kieler Bucht. Ihre Westgrenze in Ostholstein läuft



Abb. 336. $^1/_1$. Dänemark. Bronze

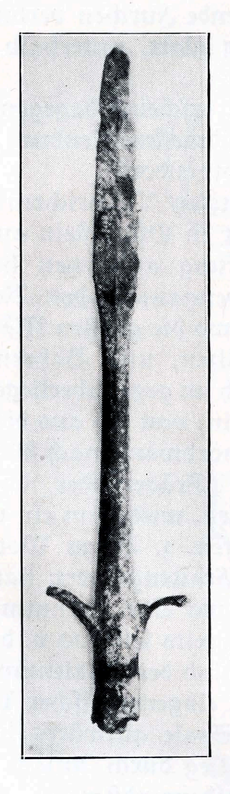


Abb. 337. $^1/_4$. Wiesbaden. Museum Wiesbaden (nach Photographie d. Museums Wiesbaden)



Abb. 338. $^1/_4$. Witzhave, Staat Hamburg. Mus. f. V. Hamburg (nach Originalphotographie)

von Kiel zum Teil längs der Trave nach Eutin, Segeberg, dann südwestwärts nach Pinneberg, um in Hamburg auf die Elbe zu stoßen.

Mäanderurnen, das bekannte Kennzeichen erminonischer Elbgermanen, treten in Ostholstein verhältnismäßig wenig zahlreich auf. Vorherrschend ist die Tonware des sog. Fuhlsbütteler Stils, der seinen Namen von dem einst bei Hamburg gelegenen berühmten Urnenfriedhof von Fuhlsbüttel herleitet. Dieser Stil wird durch eine dreifache Tonware bestimmt:

erstens durch glänzend schwarze oder braune, zuweilen mäanderverzierte rundbauchige Terrinen, die entweder breiten Boden oder stark eingezogenen Unterteil besitzen;

zweitens durch hohe, rundliche, bauchige, dickwandige Töpfe mit schwach ausladendem Rande, mit zwei Henkeln am Rande oder unterhalb desselben, darunter mit schrägen und am Fuß mit senkrechten Strichbündeln, stets gelb oder braun, nie schwarz;

drittens durch Töpfe derselben Art, wie die an zweiter Stelle genannten, doch an der größten Bauchweite weisen sie drei Schnürösen oder undurchbohrte Knubben auf, die durch umlaufende Furchen verbunden sind; oberhalb dieser Furchen ist die Wandung glatt, unterhalb aber rauh gemacht oder mit Kannenstrich verziert.

Diese dritte Topfart fehlt weiter südwärts, erscheint dagegen sehr häufig in Nordwestmecklenburg, seltener in Südwestmecklenburg, hier in dem ausschließlichen Männerfriedhof zu Rothendorf.

Diese Tatsache in Verbindung mit den antiken Nachrichten über die Sitze der Langobarden zeigt, daß wir außer in Ostholstein auch in Nordwestmecklenburg langobardische Bevölkerung anzusetzen haben. Der Hauptstamm aber saß südlicher, im Bardengau, in den Kreisen Lüneburg und Ülzen im Gebiete der Ilmenau, wo die großen Männerfriedhöfe von Rieste und Nienbüttel, Kr. Ülzen, und Bahrendorf, Kr. Dannenberg, lagen. Andererseits jedoch auch im gegenüberliegenden südwestlichen Mecklenburg bis nach Schwerin hin, von wo aus die Ostgrenze stärkerer Besiedlung im 1. Jahrhundert nordwärts nach Wismar zog. Hier befinden sich ebenfalls viele große Gräberfelder, das bekannteste und größte zu Körchow bei Wittenburg, wiederum ein reiner Männerfriedhof, während in anderen Friedhöfen, z. B. zu Wotenitz, Jamel, Döbbersen, ein starkes Überwiegen von Frauengräbern statthat. Ganz ähnlich liegen die Dinge in Ostholstein, wo eine Trennung der Friedhöfe nach dem Geschlecht der Bestatteten bereits seit 100 v. d. Ztr. zu beobachten ist. Aber auch in der Gegend westlich der Saalemündung sehen wir, wie einige Jahrzehnte v. d. Ztr. ein elbgermanischer Volksteil, vermutlich die ersten Hermunduren, die Saale aufwärts bis zu ihrem Oberlauf vordringt und diesen ganzen Weg durch Anlage zahlreichster Kriegerfriedhöfe bezeichnet, deren bedeutendster zu Großromstedt bei Jena sich befand. Es scheint sich hier wie bei den Langobarden um den Glauben an eine Art Walhall-Jenseits zu handeln.



Abb. 339. $^1/_4$. Schkopau, Kr. Merseburg (nach W. Schulz)

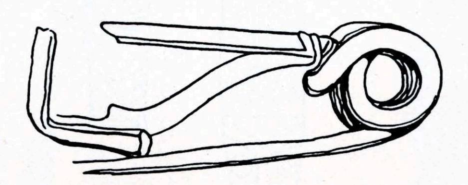


Abb. 340. Nienbüttel, Kr. Ülzen. Langobardenfibel. Eisen (nach Frischbier)

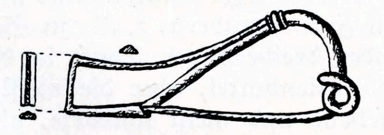


Abb. 341. $^2/_3$. Schönwarling, Kr. Danziger Höhe. Eisen (nach Kostrzewski)

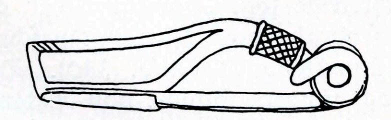


Abb. 342. $^1/_1$. Gotland. Bronze (nach Frischbier)

Nirgendwo ist die westgermanische Zivilisation des 1. Jahrhunderts, abgesehen vielleicht von dem markomannischen Urnengräberfeld zu Dobrichow in Böhmen, in solcher Fülle und so glänzend vertreten wie in den vorhergenannten langobardischen Friedhöfen.

Die Einwanderung der Langobarden in den Bardengau läßt sich archäologisch noch genauer festlegen. In dem osthannöverschen Erminonengebiet mit Ausnahme des östlich von Ülzen und nördlich von Salzwedel gelegenen Kreises Lüchow haben wir nach Ausweis der Belegung der Friedhöfe in den letzten Jahrhunderten v. d. Ztr. einen doppelten Siedlungsabbruch. Der erste stellt sich bei Beginn der sog. Ripdorfer Zivilisationsstufe, d. h. um 300 v. d. Ztr. ein; der zweite

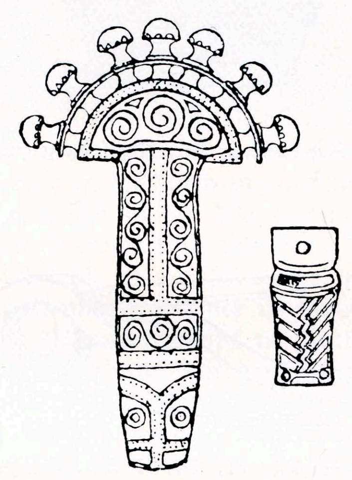


Abb. 343. 1/1. Dresden-Nickern. Bronzefibel nebst Bronzebeschlag. 6. Jahrh. (nach Originalzeichnung)

bei Beginn der sog. Seedorfer Zivilisationsstufe um 100 v. d. Ztr. Es zeigt sich hier in den Frauengräbern, z. B. zu Schweizerhof bei Seedorf, ein bezeichnender dreihenkliger Topf, in den Männergräbern, z. B. zu Rieste und Nienbüttel, aber die meist mit scharfkantigem Bauchumbruch versehene und meist schwarze, glatte, sog. Tonsitula (Abb. 338, 339). Wahrscheinlich gehören die beiden nur wenige Kilometer voneinander entfernten Friedhöfe von Seedorf und Nienbütte als Frauen- und Männerfriedhof zusammen.

In der älteren Schicht von Seedorf wie von Rieste findet sich nun die eigentümlich rechteckige sog. „hannoversche" oder besser „Langobarden"fibel aus Eisendraht vom Mittellatèneschema, desgleichen in Süd- und Nordwestmecklenburg (Abb. 340). Da nun im Langobardengebiet eine noch jüngere Schicht von Latènecharakter erscheint, in der es keine Langobardenfibeln mehr gibt, so wird man die ältere Schicht mit dem Beginn der Seedorfstufe um 100 v. d. Ztr. gleichstellen

müssen. Ferner erscheint der kennzeichnende dreihenklige Topf der osthannöverschen Frauengräber der Latènezeit, der auch in der Kaiserzeit, z. B. in dem großen Frauenfriedhof von Darzau, Kr. Dannenberg, stark fortlebte, am rechten Elbufer in dem Frauenfriedhof von Fuhlsbüttel, weiter auch im Lauenburgischen und in Nordwestmecklenburg. Nach alledem wird man die Einwanderung der Langobarden, ihre

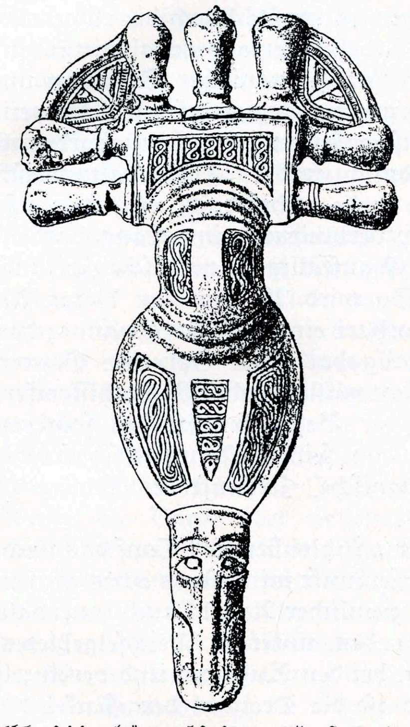


Abb. 344. Länge 13,8 cm. Keßthely am Plattensee, Westungarn. Bronzefibel mit Flechtband, vollrunden Knöpfen nnd aufgefüllten Ecken. Um 550—600 (nach Hampel)



Abb. 345. 11,8 cm lang. Cividale in Friaul, Italien. Silberfibel mit Tierstil I (nach Salin)

Ausbreitung von Westmecklenburg über das westelbische Ilmenaugebiet um 100 v. d. Ztr. zu setzen haben. Innerhalb Mecklenburgs läßt sich die langobardische Zivilisation noch zwei Jahrhunderte weiter zurückverfolgen.

Nun haben wir aber auch noch weiter zurück Zeugnisse für die eigentliche Urheimat des Langobardenstammes. Ihre Stammessage berichtet von dem Ursprung des Volkes in Skandinavien, und zwar soll es von einer kleinen Insel stammen und nur den dritten Teil der Inselbevölkerung ausgemacht haben. Früher ist gegen eine solche Überlieferung eingewendet worden, die Niederschrift der Stammessage

sei erst in Italien erfolgt und so sei es möglich, daß hier eine Übertragung der Überlieferung über die Ostgoten, deren Reste in Italien sich an die Langobarden angeschlossen haben und für die eine solche Überlieferung zutreffe, auf die Langobarden vorliege. Ein solcher Einwand wäre indes nur eine Vermutung, die auf keinerlei Beweise zu stützen ist. Freilich könnte es auf den ersten Blick Bedenken erregen, daß die Sprache der Langobarden durchaus westgermanisch ist, wie auch ihre Zivilisation zur Kaiserzeit. Beides konnte aber, ja mußte durch die elbgermanische Umgebung im Laufe mehrerer Jahrhunderte so gestaltet werden, zumal die Verschiedenheiten west- und nordgermanischer Sprachen um den Beginn der Zeitrechnung erst ganz geringfügig gewesen sein können. Nicht bedeutungslos für die skandinavische Herkunft der Langobarden ist der Umstand, daß die Ortsnamenendung -wedel „Furt", altnordisch vádill, altdänisch váethel, neudänisch veile, schwedisch vád, die also nordischen Ursprungs ist, ihre Hauptverbreitung im Langobardengebiete an der Niederelbe hat. Ferner ist auffällig die nordische Herkunft langobardischer Königsgeschlechter. So wird Audoin, der Vater Alboins, von Geschlecht ein Gausus, Rothari ein Harodus genannt; das sind skandinavische Völkernamen in langobardischer Sprache: Gauten und Haruden. Außerdem geht die Ansicht maßgebender Rechtshistoriker, besonders Fickers, dahin, daß aus der Beschaffenheit des späteren langobardischen Rechts, namentlich aus seiner Verwandtschaft mit dem gutnischen Recht, auf nordgermanische Herkunft des Volkes zu schließen ist.

Auf archäologischer Seite ist der „Fuhlsbütteler" Topf das wichtigste Merkmal für die ostgermanische Herkunft mindestens eines großen Teiles des Volkes. Denn er kommt in ziemlicher Anzahl auch innerhalb der Latènekeramik der Ostgermanen des unteren Weichselgebietes, also des alten Westpreußens, vor, d. h. bei den Rugieren und vereinzelt auch bei den Ostburgunden. Ebenso ist die Dreizahl der Henkel der Töpfe in den weiblichen Langobardengräbern beachtenswert, weil sie, wie ich schon 1905 bewiesen habe, ein Kennzeichen der Ostgermanen ist. Dazu kommt als Drittes, daß die rechteckige eiserne Langobardenfibel des I. Jahrhunderts v. d. Ztr. infolge der alten Stammesbeziehungen rückwärts zu den Rugiern (Abb. 341) ins Gebiet der Weichselmündung, aber wiederum nur vereinzelt auch zu den Ostburgunden ans Weichselknie gelangt und dort eine Weiterbildung erfährt. Selbst nach Gotland wird sie entlehnt, hier in Bronze hergestellt und fortentwickelt (Abb. 342).

Diese Tatsachen sprechen dafür, daß ostgermanische Zumischungen, vielleicht sogar nicht unbedeutende, von der Weichsel her in den Langobarden aufgegangen sind. Man kann die Vermutung aufstellen — ein sicherer Beweis ist noch nicht zu erbringen —; daß die Langobarden etwa um 300—400 v. d. Ztr. im Verlaufe des für Skandinavien so verhängnisvollen Klimasturzes aus Schonen an die Weichselmündung übergesiedelt und von hier nach Mecklenburg weiter gewandert sind.

Ihr Urname war nach Paulus Diakonus, ihrem Geschichtsschreiber, Winnili, was die „Streitbaren“, „Wütenden“ bedeutet. Im Althochdeutschen wird winnant besonders von einem „wütigen“ Hunde gesagt. Und dazu stimmt es, daß die Langobarden in der Heldensage den Beinamen „Hundinge“ führen, wie ihre feindlichen Ostnachbarn, die Lemovier in Pommern, als „Wölflinge“ bezeichnet werden. Auch spricht Paulus Diakonus davon, daß die Langobarden bei ihrer Wanderung durch Nordostdeutschland, um ihren Feinden Schrecken einzujagen, die Nachricht verbreitet hätten, unter ihnen gäbe es Kynokephalen, „Hundsköpfe“. Den neuen Namen „Langobarden“ sollen sie ihrer Stammsage gemäß nach einem siegreichen Kampfe gegen die Wandalen erworben haben, die den Langobarden nur auf ihrer (der Wandalen) Auswanderung von Jütland nach Ostdeutschland in Mecklenburg entgegengetreten sein können, etwa zwischen 150 und 100 v. d. Ztr. Der Name bedeutet unzweifelhaft „Langbärte“. Dazu will freilich nicht ganz stimmen, daß seit dem feststellbaren Auftreten des Stammes im Elbgebiet in seinen Männergräbern fast stets das halbmondförmige eiserne Rasiermesser angetroffen wird. Aber vielleicht rasierten sie damals nur einen Teil ihres Bartes, etwa den Schnurrbart, oder der neue Name stammt aus älterer Zeit, als die Langobarden noch nicht an der Niederelbe wohnten, wo sie eben zu der in Teilen Deutschlands üblichen Bartlosigkeit übergingen, sondern aus der Zeit ihrer Ankunft an der deutschen Küste. Jedenfalls ist es verkehrt, den Namen mit der Waffe, die Barde oder Hellebarde heißt, in Verbindung zu bringen. Die überaus zahlreichen Waffenfunde in den Kriegergräbern des Langobardengebiets zeigen nichts, was als Besonderheit des Stammes oder gar als Nationalwaffe angesehen werden kann, wie es etwa bei den Franken der Völkerwanderungszeit die Franziska war.

Wir wissen aus Tacitus, daß der Stamm trotz seiner verhältnismäßig kleinen Ausdehnung — wogegen freilich die Fülle der Gräberfelder zu sprechen scheint — durch unverbrauchte nordische Kraft, schroffe Rauheit und besonders kriegerisches Wesen bei den Nachbarn in große Achtung sich zu setzen wußte. Der Macht des Kaisers Tiberius entzog er sich, indem er seine Hauptmenge im Jahre 15 auf das rechte Elbufer nach Südwestmecklenburg verlegte. Er hatte sich zunächst dem Völkerbunde des Markomannenkönigs Marobodus angeschlossen, ging aber nach der Varusschlacht zu Arminius über und mischte sich später in die Thronstreitigkeiten der Cherusker durch Begünstigung des Italikus, eines Sohnes des Arminiusbruders Flavus.

Eine Abteilung zog während des Markomannenkrieges um 160 an die Donau, und man will in gewissen Bildern besonders vollbärtiger Germanen an der Markussäule Langobarden dargestellt sehen, ja schreibt ihnen sogar einen inschriftlich bezeugten Ort Laugaricum als Dorfstätte zu: das sind jedoch bloße Vermutungen. Später ist von dieser Abteilung nie mehr die Rede, da sie in ihre Heimat zurückgekehrt ist.

Von den großen Männerfriedhöfen brechen die zu Rieste und Nienbüttel zwischen 150—200 ab. Der Friedhof von Bahrendorf reicht ebenso wie der benachbarte Frauenfriedhof Darzau mindestens bis 200, der große Frauenfriedhof von Rebenstorf, Kr. Lüchow, sogar noch bis ins 4. Jahrhundert hinein. Die Männer von Rieste und Nienbüttel könnten es demnach gewesen sein, die um 160 den Zug an die Donau unternahmen. Aber der Hauptteil der Bevölkerung blieb

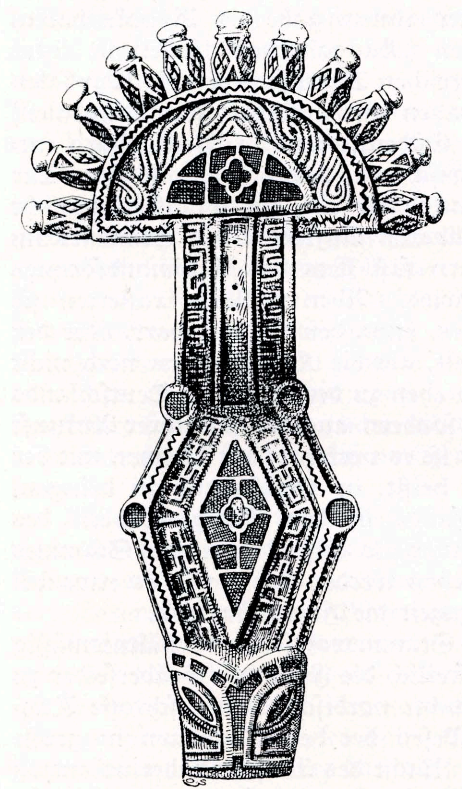


Abb. 346. Imola, Provinz Bologna, Italien. Länge 12,6 cm Bronze mit Granaten. Um 580—600 (nach Salin)

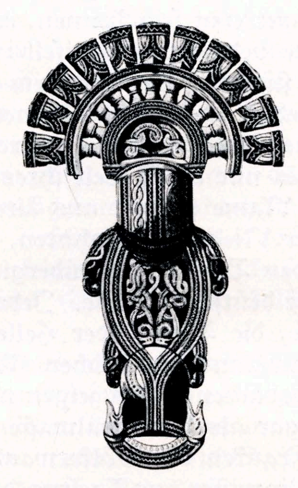


Abb. 347. Etwa $^1/_3$. Toskana. Vergoldete, reich niellierte Silberfibel mit zwei Reihen von Kopfplattenknöpfen, Flechtbandzier, zwei Paar an der Fußplatte herabhängender Raubvogelköpfe in Stil II und halbrunder Randleiste unterhalb des Tierkopfes an der Fußspitze. Anfang des 7. Jahrh. Britisches Museum (nach J. Kemble)

dauernd länger im Lande, wie die Friedhöfe von Darzau und Rebenstorf zeigen. Das sind zwar beides Frauenfriedhöfe und so könnte man behaupten, die wehrfähige Mannschaft habe das Land um 200 vollständig verlassen. Allein wenn nur Frauen zurückgeblieben sein sollen, dürfte es diesen schwer gefallen sein, sich ohne Hilfe von Männern mehr als hundert Jahre fortzupflanzen. Wir sind in diesem Falle also geradezu gezwungen, entgegen der üblichen archäologischen Methode auf die Zukunft zu verweisen, die uns die Entdeckung der fehlenden

Männerfriedhöfe des 3. und 4. Jahrhunderts im Bardengau noch bescheren muß.

Aus der Geschichtsüberlieferung wissen wir, daß die bisher unter Herzögen stehenden Langobarden unter ihrem ersten König Agelmund auf die Wanderschaft gingen. Nach freilich nicht ganz sicher bezeugter Nachricht sollen sie dabei schließlich nach Böhmen gelangt sein. Es ist weder geschichtlich überliefert, noch bisher archäologisch sicher zu erweisen, wann sie in Böhmen eintrafen. Zunächst vielmehr besetzten sie, als die Lemovier (Wölfinge) im Gefolge der Goten nach Südrußland abgewandert waren, im 4. Jahrhundert deren pommersches Küstengebiet (Scoringa) und wandten sich dann nach dem ehemaligen Lande der Burgunden (Posen) und nach Schlesien. Zu Beginn des 5. Jahrhunderts hatten sie, wahrscheinlich oder richtiger „vielleicht" mit Unterstützung von Goten, schwere, aber schließlich siegreiche Kämpfe mit den Hunnen zu bestehen. Es geschah das nach der nordischen Hervararsage im Weichselwalde am Nordfuß der Karpaten (Haryadafjöll) und auf einer Ebene Dúnheidr am Westfortsatz der Karpaten, dem Gesenke (Jôsurfjöll — slawisch Jasenik: dieser Name ist eine slawische Übersetzung des altgermanischen Askiburgion „Eschengebirge"). Die gotischen Bundesgenossen werden schwerlich die abgelegenen, samländischen Goten gewesen sein, wie die nordische Sage es will, noch weniger südrussische Ostgoten, sondern wohl die von Beninger jetzt in klare Beleuchtung gerückte Westgotenabteilung, die in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts an der mittleren Donau, in Niederösterreich, Mähren und bis nach Böhmen hinein, archäologisch nachzuweisen ist.

Im Jahre 488 wurde das seit dem Untergange des Hunnenreichs von den Rugiern besetzte Gebiet Niederösterreichs und Mährens, das sog. Rugiland, infolge der Vernichtung des rugischen Reichs und Volks durch Odowakar herrenlos und ging nun in den Besitz der Langobarden über. Hier nahmen sie das arianische Christentum an, gerieten aber nach wenigen Jahren unter die Botmäßigkeit des Herulerstammes, der sich nach dem Untergang der Hunnenherrschaft am Südfuße der Karpaten zwischen March und Eipel ansässig gemacht hatte. Infolgedessen wanderten sie in das Tiefland zwischen Donau und Theiß, das jetzige Alföld, bei den Langobarden Feld genannt. Hier erstarkten sie jedoch so, daß sie unter König Tatto 508 das Herulerreich zerstören konnten. Tattos Nachfolger Wacho (510—540) unterwarf nicht nur die Reste der in Nordungarn zurückgebliebenen Sweben-Quaden, deren Hauptstamm im Verein mit den Wandalen längst nach Spanien abgewandert war, sondern dehnte seine Herrschaft über Mähren und Böhmen aus. Seine Bundesgenossenschaft wurde von seinen Nachbarn, Thüringern, Franken und Gepiden, durch Heiraten im Königshause und 539 sogar von dem Ostgotenkönig Witigis angestrebt. Unter König Audoin (547—560) verlassen sie 548 Böhmen und Mähren und gehen über die Donau in das von den Ostgoten längst geräumte Panno-

nien (Westungarn). Sein Sohn Alboin vernichtete im Bunde mit den Avaren das Gepidenreich in Ungarn und führte 568 sein Volk über die Alpen nach Oberitalien. Als Alboin 572 ermordet wurde, hatte die Langobardenherrschaft die Apenninen schon überschritten und das Gebiet der späteren Herzogtümer Spoleto und Benevent sich angegliedert.

Was sagen nun die archäologischen Verhältnisse über die Zeit von der Abwanderung der Langobarden aus ihrem Lande an der Niederelbe bis zur Eroberung Italiens aus? Gegen 400 ist eine Bewegung von Teilen der an Mittel- oder Niederelbe angesessenen Erminonenstämme die Elbe und Saale aufwärts nach Thüringen zu beobachten, wie wir dies schon in dem Kapitel über die Zeit der Völkerwanderung erfahren haben (S. 133). Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß hierbei Langobarden beteiligt waren. Viel weniger deutlich ist ein gleich-

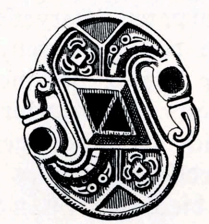


Abb. 348. ³/₄. Testona, Piemont, Italien. Bronze mit Granaten (nach Salin)

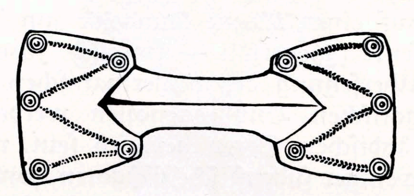


Abb. 349. ²/₃. Castel Trosino bei Ascoli, Piceno, Italien. Silberfibel (nach Mengarelli)

zeitiger Zug einer solchen Stammesabteilung nach Böhmen, den man neuerdings hat erkennen wollen. Selbst wenn man wagen sollte, hier an eine Beteiligung von Langobarden zu denken, so könnte doch nur ein recht unbedeutender Volkssplitter in Frage kommen. Denn die Wanderung des Hauptteils der Langobarden ging eben zunächst nach Ostdeutschland bis Schlesien, dann nach Niederösterreich, „Feld“ (Alföld), und in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts nach Mähren und Böhmen, um 548 nach Pannonien.

Wir müssen also in den letztgenannten Gegenden des ehemaligen Österreich-Ungarns nach archäologisch faßbaren Spuren der Langobarden um 500 und im 6. Jahrhundert suchen.

Vorweg sei bemerkt, daß 1930 in Neu-Ruppersdorf, Bezirk Laa a. d. Thaya, Niederösterreich, 20 Gräber des 6. Jahrhunderts aufgedeckt worden sind, die samt gleichartigen ebenfalls noch unveröffentlichten Funden aus Hollabrunn in Niederösterreich, Nikitsch im Burgenlande, Krainsburg a. d. Sau in Krain und aus Böhmen von dem Wiener Forscher Beninger für eine archäologische Hinterlassenschaft der Langobarden in Anspruch genommen werden. Hier muß erst die Veröffentlichung der Funde abgewartet werden. Gehen wir zum

Ersatz dessen in die Betrachtung von Einzelheiten, so bietet sich wegen des Reichtums ihrer Verzierung und wegen ihrer raschen Formentwicklung als bester Leitfaden wieder die Fibel. Die große Mehrzahl aller Langobardenfibeln gehört zu der uns aus Deutschland bereits bekannten Art mit halbrunder Kopfplatte und ovaler Fußplatte, die bei den Langobarden übrigens nur in Frauengräbern vorkommt. Aus Deutschland mitgebracht haben die Langobarden einige für diese Fibeln kennzeichnenden Eigenheiten, so die dichte Besetzung der Kopfplatte mit Knöpfen, die Anordnung dieser Knöpfe in zwei gleichmittigen Halbkreisen übereinander, die Ansetzung zweier Lappen am Oberende und oft auch noch am Unterende der Fußplatte, endlich die besondere Art des an der Fußspitze angebrachten Tierkopfes, der durch die Größe der weit geöffneten, glotzenden Augen und den nach oben gerichteten Blick ein grimmiges Aussehen erhält. Auf ihrer älteren Stufe zeigen diese Fibeln, die von den Langobarden entweder aus Mitteleuropa nach Italien mitgenommen oder alsbald nach ihrem Einbruch in Italien hergestellt worden sind, als Umsäumung der Kopfplatte vollrunde Knöpfe in doppelter Halbbogenanordnung, auf der Kopf- und der Fußplatte entweder Rankenornament oder Kerbschnitt oder Tierstil I, bisweilen auf der Kopfplatte schon Stil I, doch auf der Fußplatte noch Kerbschnitt.

Derartige Fibeln mit Rankenornament, aber noch nicht voll ausgebildeter Zweizonigkeit der Kopfplattenknöpfe, die in die Zeit von 500—550 zu setzen sind, fanden sich zu Weimar, Podbaba bei Prag, Ulm und Belfort, an letzteren beiden Orten offenbar als Einfußstück von Osten her anzusehen.

Volle Zweizonigkeit der Knöpfe nebst Rankenzier besitzt eine Fibel aus Wurmlingen in Württemberg, die schon im Kapitel „Völkerwanderungszeit" vorgeführt worden ist (Abb. 118), während ein Stück aus Schwaz, Bez. Dux in Nordböhmen, Zweizonigkeit, Tierstil I auf der Kopfplatte und Kerbschnitt auf der Fußplatte aufweist. Diese beiden Fibeln dürften um 550 anzusetzen sein, desgleichen zwei der Schwazer entsprechende aus Cividale, Prov. Udine, und aus Ravenna, letztere beiden vielleicht aus Pannonien mitgebracht. In die gleiche Zeit fallen 2 Stücke aus Pallersdorf (Bezenye), Bez. Wieselburg im österreichischen Burgenlande (Pannonien) und aus Castel Trosino, dem großen umbrischen Langobardenfriedhof, die ausschließlich Kerbschnittzier aufweisen. Desgleichen stammt aus dem alten Pannonien, nämlich aus Keßthely am Plattensee, Kom. Zala, eine Fibel mit entarteter Rankenzier. Wohlausgebildete Rankenzier dagegen besitzt ein goldplattiertes Bronzefibelpaar, das nebst einem kleinen kerbschnittverzierten Bronzebeschlag (vgl. Abb. 343), einer kleinen Bronzeschnalle, einem Ton- und einem Glaswirbel in einem weiblichen Skelettgrabe von Dresden-Nickern (Abb. 343) zum Vorschein kam. Auch die beiden letztgenannten Stücke gehören in die Zeit um 550.

Aus dieser Zeit muß auch eine Fibel aus Cividale herrühren, die auf der Klopfplatte Ranken, auf der Fußplatte Kerbschnitt zeigt und deren vollrunde Knöpfe nach südwestdeutscher Art ganz zusammengeflossen sind. Dieselbe Art Knöpfe erscheint bei einer Fibel aus San Giovanni in Cividale, die eine rechteckige Kopfplatte und überall Kerbschnittzier besitzt und ganz einer Fibel aus Wurmlingen in Württemberg entspricht (etwa um 570). Endlich ist noch eine Fibel, ebenfalls aus San Giovanni in Cividale, zu nennen, die der Schlußstufe der „Thüringer" Fibel angehört, d. h. der Fibel, deren Kopfplatte aus zwei einander zugekehrten Adlerköpfen entstanden ist (vgl. Abb. 161) und reich mit flachgeschliffenen Granaten belegt ist. Ein ganz ähnliches Stück kommt in Schretzheim, Bayrisch-Schwaben, vor.

Wir sehen also, daß es unter den eigentlichen Langobardenfibeln Italiens, d. h. denen mit Ovalfuß und halbrunder Kopfplatte, die Zoneneinteilung ihrer Knöpfe besitzt — nur die beiden zuletzt angeführten Stücke besitzen eine Kopfplatte abweichender Form —, eine größere Anzahl gibt, die kurze Zeit vor dem Übergang der Langobarden nach Italien hergestellt sind und ihre Entsprechungen teils in Thüringen (2), Freistaat Sachsen (2), Nordböhmen (2), Westungarn (Pannonien: 2) haben. Die Funde bestätigen also, was wir über den Aufenthalt des Volkes in Böhmen, sowie die verwandtschaftlichen Beziehungen, die das langobardische mit dem thüringischen Königsgeschlecht verbanden, und schließlich die kürzere Siedlung in Westungarn aus den Geschichtsquellen wissen. Ungeklärt bleiben nur die durch mehrere Funde ebenfalls bezeugten Beziehungen zum Alemannenstamme, worüber die Geschichtsquellen nichts berichten. Wir wissen nur von näheren Beziehungen der Langobarden zu den Baiern, die aber erst ins Ende des 6. Jahrhunderts fallen. Doch könnte man an Einflüsse des um 533 unter den Herzögen Leuthari und Butelin nach Italien gegen Narses gezogenen alemannischen Heeres denken (s. oben S. 159).

Nur gibt es bei den Langobarden noch eine andere Gruppe mitteleuropäischer Fibeln, die aber in Italien nur als Fremdlinge angesehen werden können. Es sind das sieben Vertreter der deutschen Art der Fibeln mit abwärts beißenden Tierköpfen am oberen Ansatz der Fußplatte (vgl. Abb. 122), die im östlichen Italien erscheinen und teils noch gut ausgebildete, teils schon verflachte Rankenzier besitzen. Sie stammen aus der Mitte des 6. Jahrhunderts oder wenig später und dürften zu Beginn der langobardischen Zeit nach Italien gebracht worden sein. Da sie in Mitteleuropa aber hauptsächlich in Südwestdeutschland und im Rheingebiet erscheinen, sonst nur noch in drei Fällen im nordöstlichen Thüringen (Saalegebiet) und einem zu Podbaba bei Prag, dies ist das am weitesten östliche Vorkommen, so lassen sich stammliche Beziehungen hieraus kaum erschließen, es sei denn, daß man gerade auf die erwähnten thüringischen Fälle sich versteift und diese den bis zur Unstrut reichenden Sachsen gutschreibt, von denen ja eine starke

Abteilung den Langobarden auf ihrem Wege nach Italien sich anschloß. Ebensowenig aus dem einmaligen Vorkommen einer Fibel mit schmalem Tierkopffuß, Ranken- und Stufenornament, halbrunder Kopfplatte mit Zonenknöpfen, sowie langobardischen grimmigen Tierkopf am Fuß, die aus Nordendorf stammt und bereits in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts fällt.

In diese etwas spätere Zeit gehört auch noch eine Fibel mit rechteckiger Kopfplatte und reiner Flechtbandverzierung. Sie verdient hier Erwähnung, weil sie, wie eine der oben genannten der Zeit um 550, aus Pannonien, und zwar aus Keßthely stammt (Abb. 344).

Hier ist der Ort, eine Fibel aus Montale, Prov. Modena, zu erwähnen, ein Prachtstück mit rechteckiger Kopfplatte, vollrunden Knöpfen, Tierornament in entartetem Stil I auf der Kopfplatte und Bandschlingen auf der Fußplatte. Genauest entsprechende Stücke kommen in Mitteleuropa dreimal vor, in Ostpreußen (Abb. 111), Thüringen und Rheinhessen, so daß man glauben kann, alle vier Stücke stammten von demselben Künstler her. Außerdem gibt es noch ein sehr ähnliches Stück aus Engers a. Rh., eine Runenfibel.

Alles in allem sehen wir, daß die Langobarden die Formen ihres Kunstgewerbes aus Mitteleuropa nach Italien bringen. Wie verhalten, sich diese nun zu der infolge des ruhmvollen, aber tragischen Untergangs des Ostgotenvolks zwischen 553 und 563 rasch absterbenden aber in einigen Spuren doch noch bis auf unsere Tage erhaltenen Kunst der Ostgoten in frühester langobardischer Zeit?

Wir haben bereits im Kapitel über die Zeit der Völkerwanderung (S. 120) ausgeführt, daß die hauptsächlichste Fibel der Ostgoten in Italien die von mir „gepidisch" genannte Art ist, deren Hauptkennzeichen neben der halbrunden Kopfplatte in dem scharf umrissenen rautenförmigen, an den Ecken durch granatgeschmückte Rundeln verzierten Fußteil besteht, der durch einen Tierkopf abgeschlossen wird. Verziert sind Kopf- und Fußplatte mit wohlgebildeter, später mit mehr aufgelöster Ranke, zuletzt zuweilen mit einem schmalen Zweifadenflechtband. Diese Fibelart ist so lebenskräftig, daß sie sich, wenigstens für kurze Zeit, noch unter der Langobardenherrschaft zu halten vermag. Doch ist nun das Rankenmotiv verschwunden und statt dessen das langobardische Stufenmotiv getreten; es fehlt auch die Randzier, die krummschnäbeligen Vogelköpfe. Eingetreten ist eine reiche Ausschmückung mit flach geschnittenen Granaten, eine Vielzahl tierkopfförmiger Knöpfe um die Kopfplatte herum und der „grimmige" Tierkopf am Fußende: alles nach langobardischer Art. Von derartigen Fibeln, die wegen der tierkopfförmigen Knopfform erst aus dem Ende des 6. Jahrhunderts stammen können, kennen wir sechs Stück aus langobardischen Gräbern. Abb. 346 zeigt ein solches aus Imola, Prov. Bologna.

Eine andere Nachwirkung gotischer Kunstübung weisen zwei Fibeln aus Ravenna und Chiusi auf. Langobardisch sind hier die Doppelzonigkeit der Kopfplattenknöpfe, das Stufenornament des Bügels und das gegitterte Kerbschnittmuster der Fußplatte; gotisch aber die Rankenzier der Kopfplatte und die beiden einander zugekehrten krummschnäbeligen Vogelköpfe mit großen Granataugen, die am Fußende angebracht sind.

Endlich kann man noch 2 kleine Bronzeschnallen mit ovalem Rahmen und mit nach gotischer Art stark verdickter und gerade abgeschnittener Dornbasis nennen, die sich in den langobardischen Friedhöfen von Testona und Nocera Umbra gefunden haben.

Damit ist aber das Fortleben gotischen Einflusses für die frühe Langobardenzeit erschöpft. Im übrigen gehen, wie die gotischen Formen mit Südrußland, den Donauländern und dem Frankenland übereinstimmen, so die langobardischen Hand in Hand mit Mitteleuropa östlich des Rheins, zum Teil noch Rheinfranken, und weiterhin mit Skandinavien. Das Rankenornament hat jetzt ausgespielt und wird zuerst noch durch Kerbschnitt, besonders aber durch Flechtband und Tierornament ersetzt.

Das ist der Fall bei den jüngeren langobardischen Fibeln mit ovalem Fuß, die durchweg tierkopfförmige Knöpfe an der Kopfplatte haben und auf Kopfplatte, Bügel und Fußplatte zunächst mit Verzierung in Tierstil I bedeckt sind. Der Höhepunkt dieser ersten Stufe jüngerer Langobardenfibeln wird durch das Prachtstück einer Silberfibel von Cividale bezeichnet (Abb. 347). Auf Kopfplatte, Bügel und Fußplatte erkennt man hier die beiden deutlich ausgebildeten Tiere, und der untere Tierkopf hat ein kräftigeres Aussehen erhalten. Um 600 setzen sich an den Rand der Fußplatte oben, oft auch nach unten, zwei längliche Lappen an, die sich bald in hängende Tierköpfe von Stil II umwandeln, worauf schließlich im 7. Jahrhundert die ganze Fläche des Schmuckstücks mit Verzierung in Tierstil II oder in Flechtband bedeckt wird.

Den Höhepunkt dieser letzten Stufe stellt eine vergoldete, mit reicher Nielloeinlage versehene Fibel des Britischen Museums dar, von der man nur weiß, daß sie aus Toskana stammt (Abb. 347). Es ist eine Prachtfibel aus der Zeit um 600 oder bald danach.

Außer den besprochenen großen Fibeln tragen die langobardischen Frauen auch goldene Rundfibeln, die durch flache Granaten in dichter Zellenfassung und mitunter gleichzeitig durch Filigran geschmückt sind. Das aus Mitteleuropa mitgebrachte Filigran besteht selten aus festgelöteten Körnern, meist aus geperlten oder quergestrichelten Drähten. Bei einer Anzahl von Rundfibeln ist die Mitte oder Oberseite durch einen wulstartigen Ring abgeteilt.

Eine dritte Art von Fibeln sind die aus den nordfränkischen Landen und aus Süddeutschland bekannten, meist aus Silber, seltener aus

Bronze hergestellten S-förmigen. Sie haben oft Adlerköpfe mit großen Granatenaugen, die keine Einfassung zeigen (Abb. 348), zuweilen aber auch in Stil II gestaltet sind. Ihr Körper ist meist mit flachen Granaten oder in Ermangelung solcher mit rotem Glas bedeckt.

Diesen aus Edelmetall gefertigten kunstvollen Fibeln der Frauen stehen in den Männergräbern nur schmucklose Stücke aus Bronze in der Form der sog. gleicharmigen Fibeln gegenüber, in deren rechteckige oder trapezoide Endplatten höchstens kleine Kreise mit Mittelpunkt als einzige Zier eingepunzt sind (Abb. 349).

Eine bei Beschreibung des Wittislinger Fundes (Abb. 281, Nr. 8 bis 10) bereits mitgeteilte Eigenheit der Langobarden ist es, ihren vornehmeren Toten, sowohl Männern wie Frauen, ein meist gleich-

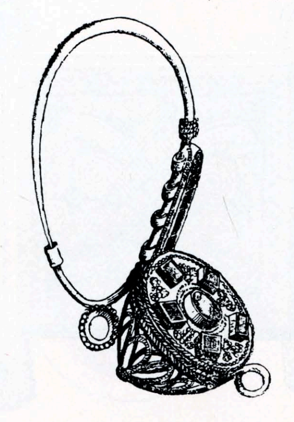


Abb. 350. $^1/_1$ Fundort? Gold (nach Hampel)



Abb. 351. $^1/_1$. Dos di Trento. Gold (nach Hampel)

armiges Kreuz aus Blattgold zum Aufnähen auf das Gewand in das Grab mitzugeben (vgl. Abb. 281, Nr. 8—10). Wir kennen aus Italien mehr als 150 solcher Schmuckstücke, die meist gar nicht oder nur einfach verziert sind, selten mit Bandgeflecht oder mit Tierornament oder mit beiden zugleich, wobei Tierstil I den Tierstil II bei weitem überwiegt. Solche Kreuze leben bis weit ins 8. Jahrhundert hinein. Eine geringere Zahl, im ganzen neun, ist auch nach Südwestdeutschland ins Alemannengebiet ausgeführt worden.

Eigenartig und reizvoll zugleich ist der Ohrschmuck langobardischer Frauen. Niemals erscheinen bei ihnen die gotischen und gotisch-fränkischen Ohrringe mit Polyederknauf, sondern goldene glatte Ringe, die in ein halbkugeliges Körbchen mit Deckel auslaufen, ausgeführt in durchbrochener Filigranarbeit (Abb. 350, 351a, 351b). Ich kenne nur einen Fall, daß ein Körbchenohrring ausgeführt worden ist: ein solcher fand sich in dem großen fränkischen Friedhof von Marchélepot, Dep. Somme.

Die größeren Schnallen mit ovalem Rahmen, meist nur schwach entwickeltem Schilddorn und den meist freien Beschlägen in Form langgezogener Dreiecke mit drei großen Nietköpfen entsprechen im ganzen den mitteleuropäischen Stücken, ohne jedoch die Größe und Pracht der letzteren zu erreichen.

Die Riemenzungen, die teils U-förmig, teils mehr mit Lanzettende gestaltet sind, entsprechen nicht voll dem aus Süddeutschland (vgl. Abb. 291) und aus Vendel bekannten Typus. Riemenkreuzbeschläge mit Tierstil II (Abb. 353) und Beschläge in Form eines gekrümmten Vogels (vgl. Abb. 128), beide vom Vendeltypus, erscheinen auch nur je zweimal; zahlreich dagegen die länglichen rechteckigen Riemen-

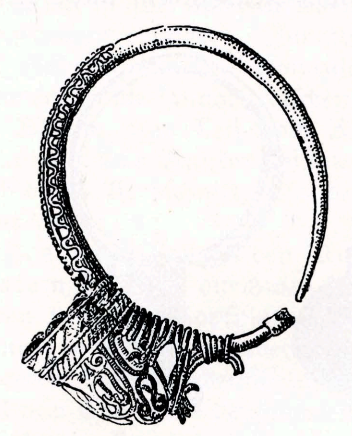


Abb. 352. 1/1. Igls bei Innsbruck. Silber mit Glaskügelchen (nach Wieser)

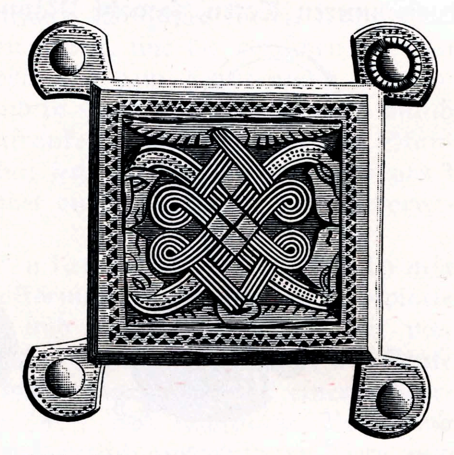


Abb. 353. 1/1. Cividale in Friaul, Italien. Riemenkreuzbeschlag. Bronze und Silber (nach Salin-Åberg)

beschläge (vgl. Abb. 284, 329) mit Menschen- oder Tierköpfen oder mit ganzen Tieren in Stil II.

An Glasgefäßen erscheinen, wie auch in Mitteleuropa (vgl. Abb. 144), zuweilen schöne Trinkhörner.

Die Silbertauschierung auf Eisen bezeichnet bei den Langobarden, wie in Mitteleuropa, die Schlußstufe rein germanischer Kunstübung; ihre Hauptzeit ist die der Herrschaft des Tierstils II, also das 7. Jahrhundert. Die Verzierung ist teils rein geometrisch, Punktreihen, Striche, Spiralen, teils Flechtband und reiner oder schon aufgelöster Tierstil II. Angewendet wird die Tauschierung bei Schilddornschnallen mit länglichem Beschlag, U-förmigen gespaltenen Riemenzungen und rechteckigen oder rautenförmigen Gürtelbeschlägen.

Was die Waffen angeht, so unterscheiden sich die Spathen mit kleinem dreieckigem, unverzierten Knauf nicht von den mitteleuropäischen. Zum Teil sind sie jedoch reich verziert, so besonders die drei in Italien gefundenen Ringschwerter, deren Knäufe Griffstangen und

Scheidenmundblech teils mit Granaten in goldener Zellenfassung, teils mit Goldfiligran bedeckt sind.

Die Formen der Schildbuckel gleichen zum Teil völlig den mitteleuropäischen, namentlich die auf der Kuppe mit einer Knopfscheibe gekrönten (Abb. 354, Nr. 2, 3; vgl. Abb. 134, 136). Die gewöhn-

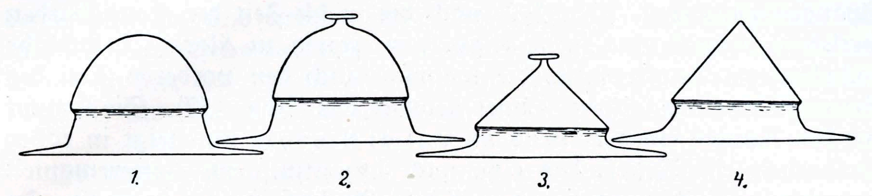


Abb. 354. Langobardische Schildbuckel. Eisen. Schematische Darstellung (nach Åberg)

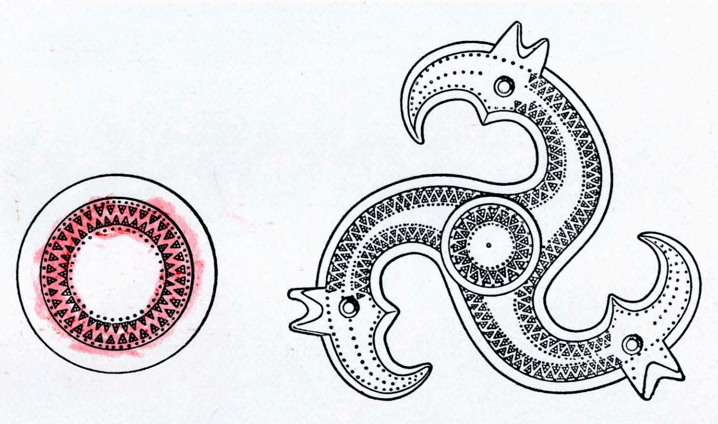


Abb. 355. Castel Trosino. Bronzene Schildkuppenbeschläge (nach Mengarelli)

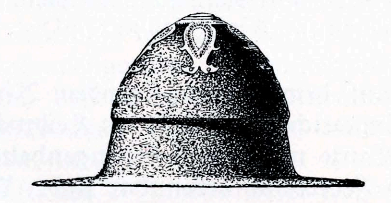


Abb. 356. 1/4. Milzanello, Prov. Brescia. Auf der Kuppe ein vierlappiger Bronzebeschlag (nach Salin)

lichste Form ist indes die unter Abb. 354 als Nr. 1 dargestellte, die in der mitteleuropäischen Form von Abb. 137 gleichfalls ihr Gegenstück hat. Die langobardischen Schildbuckel sind oft sehr geschmackvoll verziert mit großen, runden, flachen, am Rande schräg geschnittenen, seltener halbkugeligen Nietköpfen aus Bronze, die oft stark vergoldet und mit eingestempelten Mustern geschmückt sind (Abb. 355). Die Schildbuckel von der Art Nr. 1 sind bisweilen von einem bronzenen

Kuppenbeschlag bekrönt, der entweder aus drei krummschnäbeligen Tierköpfen in Triskeleform besteht, die durch eingestanzte Dreiecke mit erhabenen Punkten oder Kreisen verziert sind, oder aus vier herablaufenden Lappen von der Art, wie sie in Abb. 356 dargestellt ist.

Daß die Prunkhelme der Fürsten von der Art des Gammertinger Spangenhelms (vgl. Abb. 292) noch bis in die Zeit der Langobarden fortleben, beweist eine im Bargellomuseum zu Florenz befindliche goldplattierte Kupferplatte, die wahrscheinlich den vorderen Teil des Stirnbandes eines solchen Helmes gebildet hat (Abb. 357). Sie stammt aus den Ruinen eines Kastells im Val di Nievole und zeigt in roher Treibarbeit ein Relief, das eine nach byzantinischem Hofzeremoniell eingerichtete Huldigung für den König Agilulf († 615) darstellt. Zu



Abb. 357. Val di Nievole. Goldplattierte Kupferplatte vom Stirnreifen eines Spangenhelms: Huldigung für König Agilulf († 615). Bargello zu Florenz

beiden Seiten des auf dem Thron sitzenden Königs, neben dessen Haupte sein Name eingezeichnet ist, steht ein Leibwächter im Schuppenpanzer mit Schild, Lanze und einem Spangenhelm, dessen Spangen, Wangenklappen und Federbusch erkennbar sind. Weiterhin folgen zu beiden Seiten je eine Viktoria und zwei huldigende Männer.

Kurz hingewiesen sei nur noch auf einen durch Überfälle von goldenem Schmuck und besonders von goldenen Waffen, worunter sich sogar eine goldene Lanzenspitze (!) befindet, schon auf den ersten Blick befremdenden Fund aus dem angeblichen Grabe eines langobardischen Großen „in Italien" der Zeit um 600, der 1930 auf einer Ausstellung frühmittelalterlicher Kunst des Burlington Fine Arts Clubs in London zu sehen war. Unter den Gegenständen fallen besonders auf eine halbkugelige eiserne Helmhaube mit einem Gerüst goldener Spangenbänder, das große Ähnlichkeit hat mit dem Bändergerüst der am Thorsberger

Helm angenieteten Silberkappe; ferner eine Prachtschnalle in reinstem Gotenstil, übereinstimmend mit derjenigen unserer Abb. 106 und noch genauer mit einer gotischen Schnalle von Spoleto, Prov. Perugia; drittens ein Halsschmuck, bestehend aus sechs geschweiften, mit Treibarbeit und roter Emaileinlage geschmückten, rechteckigen Goldplatten, deren mittelste und größte einen Abklatsch der Huldigungsszene des Bargellostirnreifens darstellt. Die letzterwähnte Tatsache, um derentwillen ich hier den „Fund" nur erwähne, zeigt, daß hier eine Fälschung vorliegt, und macht allein schon den ganzen „Fund" verdächtig.

Es bleibt noch übrig, eine Gruppe langobardischer Altertümer zu besprechen, die byzantinische Arbeiten sind. Sie treten in den Gräberfeldern von Castel Triosino und Nocera zahlreich auf, doch erst im Laufe des 7. Jahrhunderts und hauptsächlich in Männergräbern. Sie üben keinerlei Einfluß auf die altgermanisch-langobardische Kunstweise aus. Die byzantinische Ornamentik, die tief eingeschnittene geometrische Muster oder stark stilisierte Pflanzen aufweist, findet sich besonders auf Schnallen und Riemenzungen sowie Griffen und Scheidenbeschlägen der spärlich vertretenen besonderen Art orientalischer Dolche, die durch U-förmigen Knauf und gleichgestaltetes Ortband, sowie durch einen eigentümlichen nach außen geschweiften oberen Scheidenbeschlag gekennzeichnet werden.

Die Hauptgruppe byzantinischer Schnallen ist meist wenig oder gar nicht, zuweilen mit naturalistischem Blattornament verziert. Sie besitzt festen Rahmen, schmalen rundlichen an der Spitze abgerundeten Dorn und kurze abgerundete, bisweilen auch U-förmige Beschläge. Eine besondere Abart mit beweglichem Rahmen, sowie mit zwei beiderseits vorspringenden Lappen und einem vorderen Knopf auf dem Beschlage kommt auch bei den Westgoten in Spanien vor, die im 7. Jahrhundert mancherlei Einflüsse von dem langobardischen Italien her erhalten. Doch ist das westgotische Ziermuster der Beschläge hier abweichend: gewöhnlich besteht es aus Blattranken, deren aufgerollte Zipfel zu krummschnäbeligen Vogelköpfen, anscheinend von Pfauen, umgewandelt worden sind.

In der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts treffen wir bei den Langobarden häufig auch byzantinische Riemenzungen an. Ihre gleichmäßig breite, am unteren Ende abgerundete Gestalt entspricht völlig der germanischen. Doch sind sie hohl gearbeitet, an den Enden gespalten, und ihre Ornamentik ist rein byzantinisch. Sie besteht aus aufgerollten Zipfeln, Ranken, Medaillons, eingravierten Delphinen und herzförmigen Durchbrüchen. In Spanien erscheinen keine byzantinischen Riemenzungen.

Großenteils byzantinische Arbeiten dürften auch die Weihegaben sein, welche die Langobardenkönigin Theudelinde († 625), die Gemahlin Königin Agilulfs, der 595 von ihr erbauten St. Johannes-

Baptista-Kathedrale zu Monza weihte, an deren Stelle später der heutige Dom trat. Eines dieser Kunstwerke, die berühmte goldene Henne, haben wir schon oben bei Vorführung des Gotenschatzes von Pietroassa besprochen und abgebildet (S. 102, Abb. 99). Andere hierhergehörige bekannte Stücke des Monzaer Domschatzes sind die goldene Fächerkapsel und der goldene mit Filigran und eingelegten Steinen reichst verzierte Kamm der Theudelinde. Dagegen gehört nicht hierzu die auch im Domschatz zu Monza befindliche sog. „Eiserne Krone" der Langobarden. Sie besteht aus sechs an Scharnieren beweglichen goldenen Hauptbändern, die durch sechs senkrechte Goldstreifen voneinander getrennt werden. Die Bänder sind teils getrieben, teils geschmelzte Arbeit; auf dem Goldblech befindet sich Blattornament und ein mittlerer Edelstein. Die senkrechten Streifen sind durch Rubine,

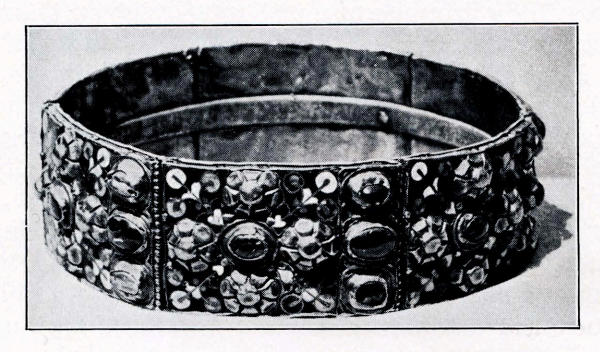


Abb. 358. Monza, Domschatz. Sog. „Eiserne Krone".
Eisen, Gold und Email. Um 900

Amethyste, Saphire verziert. Im Innern wird die Krone durch einen angeblich aus einem Nagel Christi geschmiedeten schmalen Eisenreif zusammengehalten, der ihr die Bezeichnung als „eisern" einbrachte. Dieses Stück (Abb. 358), das erst von dem langobardisch-italienischen Könige Berengar I. († 924) gestiftet worden ist, hat in seinem üppigen Schmuck wenig Altgermanisches mehr an sich.

Für langobardische Arbeit dagegen möchte ich die prächtigen Buchdeckel des Evangeliars der Königin Theudelinde halten, die sich auch im Domschatze zu Monza befinden, trotz der vielen hochgewölbten Steine, Saphire, Smaragde, antiken Kameen und Perlen, die ein gleicharmiges Kreuz mit verbreiterten Armenden bilden. Germanisch erscheint hier die netzartige Umrandung in Zelleneinlage, die sich auch auf den vier aufgelegten Winkelbändern befindet. Die mit dem Sternornament gefüllten Kreise sind von zartester Kunstfertigkeit, wie eine zerbrechliche Stickerei auf Goldgrund, und erinnern an ähnliche ineinander geflochtene Kreise als Goldzellen für Granateinlage, wie sie bei den Goten in Kertsch schon im 4. Jahrhundert vorkommen, desgleichen am oberen und unteren Rande der Goldkrone des Westgoten-

königs Reccesvinth (vgl. S. 317), endlich auch am Mundblech der Scheide des Schwertes von Férebrianges, Dep. Marne (Abb. 309).

Langobardische Arbeit dürfte auch die einfachere Krone der Theudelinde sein, die in Abb. 359 wiedergegeben worden ist. Angehängt ist hier ein Goldkreuz ihres Gemahls, des Königs Agilulf, das ursprünglich zu einer kostbaren Votivkrone gehört hat, an der Christus und die Apostel in getriebener Arbeit dargestellt worden waren. Diese Krone ist in den französischen Revolutionskämpfen gemäß der bei den Franzosen damals üblichen Weise des Kunstraubes nach Paris verschleppt und dort 1804 gestohlen und vernichtet worden.

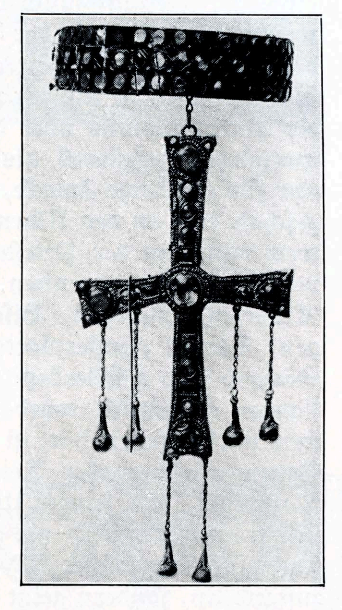


Abb. 359. Monza, Dom. Votivkrone der Königin Theudelinde mit neuerdings angehängtem Kreuz des Königs Agilulf. Um 600

Die Votivkronen und das Kreuz werden hier besonders erwähnt, um auch in diesem Punkte den Einfluß zu zeigen, den Italien im 7. Jahrhundert auf Spanien ausübte, wo ja noch viel prächtigere Votivkronen mit angehängten Kreuzen von den westgotischen Königen ihrer Hofkirche in Toledo geweiht worden sind (vgl. den Abschnitt über die Westgoten).

In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, als der rechtgläubige Katholizismus zur Alleinherrschaft gelangte und eine rechtliche Gleichstellung der Römer mit den Langobarden, sowie auch sonst eine starke Annäherung beider Völker eintrat, verschwinden — wohl nicht ohne Zusammenhang mit diesen neuen Verhältnissen — die germanischen Kleinaltertümer der Metallkunst in Italien. Doch nicht die gesamte germanische Kunstübung.

So wie trotz des Sturzes des langobardischen Königtums mit der Absetzung des letzten Königs Desiderius durch den Frankenkönig Karl (774) die langobardischen Staatseinrichtungen, besonders das langobardische Recht, unverändert fortbestehen und der Frankenkönig das langobardische Italien seinem Reiche nicht einverleibte, sondern nur eine Personalunion zwischen beiden Ländern herstellte, so lebt auch germanisch-langobardischer Kunstgeist nach dem 7. Jahrhundert noch Jahrhunderte in der Baukunst Italiens fort. Die langobardische Bauornamentik wurde der Hauptbestandteil in der Kunst des fälschlich romanisch genannten Baustils, wie wir schon im Eingang des Kapitels, das der Kunst der Völkerwanderungszeit gewidmet ist, gehört haben.

Es würde zu weit führen, die langobardische Baukunst im ganzen wie an einzelnen Denkmälern hier vorzuführen. Aber wir wollen im

nächsten Abschnitt wenigstens zeigen, wie eines der wichtigsten Motive langobardischer Ornamentik, das Flechtband, innerhalb dieser Baukunst sich gestaltete.

Flechtband in der Baukunst

Hier müssen wir, bevor wir das Gebiet der Tierornamentik, soweit Mitteleuropa und Italien daran beteiligt sind, verlassen, nochmals auf das Flechtband zurückkommen. Wir haben bisher nur seine Verwendung im Metallschmuck besprochen, jedoch schon auf die Rolle hingewiesen, die es auch in der Baukunst gespielt hat (S. 239). Die Langobarden verwendeten seit etwa 100 Jahren nach ihrer Einwanderung in Italien, d. h. seitdem unter den Nachfolgern des Königs Rotharis der Katholizismus über den Arianismus zum völligen Siege gelangt war, das Flechtband als Bedeckung gewisser Bauflächen, und zwar nur für christliche Zwecke, also im Innern der Kirchen. Am häufigsten geschah dies an den Marmorplatten, den Schranken, welche die Laienwelt von dem der Priesterschaft vorbehaltenen Heiligen, dem Raume vor dem Altare trennen. Sonst auch an Altären, Altarbaldachinen (Ciborien), Kanzeln, Bischofsstühlen, Taufbecken, Brunneneinfassungen, Türen, Fensterplatten und sehr häufig an den würfelförmigen Säulen- und Pfeilerkapitälen, die außerdem gern mit grotesken Tierfiguren geschmückt wurden. Was an diesem Ornament die Beschauer stets stark gefesselt hat, ist seine kraftvolle, mit viel Phantasie gemischte Artung, sein großer Reichtum an reizvollen Spielarten. Es ist ein Flachrelief, das seinen Ursprung aus der Holzschnitzkunst deutlich an sich trägt. Es wird nie streng geometrisch ausgeführt, noch strebt es nach südeuropäischer Weise Symmetrie, Ruhe und Gleichgewichtszustand an, sondern zeigt das besondere germanische Kunstwollen, das Verlangen nach rhythmischer Bewegung (Eurhythmie) und subjektivem Gefühlsausdruck. Die „schweifende Einbildungskraft", nicht die „anschauliche", hat hier das Übergewicht. Neben dem gewöhnlich drei-, seltener vier- bis sechssträhnigen Riemenwerk erscheinen als Füllfiguren: Rosetten, Blätter, Ranken, Blumen, Trauben, und aus der altchristlichen Kunst entlehnt: der Weinstock, der aus der entarteten Palmette entstandene sog. Lebensbaum, die Taube und der Pfau als Sinnbilder der Reinheit und der Auferstehung.

Die Kunstforscher haben das langobardische Flechtband in der Baukunst, wie schon früher hervorgehoben wurde (S. 239), meist als entlehnt aus der Antike oder dem Orient angesehen, neuerdings teilweise auch als rein germanisch.

Wir hörten schon früher, daß die Langobarden eine Anzahl Bandmotive, wie das Zopfgeflecht und die Achterschleife, zweifellos aus Deutschland mitgebracht haben. Auf dem Boden Italiens spielt indes eine entscheidende Rolle das germanische Ornament der Kreuzschlinge, die auch Vierpaßschlinge genannt wird, und seine Verbindung mit dem

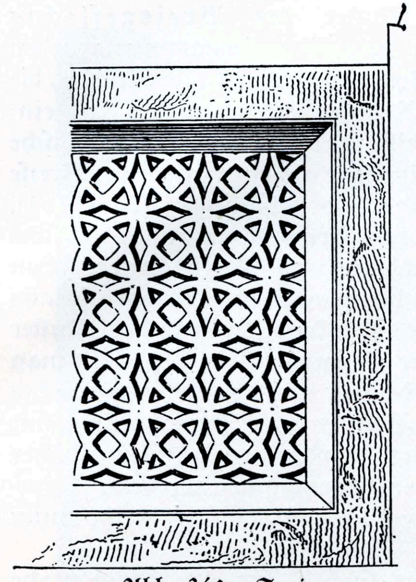


Abb. 360. Syrien
(nach M. de Vogué, Syrie centrale)

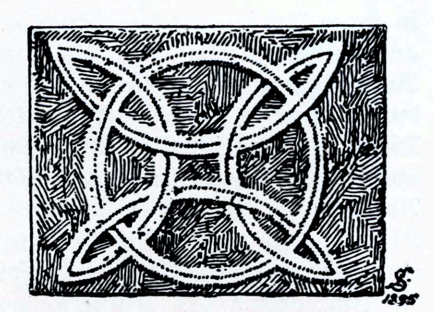


Abb. 361. Aliscamp (Südfrankreich)

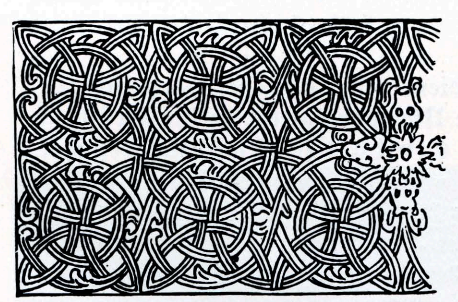


Abb. 362. Monza (Oberitalien)

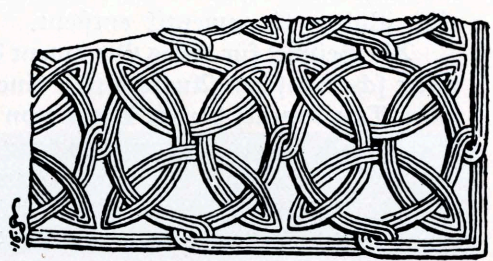


Abb. 363. Vienne (Südfrankreich)

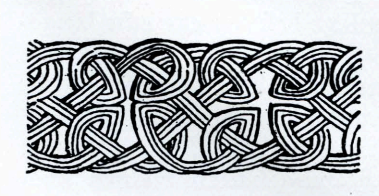


Abb. 364. Granson (Schweiz)

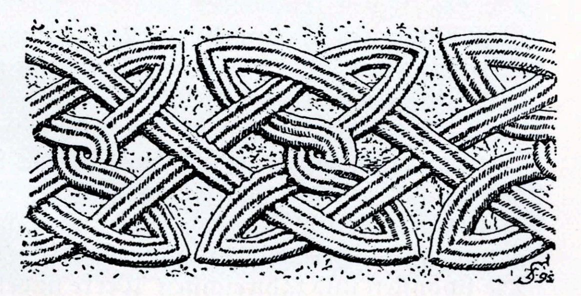


Abb. 365. Spalato (Jugoslawien)

(Abb. 362—365 nach E. A. Stückelberg, Langobardische Plastik)

orientalischen, besonders syrischen Muster des Kreisgeflechts (Abb. 360), das vom adriatischen Kulturkreise aufgenommen worden war. Dies Muster besteht aus einem Netz von zwei bis vier Kreisen, die in ihren Achsen um die Länge eines Radius verschoben sind und einander überschneiden. In die Einzelkreise wird nun die langobardische Kreuzschlinge hineingesehen und erscheint jetzt als ein von einem Kreise durchflochtenes Liegekreuz lanzettförmiger Doppelschlingen (Abb. 361). Dieses Muster zeigt sich, obwohl noch ohne Kreis, schon auf einer Fibel aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts von Waiblingen (oben Abb. 276). Bei einer frühen Elfenbeinplastik in Durchbruch aus Monza (Abb. 362) ist noch eine magere Rankenbildung in das Muster eingefügt worden. An dem Beispiel aus Vienne (Abb. 363) sieht man die Umkehrung des Musters: es erscheinen nicht mehr waagerechte Bahnen verflochtener Kreise, sondern Bahnen von Kreuzschleifen mit eingeflochtenen Kreisen oder umgekehrt. Und nun kann ein solcher Streifen aus seiner Umgebung leicht herausgenommen werden: so entsteht daraus ein allgemein verbreitetes langobardisches Flechtmuster (Abb. 364, 365).

In allen Mustern waltet ein feines Gefühl für eine harmonische Verzierung kraftvollen Charakters. Eine reiche Phantasie schafft mit wenigen Motiven eine große Mannigfaltigkeit. Auch wo Motive und Formen entlehnt werden, hat diese Kunst die Kraft, sie in ihrem Geiste umzubilden und sich völlig einzuverleiben, so daß ein Bild einer ganz einheitlichen Ornamentik entsteht.

Als Beispiel für dieses Ornament diene neben den eben vorgeführten, mehr schematischen Ausschnitten eine Marmorplatte von der Brüstung einer Taufkapelle, die im Dome von Cividale in Friaul sich befindet. Die Kapelle ist ein Bau mit Schranken, auf denen Säulen stehen, die Rundbögen tragen. Sie stammt aus der Zeit König Luitprands, also um 740. Von den alten geschmückten Brüstungen sind nur noch zwei erhalten, die übrigen erneuert. Bei der einen (Abb. 366), die aus zwei Stücken besteht, findet sich links der Hauptteil einer reichen Rose, rechts vier Quadratfelder, die von einer Art Zopfband eingeschlossen werden. Die beiden unteren Felder sind verstümmelt, die oberen enthalten die Sinnbilder der Evangelisten Lukas und Johannes, den geflügelten Stier und den Adler. Darüber läuft das zuletzt besprochene echt langobardische Flechtbandmuster.

Vermöge der ihm innewohnenden urwüchsigen Kraft hat sich dieser eigenartige, in sich abgeschlossene Stil des langobardischen Flechtbandes, der im 9. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreicht, in Italien, wenn auch zuletzt verroht, bis etwa 1000 und noch später gehalten. Seinen Ausgangspunkt bildet das älteste langobardische Gebiet, das Herzogtum Friaul. Die schönsten und zahlreichsten Werke finden sich in Oberitalien (Cividale, Como, Aquileja), dann in den südlichen Herzogtümern Spoleto (Assisi) und Benevent, im südlichen Etrurien (Viterbo) und sogar in Rom.



Abb. 366. Cividale in Friaul. Marmorschranke von der Brüstung der Taufkapelle im Dom. Mitte des 8. Jahrh. Phot. A. Haupt



Abb. 367. Schloß Tirol über Meran. Bogen über der Tür, die vom Schloßhof in den Palas (Rittersaal) führt, mit Flechtbandornament. Nach Originalphotographie

Häufig angewendet wird das Flechtband dann im sog. romanischen und selbst noch im gotischen Stil. Ein Beispiel aus dem spätromanischen Stil bietet das köstliche „Schloß Tirol" über Meran (Abb. 367). Hier ist die Eingangstüre zum Rittersaal, d. h. die erste Tür, die man durchschreiten muß, wenn man vom Schloßhof in den Palas will, von einem Bogenfeld überragt, dessen innerster Bogen mit dem dreisträhnigen langobardischen Flechtband gefüllt ist. Steigen wir über die Alpen, so haben wir ein gutes Beispiel von der obenerwähnten Art der langobardischen, mit Flechtband und grotesken Tieren geschmückten Würfelkapitäle an einem solchen der Servatius- oder Schloßkirche zu Quedlinburg (Abb. 368 u. 369).

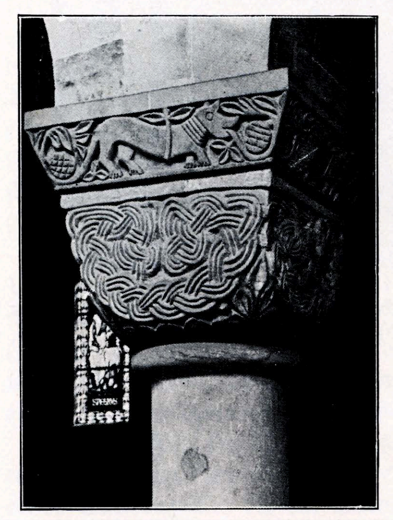


Abb. 368. Quedlinburg, Servatiuskirche. Kapitäl

Die Westgoten in Spanien

Wir haben die Geschichte der Westgoten in ihren wechselnden Siedlungen im Kapitel „Völkerwanderungszeit" bis in den Beginn des 6. Jahrhunderts verfolgt, als ihre Herrschaft nach der Niederlage bei Vouglé, die ihnen Chlodowech 507 beibrachte, in der Hauptsache auf Spanien mit der Hauptstadt Toledo eingeschränkt wurde. Hier konnten sie unter den tatkräftigen Königen Leowigild (seit 586), Rekkared I., Sisibut und Svinthila († 631), ihre äußere politische Macht zwar festigen und sogar ausbreiten, doch nahm die Entgermanisierung des Volkes, die sich schon in dem durch König Eurich festgesetzten politischen Rechte stark bemerkbar gemacht hatte, durch den Aufschwung der Macht, den die katholische Kirche mehr und mehr, selbst unter den arianischen Westgoten gewann, immer größeren Umfang an. König Leovigild ordnete die Aufhebung des Verbots der Ehen zwischen Goten und Römern an. Als nun schließlich Rekkared I. das katholische Bekenntnis zur Staatsreligion erhob, büßte die gotische Sprache durch Abschaffung der Bibel Ulfilas ihren letzten Halt ein. Das Königtum verlor im Kampfe mit dem ihm trotz allem wegen des Rassengegensatzes immer weiter feindlich gesinnten Adel und Klerus schließlich jede Kraft, und so konnte das Reich im Jahre 711, ähnlich wie zweihundert Jahre früher das Wandalenreich, durch eine einzige Schlacht, in der die einbrechenden Araber Sieger blieben, dem Untergang geweiht werden. Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß den Arabern dieser Sieg durch den Landesverrat der in vielen reichen Gemeinden zusammengeschlossenen spanischen Juden wesentlich erleichtert wurde.

Von der **Denkmälerhinterlassenschaft** der Westgoten haben wir bereits gehört, daß die geschmiedete **Silberblechfibel** (in Bronze) der ersten und zweiten Stufe, d. h. der glatten Art und der mit Kerbschnitt verzierten Art (vgl. Abb. 89, 91), bei ihnen eine große Rolle spielte, während die um 480 einsetzende dritte Stufe, die gegossene,



Abb. 369. **Quedlinburg.** Würfelkapitäl der Servatius- oder Schloßkirche. Die photographische Aufnahme wird Herrn **R. Schirwitz** in Quedlinburg verdankt

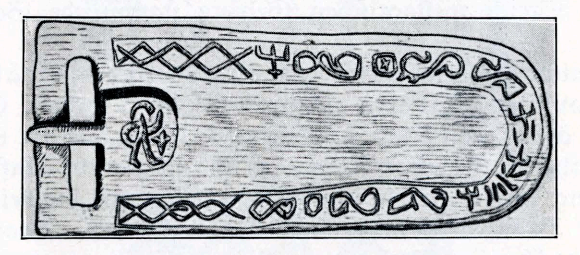


Abb. 370. Saint-André-de-Sangonis, Dep. Hérault, Südfrankreich. Westgotische Gürtelschnalle, Museum Montpellier (nach **Barriére-Flavy**)

mit Spiralranken verzierte Silberblechfibel (vgl. Abb. 92), bei ihnen schon fehlt. Wir hörten auch schon, daß die großen, prachtvollen, mit Granaten besetzten Adlerfibeln, bei denen die Adlerflügel ausgebreitet vom Körper abstehen (vgl. Abb. 115), in sieben von elf Fällen auch bei den spanischen und südwestfranzösischen Westgoten vertreten sind. Schon aus diesen wenigen Tatsachen erkennt man, daß die Westgoten bereits seit Ende des 5. Jahrhunderts nur noch wenig kulturelle Verbindung mit den benachbarten Germanenstämmen hatten, sowohl mit

den Ostgoten wie mit den Franken. Daß sie keinen nationalen Nachschub aus einem germanischen Stammlande bekommen konnten, war ein schwerer Nachteil für die Erhaltung ihres Volkstums, ähnlich wie bei den Wandalen.

Den weitaus zahlreichsten Bestand westgotischer Altertümer in Spanien bilden jedoch die Bronzeschnallen. Da ist zunächst eine Anzahl von granatgeschmückten Prachtschnallen, zum Teil mit zwei einander zugewandten krummschnäbeligen Vogelköpfen am hinteren Rande des Beschlages, zu nennen, wozu nahestehende Gegenstücke in Südrußland, den Donauländern, Italien und teilweise im westgotischen Gallien bekannt sind (vgl. Abb. 106). Zahlreich sind auch die einfachen Schnallen in gotischem Stile mit verdickter, gerade abgeschnittener Dornbasis in Spanien vertreten.

Schnallen späterer Zeit mit beginnendem oder vollausgebildetem Schilddorn, und meist mit festem Rahmen, der mit dem Beschlag in eins gegossen ist, also aus dem 7. Jahrhundert, treten in Spanien ebenfalls zahlreich auf.

Es finden sich seltener auch Schnallen, die mit ihren lang dreieckigen Beschlägen, auf denen drei große Nietköpfe sitzen, dem fränkischen Typus folgen; ferner solche, die in Durchbrucharbeit zwei einander zugekehrte vierfüßige Tiere oder ein geflügeltes Tier mit spitzem Kinn und Raubvogelschnabel oder ein vierfüßiges Tier nebst einem Menschen oder endlich in vollgegossener Arbeit das Danielmotiv vorführen, also wie ähnliche fränkische und besonders burgundische Schnallen (vgl. oben S. 203 ff. und Abb. 244 ff.) byzantinischen Einfluß bekunden. Eine aus dem schon jenseits der Pyrenäen befindlichen schmalen südwestfranzösischen Strich westgotischen Gebiets stammende Schnalle zeigt Abb. 370.

In den nicht zahlreich aufgedeckten westgotischen Gräberfeldern aus den Provinzen Navarra (Pamplona) im Norden, Guadalajara (Palazuelos) östlich von Madrid, Granada (Marugan) im Süden Spaniens und nahe bei Lissabon (Cascaes) sind in ziemlich einförmiger Zusammensetzung außer Fibeln und Schnallen noch bisweilen einfache Fingerringe, Bronzearmbänder mit Tierkopfenden, Bronzeohrringe, Glasperlen, U-förmige Ortbänder, Eisenmesser u. a. zum Vorschein gekommen.

Das Glänzendste, was das westgotische Spanien des 7. Jahrhunderts hinterlassen hat, ist der große Goldschatz von Fuente de Guarrazar bei Toledo. 1858 wurden dort in dem Grabgewölbe eines Priesters neben dem Kirchlein des Dorfes neun goldene Weihekronen entdeckt, die in das Clunymuseum gelangten. Als 1861 eine systematische Nachgrabung erfolgte, kamen noch drei solche Kronen zum Vorschein, die nach Madrid gelangten, teils in das dortige Archäologische Nationalmuseum, teils in die Kgl. Waffensammlung (Armeria Real). Solche Kronen haben vielleicht als wirkliche Kronen bei der Krönung gedient, um



Abb. 371. Fuente de Guarrazar bei Toledo, Spanien. Goldene Weihekrone nebst Goldkreuz des Westgotenkönigs Svinthila (621—634) (nach Originalphotographie)

danach geweiht zu werden. Einige von ihnen, die mit Scharnierverschluß versehen, aber für Kopfschmuck zu enge sind, hatten ursprünglich als Halsschmuck gedient. Auf jeden Fall waren sie im Mittelalter eine Form der Schenkung an Kirchen, bestimmt über dem Altare aufgehängt zu werden, wie zahlreiche Miniaturen des 8.—10. Jahrhunderts es beweisen. Man nimmt mit Recht an, daß sie aus Kirchen von Toledo stammen. Daß sie aber, wie gleichfalls angenommen wird, im Jahre 711 dort vor Raub und Plünderung der einbrechenden Araber gerettet sein sollen, kann nicht richtig sein, da der muhamedanische Schriftsteller El-Khosrau noch im 12. Jahrhundert in der Kathedrale von Toledo 25 edelsteinbesetzte Goldkronen mit Namen alter spanischer Könige gesehen hat. Die aus zwei übereinanderliegenden Goldplatten gearbeiteten Kronen und die bei einigen von ihnen an langer goldener Kette angehängten Goldkreuze sind mit gefaßten oder auch frei herabhängenden Perlen, mit gemugelten Edelsteinen in Kästchenfassung, mit Zellenmosaik aus flach tafelförmig geschnittenen Granaten und besonders orientalischen (hellen, blaßblauen) Saphiren sowie in Durchbrucharbeit geschmückt. An zweien der Kronen hängen an Ketten Goldbuchstaben mit Granaten in Zellenfassung, welche die Namen der königlichen Stifter der Kronen angeben: Svinthilanus rex offeret (621—634) und Reccesvinthus rex offeret (649—672).

Bei der Svinthilakrone (Abb. 371) bilden die Granaten Rosetten, die an die gleiche Anordnung auf den sassaindischen Körbchen im Schatz des Westgotenkönigs Athanarik (Abb. 97) erinnern. Die Ketten bestehen aus herzförmigen Gliedern, in deren Innerem Palmetten in Durchbruchsarbeit sich befinden. Das Kreuz ist aus vier strahlenförmig angeordneten kleinen „Lebensbäumen", deren blattförmig auslaufende Zweige nach innen sich derart zusammenschließen, daß zwischen ihnen ein scheinbarer Durchbruch in Herzblattform gebildet wird. Die unteren, nach innen eingezogenen Äste berühren sich so, daß sie wie eine Umrahmung eines scheinbaren bohnenförmigen Durchbruchs wirken. Dieselbe Art von Ketten wie die Svinthilakrone; die durchbrochenen Palmblätter sind so leicht, daß sie bei jedem Windstoß erbeben.

Die Reccesvinthkrone hat am oberen und unteren Rande sich überschneidende Kreise, wie wir sie schon am Deckel des Evangeliars der Theudelinde kennenlernten (S. 317). Ihr Hauptkörper ist durch schräg hochlaufende Streifen eingeteilt, die mit reihenweise angeordneten schiefen Schlitzen blattartig gegliedert sind. Die zwischen den Streifen befindlichen Rautenfelder sind mit großen gemugelten Steinen ausgefüllt.

Genau dieselbe Art der Verzierung findet sich an einem nur in zweien seiner Arme erhaltenen Goldkreuz (Abb. 372) des Madrider Archäologischen Nationalmuseums wieder. Das Stück muß also derselben Zeit angehören wie die Reccesvinthkrone. Bedeutsam ist, daß

in den Zwickeln zwischen den Rautenfeldern eigentümlich gestaltete krummschnäbelige Vogelköpfe (Pfauen?) in Verbindung mit Pflanzenornamentik auftreten: ein Motiv, auf das wir alsbald bei Besprechung gewisser „byzantinischer" Schnallen bei den Westgoten zurückkommen werden (Abb. 373 ff.).

Das der Receesvinthkrone anhängende Kreuz zeigt durch die Scharniervorrichtung und die Nadelscheide auf der Rückseite seine ursprüngliche Bestimmung als Fibel. Es besteht aus zweiundzwanzig hochgewölbten Steinen in Zellenfassung, so daß also von einer Grund-

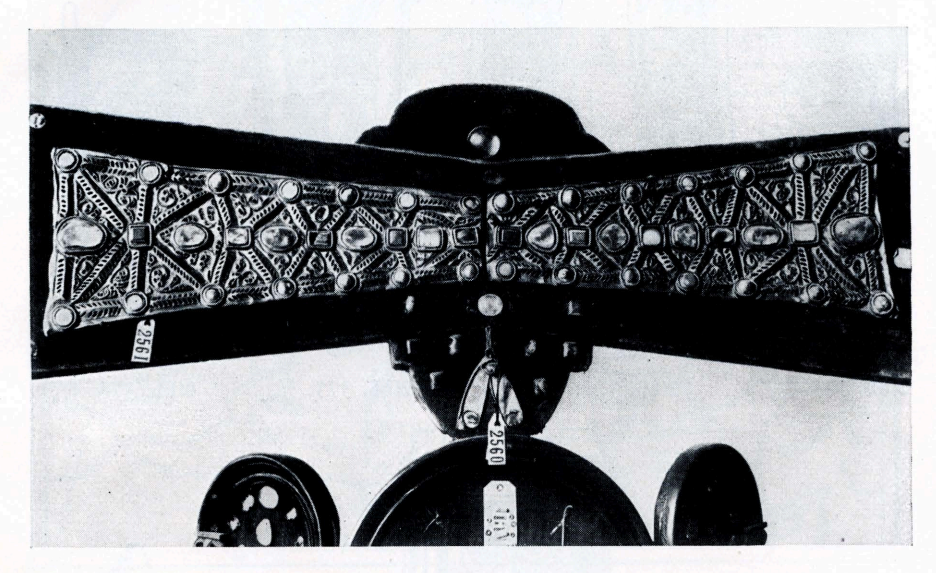


Abb. 372. Goldkreuz aus der Zeit Königs Receesvinth (649—672). Madrid, Nationalmuseum (nach Originalphotographie)

fläche nicht mehr die Rede sein kann und die Form als solche eigentlich nur in der Phantasie des Künstlers besteht.

Der Schatz von Guarrazar zeigt mit großer Überzeugungskraft, welche Reichtümer in der Schatzkammer der westgotischen Könige und in den westgotischen Kirchen im 7. Jahrhundert, also kurz vor dem Untergange des Reiches, angesammelt gewesen sein müssen.

Diese letzte Periode schöpferischer Kraft auf dem Gebiete germanischer Kunst in Spanien offenbart Einflüsse von seiten der gleichzeitigen späten Langobardenkunst, wie z. B. bei den soeben behandelten Weihekronen und Weihekreuzen, die nicht nur in der Form, sondern auch in ihrer Ausschmückung an die langobardische Kunst sich anschließen. Diese Periode ähnelt der langobardischen Schlußperiode auch darin, daß sich jetzt plötzlich stärkere Beziehungen zum Osten, zur byzantinischen Kunst einstellen. Diese Beziehungen sind entweder unmittel-

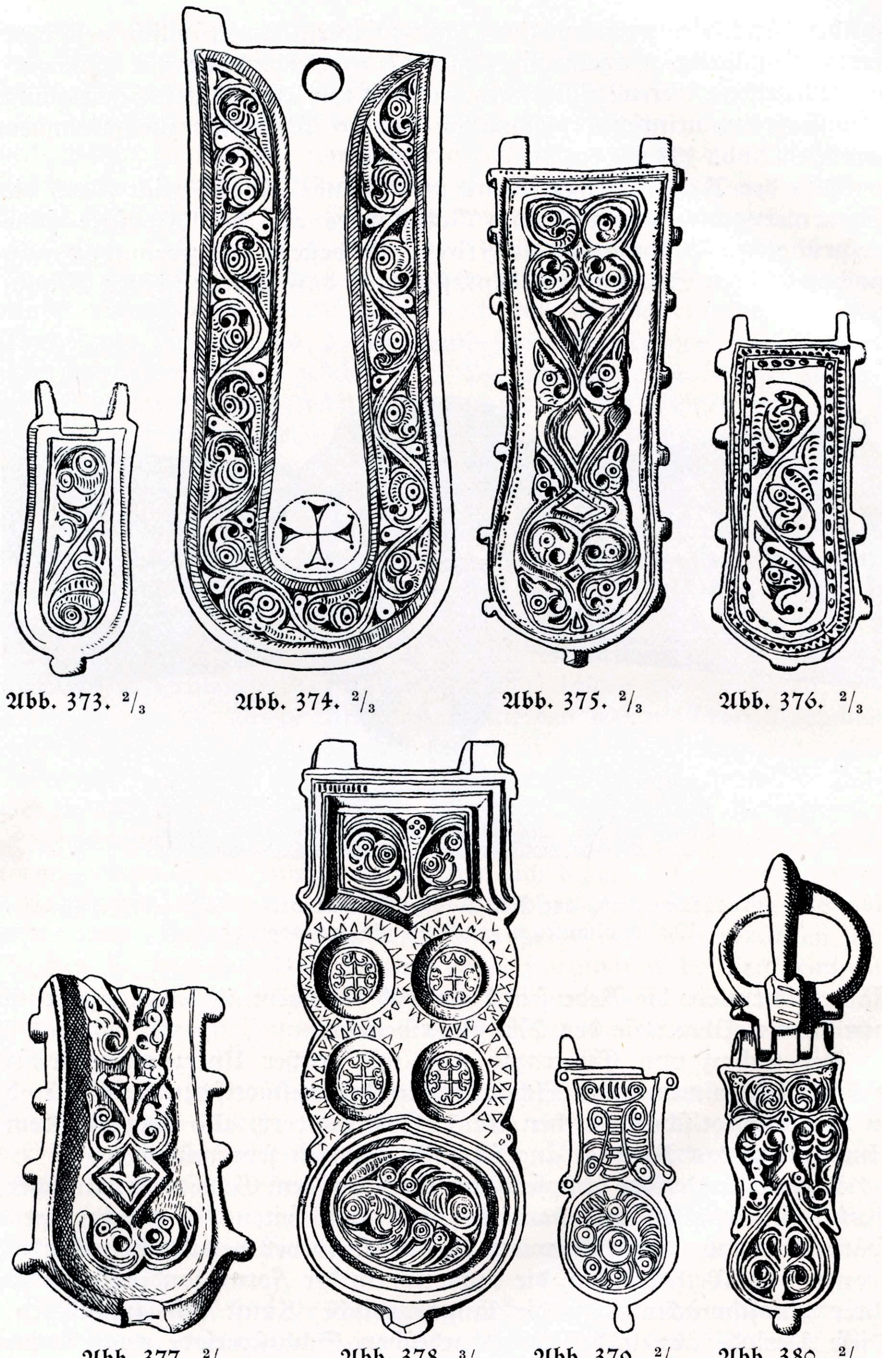


Abb. 373. 2/3 Abb. 374. 2/3 Abb. 375. 2/3 Abb. 376. 2/3

Abb. 377. 2/3 Abb. 378. 3/3 Abb. 379. 2/3 Abb. 380. 2/3

Abb. 373—380. Taragoce bei Toledo. Archäologisches Nationalmuseum zu Madrid (nach J. Naue)

barer Art gewesen oder möglicherweise erst über Italien, vermöge des langobardischen Einflusses auf die Westgoten, geknüpft worden.

Byzantinischen Einfluß zeigen gewisse Schnallen mit beweglichem Rahmen, sowie mit zwei beiderseits vorspringenden Lappen und einem vorderen Knopf am Beschlage, wie sie auch bei den Langobarden vorkommen (S. 305). Da jedoch die westgotischen Beschläge in ihrem Ziermuster von den langobardischen abweichen, so ist dies

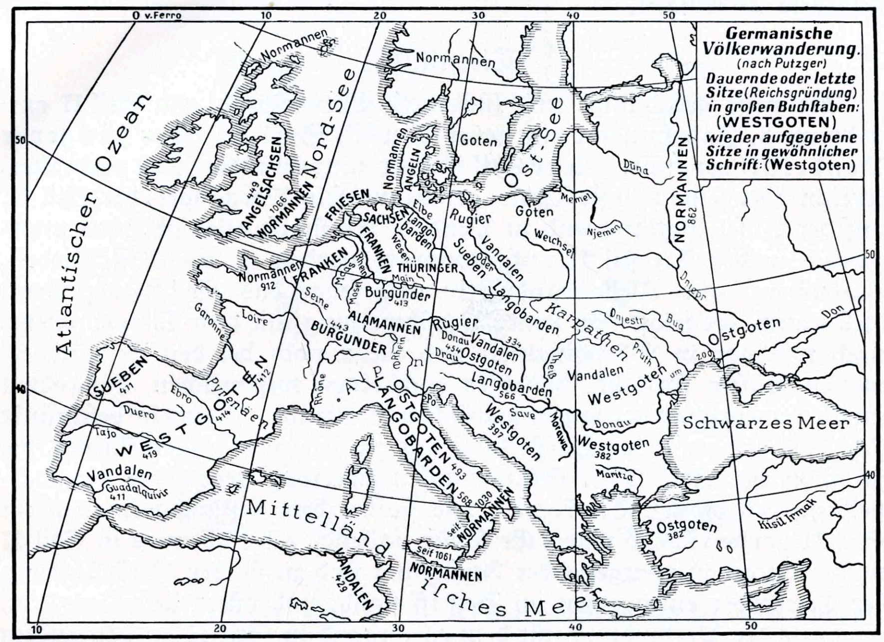


Abb. 381.

wohl ein Anzeichen dafür, daß hier byzantinische Einflüsse unmittelbarer Art bei den Westgoten vorliegen.

Andere Schnallen haben auf ihrem Beschlage das schon oben bei Gelegenheit des sog. Reccesvinthgoldkreuzes und auch bei den langobardischen Schnallen byzantinischer Art besprochene Motiv von Blattranken, deren eingerollte Zipfel zu beschopften und krummschnäbeligen Vogelköpfen, anscheinend Pfauenköpfen, umgewandelt sind (Abb. 373 bis 380). Der Beschlag von Abb. 374 weicht darin von den übrigen ab, daß er ein freies Mittelfeld besitzt und die Verzierung nur an den Rändern langläuft. Einige dieser Schnallenbeschläge sind längs des Randes mit kleinen Vorsprüngen ausgestattet (Abb. 375—377). Bei der zuletzt erwähnten Schnalle ist die Verzierung insofern andersartig, als hier rautenförmige Felder und paarweise vereinigte Vogelköpfe in einem flachen Relief ausgeführt worden sind. Wieder andere Schnallen haben ihre Verzierung in runde Medaillons eingerahmt (Abb. 378).

Eine Entartung des Ziermotivs bietet endlich das in Abb. 379 wiedergegebene Stück. In Abb. 380 liegt eines der selteneren Stücke vor, bei denen außer dem Beschläge auch Rahmen und Dorn der Schnalle erhalten ist.

Es sei hier nochmals darauf hingewiesen, daß bei den langobardischen Schnallen die Vereinigung von Pflanzen- und Vogelkopfornament zwar fehlt, daß dies Motiv aber den Langobarden durchaus nicht unbekannt ist, da sie es z. B. an Schwertscheidenbeschlägen des 7. Jahrhunderts anbringen.

Tierstil III

Als neue geradlinige und lückenlose Entwicklung aus Stil II entsteht im 8. Jahrhundert ein neuer Tierstil, Stil III oder jüngerer Vendelstil genannt. Dieser Stil ist über ganz Skandinavien verbreitet, erreicht aber seine höchste Blüte, genau wie sein Vorgänger, der Stil II, auf der Insel Gotland und zu Vendel. Er streift alles ab, was unorganisch in den Tierstil II aufgenommen worden ist, wie das Wirbel-, Hakenkreuz- und Wellenbandmotiv und sogar das Flechtband, wenn dieses auch, losgelöst von seiner Verschmelzung mit dem Tierornament, nach wie vor in Skandinavien und mehr noch bei den Festlandgermanen kräftig fortlebt: bildet es doch einen wesentlichen Bestandteil im Ornamentschatz der sog. romanischen Baukunst. Vielmehr beschränkt sich Stil III auf reine Darstellung des ganzen vierfüßigen Tieres, die ja schon bei Stil II in Skandinavien überwog gegenüber der Darstellung des bloßen Tierkopfes, wie sie bei den Festlandgermanen im Stil II vorherrschend war. Er streift vollends alles ab, was in Stil II wiederum an zu weitgehender Auflösung und zu starker Verknäuelung der Tierkörper einzureißen im Begriff stand, und pflegt besonders das, was aus der Verbindung mit dem Flechtband in Stil II an dauerndem Gewinn übriggeblieben war, die Fähigkeit und Kunst der Stilisierung des Tieres (Abb. 382). Der Tierkörper wird lang und schmal, der Nackenzipfel wird innerhalb der Konturlinien einbezogen und erscheint als Halswulst, die Nasenpartie geht wieder verloren wie in Stil I, und der Kopf wird so allmählich ganz unkenntlich. Die mandelförmigen Hüften werden spiralig umgrenzt und schließlich halb geöffnet, so daß sie den bisher zweigeteilten Körper nun nicht mehr gliedern können und Vorder- und Hinterkörper in einem verläuft.

Was die Anordnung und Gruppierung der Tiere angeht, so erscheinen diese jetzt unruhig, sie erheben sich auf ihren Hüften zu S-förmigen Gestalten, es herrscht unter ihnen eine Art starker Spannung. Wo die Felder, die sie ausfüllen sollen, genügend Raum bieten, ist die Tierdarstellung klar und sind die Körperteile organisch zusammengehalten. Wo aber ein Feld zu eng bemessen ist, herrscht starkes Drängen und Pressen der Körper gegeneinander und gegen die Umrahmung (Abb. 383). Das zeigt sich z. B. bei der jetzt aus dem Süden eingeführten Form der Medaillons, die im Rheingebiet bereits auf Rundfibeln mit

Tierornamenten in Stil II auftritt. Gegen Ende des Stils III verliert sich indes wieder diese Spannung, die Stilisierung wird weich, luftig und spielend (Abb. 392). Hier erreicht die Tierornamentik den Höhepunkt in Feinheit, Zierlichkeit und Kühnheit der Linienführung. Mit ihren

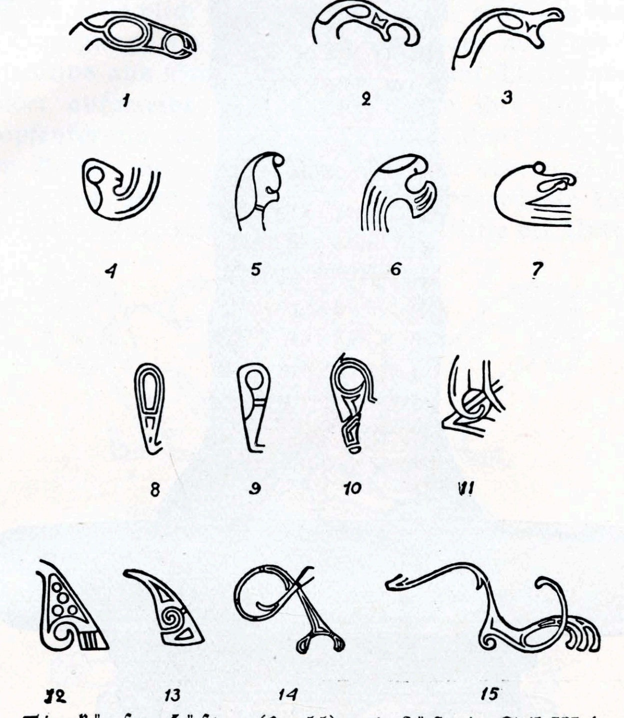


Abb. 382. Tierköpfe, Hüften (8—11) und Füße in Stil III (nach Åberg)

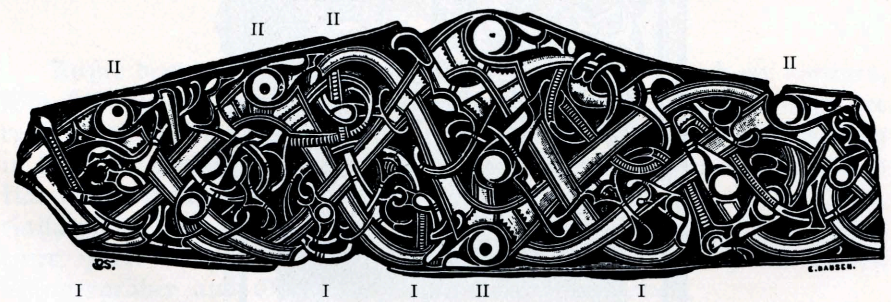


Abb. 383. Bjers, Ksp. Heinums, Gotland. Museum Stockholm (nach Salin)

eleganten, zuweilen sogar extravaganten Ornamenten hat sie das Beste geschaffen, was der Norden je hervorgebracht hat und was in dieser Kunstart überhaupt geleistet worden ist.

Als Beispiel für Tierstil III sei hier ein Bronzebeschlag aus Bjers auf Gotland vorgeführt (Abb. 383), der einst neben vielen ähnlichen,

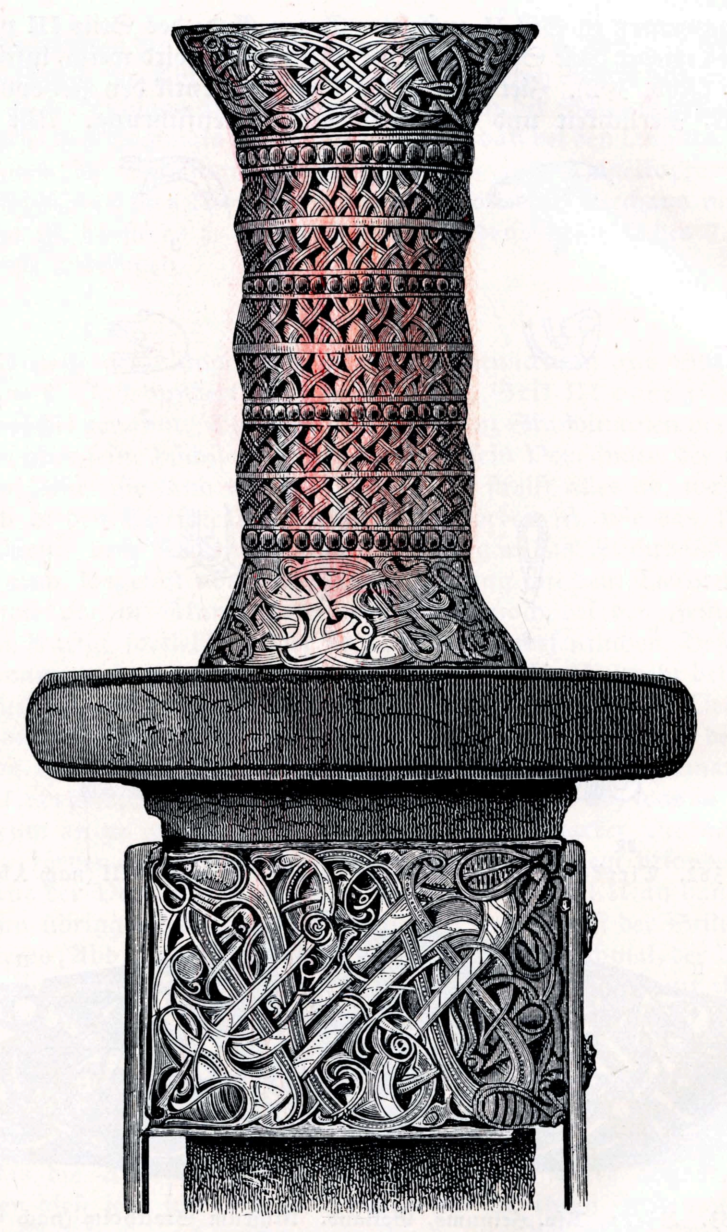


Abb. 384. 1/1. Bjers, Ksp. Heinums, Gotland. Eisenschwert mit Bronzegriff und Bronze-Scheidenmund, verziert in Tierstil III; Knauf fehlt (nach Montelius)

einem Schwert mit herrlich in Stil III verziertem Griff und Scheidenmund (Abb. 384, 385), sowie einer Eisentrense bei einer viereckigen Steinsetzung entdeckt worden ist; das Ganze wohl ein Grabfund. Der Be-

schlag stammt aus dem Beginn des Stils III und zeigt die erwähnte „Spannung" an seiner überaus lebendigen Ornamentik in hohem Maße. Die Abbildung gibt indes bei aller Treue nur eine schwache Vorstellung von der sicheren Übung, mit der das Stück geschnitten ist. Obwohl die Tiere tatsächlich in Ruhe verharren, erscheint das Ganze in wogender Bewegung, als machte sich hier doch noch ein Nachklang des Wellenmotivs aus Stil II bemerkbar. Fünf Tiere finden sich hier nebeneinander aufgereiht; vier davon haben ihre Köpfe, die durch kleinere tropfenförmige weiße Augen gekennzeichnet sind, in der Nähe der unteren Kante, nur eines in der Nähe der oberen Kante (I), umgekehrt stehen vier, durch große weiße Kreise dargestellte Vorderhüften dicht an der Oberkante, nur eine dicht an der Mitte der Unterkante (II).

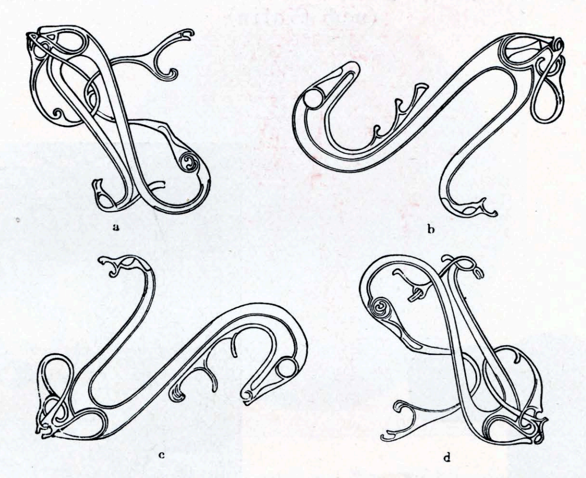


Abb. 385. 2/3. Bjers, Auflösung der Tierfiguren des Scheidenmunds von Abb. 384 (nach Salin)

Außer dem herrlichen Schwerte von Bjers ist nur noch ein einziges, ihm fast gleiches, ebenfalls aus Gotland, bekannt, bei dem auch der reich verzierte Knauf erhalten ist, das aber leider durch Rostbedeckung in höherem Grade gelitten hat, so daß seine Verzierungen nicht mehr so klar hervortreten. Es stammt aus dem Kriegergrab von Broa, Ksp. Halla, demselben Grabe, das auch den aus Bernstein gefertigten Steg einer Harfe barg (Abb. 386), den wir bei Beschreibung der beiden Sängergräber aus Oberflacht bereits erwähnt haben.

In Abb. 387, 388 bringen wir noch ein Prachtschwert vom Beginn schon des 9. Jahrhunderts, also aus einer Zeit, die schon ein wenig jenseits der Zeit des Tierstils III liegt. Es wurde dem Grabe eines Vornehmen entnommen, der offenbar von Schweden nach Finnland ausgewandert war und dort nach seinem Tode in seinem Boote verbrannt wurde. Durch die Einteilung der Fläche der verzierten Griffstange in Medaillonfelder und ihre Ausfüllung mit nur je einem Tiere war der

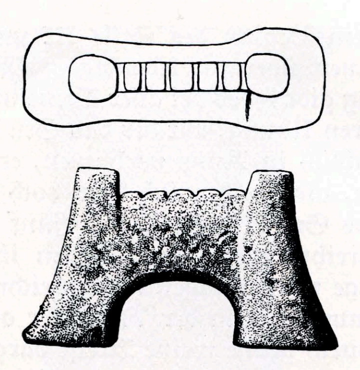


Abb. 386. $^1/_1$. Broa, Ksp. Halla, Gotland. Bernstein-Violinsteg, 8. Jahrh. (nach Salin)

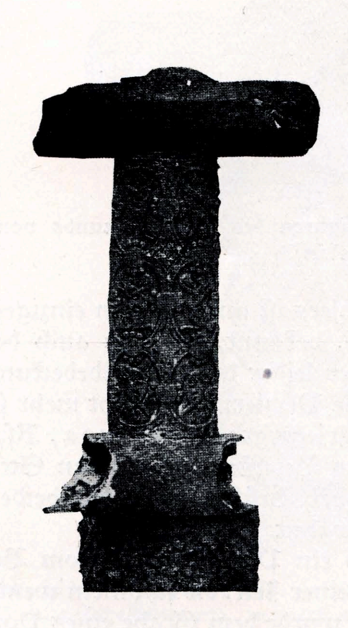


Abb. 387. Ristimäki, Ksp. St. Katrin, „Eigentliches Finnland". Aus einem Bootgrab mit Leichenbrand, 8. Jahrh. (nach A. Hackman)

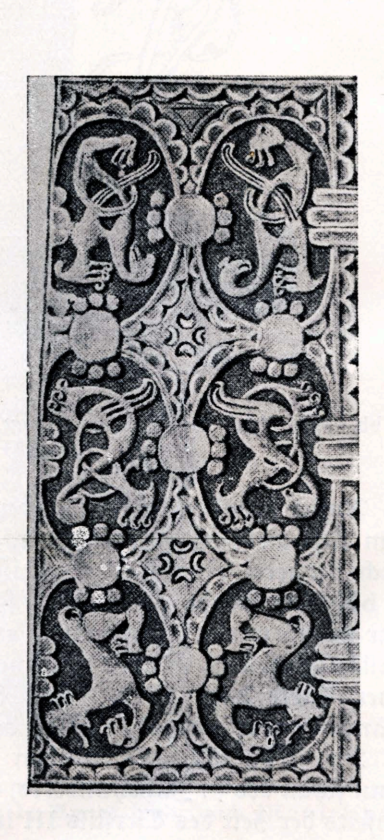


Abb. 388. $^1/_1$. Ristimäki. Hälfte der Griffangelverzierung des nebenstehend abgebildeten Schwertes, abgerollt. Tierstil III

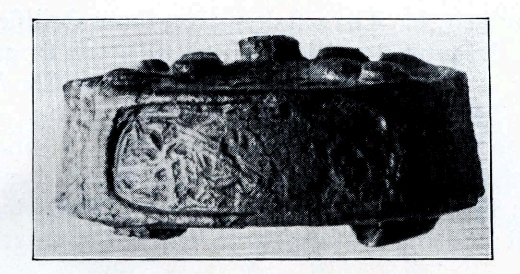




Abb. 389. $^{7}/_{8}$. Wiskiauten, Kr. Fischhausen, Ostpr. Nach Photographie des Prussiamuseums

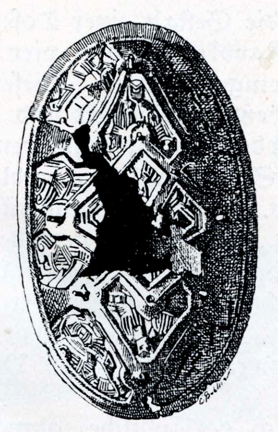


Abb. 390. $^{1}/_{2}$. Wiskiauten, Kr. Fischhausen (nach Bezzenberger)

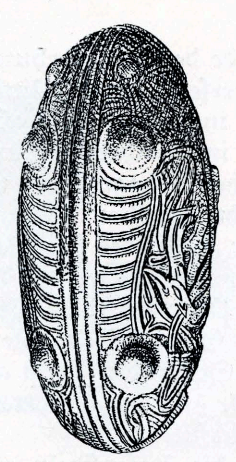


Abb. 391. $^{2}/_{3}$. Fröslee, Kr. Flensburg, Schleswig. Bronze. 8. Jahrh. (nach Worsaae)

Künstler gezwungen, die Tiergestalten trotz ihrer Stilisierung und trotz teilweiser Verschlingung von Körper und Gliedern in großer Klarheit vorzuführen. Es liegt hier nicht mehr der reine Tierstil III vor, da die Gestalt des Tieres schon eine Neigung hat zu der Form des frühkarolingischen sog. „Greifenden" Tieres; doch ist eine starke Nachwirkung des Stils III in den Verschlingungen der Glieder unverkennbar.

Einzugehen ist hier auch auf eine schwedische Fibelart, die in Gotland heimisch ist: die sog. Dosenfibel. Sie hat in ihrer frühesten Art,

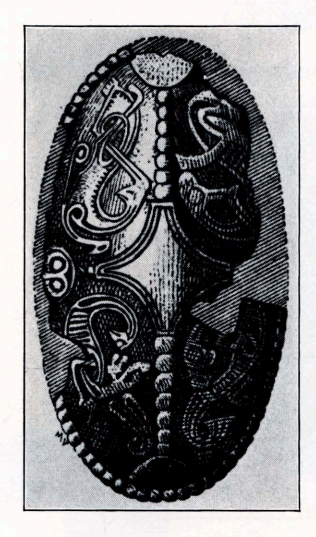


Abb. 392. $^2/_3$. Bornholm (nach S. Müller)

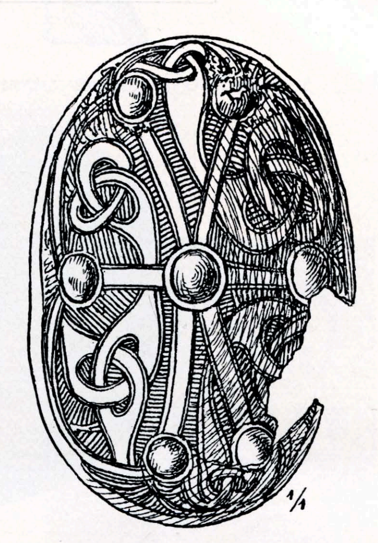


Abb. 393. Insel Amrum, Schleswig. Esenhuugh-Gräber, Bronze. 8. Jahrh. (nach Mestorf)

die Ende des 8. Jahrhunderts auftritt, die Gestalt einer Dose, an der die Oberseite durch Mittelknopf, vier Randknöpfe und vier Innenknöpfe in vier Felder, oft Medaillons, eingeteilt wird. Dieser Felder tragen im Flachrelief Tierornament. Ebenso geschmückt sind auch die länglichen, waagerechten vier Felder nebst dem schmalen, sie trennenden, senkrecht gestellten Teilungsfeldern der Seitenwandung, endlich auch die vier Felder des schmalen Bodenrandes. Solche Schmuckstücke wurden von den Frauen der Wikingerzeit als „dritte" Fibel getragen neben einem Paar der bei allen skandinavischen Stämmen sehr beliebten ovalen Schalenfibeln, die durch mehrfache Ketten verbunden an den beiden Seiten der Brust angesteckt waren. Das Tierornament an dem in Abb. 389 vorgeführten Stück ist von echtem jüngeren Vendelstil, also Tierstil III.

Da die Dosenfibeln eine ausschließlich gotländische, obwohl dort reichst entwickelte und geradezu massenhaft vorkommende Fibelart im wesentlichen nur der Wikingerzeit sind, wäre es vielleicht nicht unbedingt

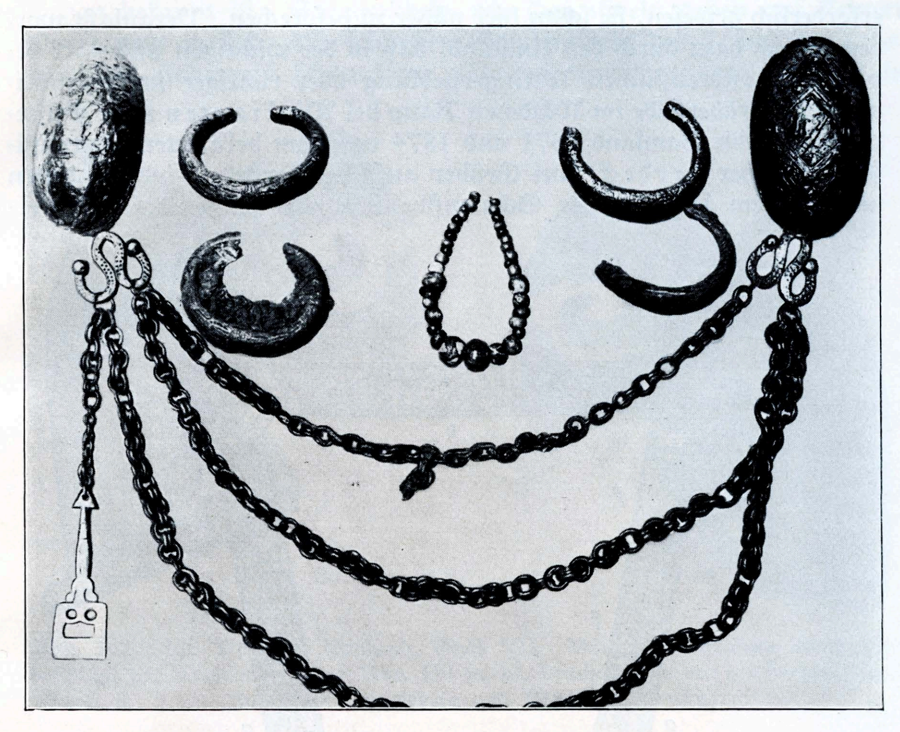


Abb. 394. 1/4. Wiskiauten, Kr. Fischhausen, Ostpreußen. Beigaben des sog. „Kurischen Grabes". Um 800. Nach Photographie des Prussiamuseums

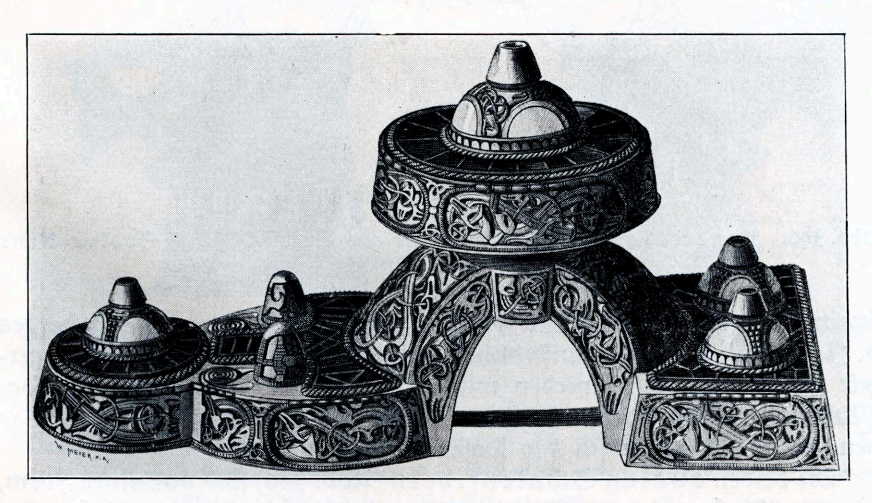


Abb. 395. Etwa 2/3. Othemars, Ksp. Othem, Gotland. Bronze, mit Granaten (nach Montelius)

erforderlich gewesen, sie schon hier näher zu besprechen. Veranlaßt worden bin ich dazu durch den Umstand, daß in der wichtigen und stark bevölkerten ostpreußischen Wikingersiedlung oder richtiger im zugehörigen Hügelgräberfelde im Wäldchen Kaup bei Wiskiauten nahe Ostseebad Cranz im Samland 1873 und 1874 von dem bekannten ostpreußischen Forscher Heydeck zwei Gräber aufgedeckt worden sind, in denen neben einem Paar ovaler Schalenfibeln je eine frühe Dosenfibel er-

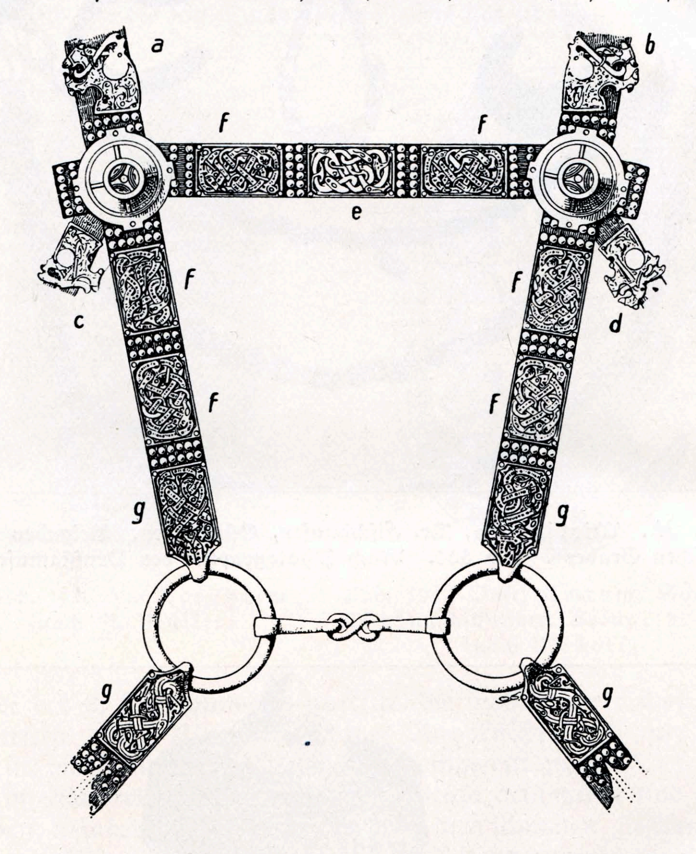


Abb. 396. Vendel, Uppland. Pferdegeschirr aus Grab VII (nach Stolpe-Arne und Wolfg. Schultz)

scheint. Während das Grab von 1874 bereits in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts gehört und daher erst in der Darstellung der Wikingerzeit näher besprochen werden wird, fällt das 1873 ausgegrabene sog. „Kurische" Grab noch um die Zeit von 800 oder wenig später. Das beweist eben der Tierstil der Dosenfibel.

Die beiden ovalen Schalenfibeln (Abb. 390) sind von einer Form, die vom Anfang des 9. Jahrhunderts bis in seine zweite Hälfte vorkommt und in dieser besonderen Abart ganz ähnlich nur aus Nor-

wegen bekannt ist. Schalenfibeln wie Dosenfibeln gehen auf kleinere Vorformen zurück. Die frühesten Schalenfibeln des 7. und 8. Jahrhunderts sind meist schmucklos. Ihre Entwicklung vollzieht sich in



Abb. 397. 1/1. Vendel, Uppland, Grab VII. Vom Pferdegeschirr, obere Endbeschläge der Wagenriemen = Abb. 411 (a, b). Drachenköpfe mit geöffnetem Maule (nach Stolpe-Arne und Wolfg. Schultz)

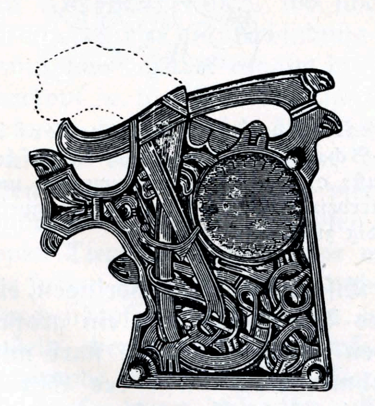




Abb. 398. 1/1. Vendel, Uppland, Grab VII. Vom Pferdegeschirr, Anhänger des Stirnriemens = Abb. 411 (c, d). Drachenköpfe mit geöffnetem Maule

zwei verschiedenen Reihen. Bei der einen werden auf die Fläche drei Paare kleiner Buckel gesetzt, die dann zu einem phantastischen Tier mit Rückgrat und vielen seitlichen Rippen umgestaltet werden, wobei das vordere kleinere Paar der Buckel als Augen, die beiden größeren Paare als Beine umgedeutet werden (Abb. 391); an den Rändern findet

sich Tierornament, und zwar skandinavischer Stil III, vermischt mit sog. „karolingischen" Tieren (Abb. 392). Die andere Reihe von Ovalfibeln wird gekennzeichnet durch eine größere Zahl von Buckeln oder Knöpfen, die mit geradelaufenden Bändern verbunden werden. Zuweilen sind es sieben solche Knöpfe (Abb. 393), meist aber, und später sogar durchweg, neun. In dem Gesamtbilde der Beigaben des genannten „Kurischen" Grabes, eines Brandgrabes mit Steinpackung (Abb. 394), wozu außer der Dosenfibel noch einige nicht abgebildete

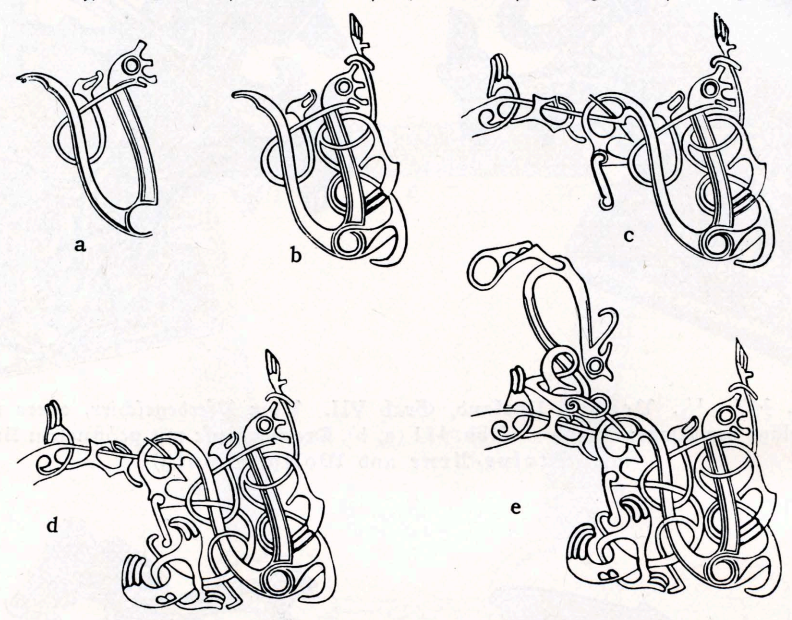


Abb. 399. Auflösung der beiden Tiergestalten auf dem Drachenkopf in Abb. 396 b, (rechts) (nach Salin und Wolfg. Schultz). a) Kopf, Hals, Rumpf des größeren Tieres; b) dazu Vorderbeine mit Fuß; c) dazu die Erweiterungen und Schnörkel des Oberschenkels; d) dazu das Hinterbein mit Fuß. e) dazu das zweite kleinere Tiere gegenständig zum ersten

Stücke gehören, wie eine unvollständige Eisentrense mit Endringen, ein eisernes Langmesser, ein durchbrochenes Bronzestück und ein großes Stück Birkenborke, sieht man die beiden an der Oberseite stark mitgenommenen Schalenfibeln, deren Rahmen noch Reste des Silberbelags aufweist, dann die sie verbindende dreifache Bronzekette mit den schlangenförmig gebogenen bronzenen Endhaken, eine kleine Kette mit Bronzeanhänger, 4 starke stabförmige, offene durch eingepunztes Ornament verzierte Bronzearmringe und ein Halsgehänge von 36 bunten Glasperlen.

Noch eine andere Art gotländischer Fibeln, die Rückenknopffibel, sei hier vorgeführt, weil sie eine der prächtigsten Schmucksachen, wenn nicht geradezu das prächtigste Geschmeide ist, welches das nor-

dische Kunstgewerbe nicht nur in der Zeit der Herrschaft des Tierornaments, sondern überhaupt hervorgebracht hat. Die Rückenknopffibeln erscheinen, wenn auch in weit einfacherer Form, bereits im 7. Jahrhundert zur Zeit des älteren Vendelstils und sind entstanden aus den noch älteren skandinavischen Fibeln mit abwärts beißenden Tierköpfen am oberen Ansatz der Fußplatte (Abb. 85). Abb. 395 bietet ein solches Prachtstück der Schlußstufe aus vergoldeter, mit Granaten besetzter Bronze, das bei Othemars als Einzelfund in einem Steinhaufen zutage gekommen ist. Auf den zahlreichen Feldern, in welche die Oberfläche eingeteilt ist, zeigt sich überall vollendetes Tierornament des jüngeren Vendelstils (III).



Abb. 400. 1/1. Vendel, Uppland, Grab VII. Vom Pferdegeschirr, mittlerer Beschlag des Längsriemens = Abb. 411 (f) (nach Stolpe-Arne)

Zum Schluß sei wieder ein Beispiel aus Vendel vorgeführt: das Pferdekopfgeschirr aus Grab VII, das ebenfalls in einen späten Abschnitt des Stils III fällt, also schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts. Wie Abb. 396 deutlich veranschaulicht, liegt hier eine Eisentrense mit dreigeteilter Gebißstange vor, in die vier Lederriemen mit vergoldeten Bronzebeschlägen eingehakt sind. Nach unten (g, g) laufen die Anfänge der beiden Zügel, nach oben (g, f) die beiden Wangenriemen bis zu den Schnittpunkten mit dem Stirnriemen, wo schön gestaltete Bronzescheiben die Verbindung sichern, und dann noch darüber hinaus bis zu je einem Tierkopf (a, b). An den Enden des Stirnriemens befinden sich ähnliche Tierknöpfe wie die eben angeführten (c, d). Auf allen Riemen sind mittels vier bronzener Ecknuten rechteckige, durch Doppelreihen von Nagelköpfen geschiedene Bronzebeschläge befestigt, auf denen Tierfiguren, und zwar meist zwei, in der reichen Verschlingung des späten Stils III und in hohem Relief ausgeführt worden sind. Die Drachenköpfe in Abb. 396 (a, b) sind in Abb. 397 in Naturgröße dargestellt, ebenso die Drachenköpfe von Abb. 396 (c, d) in Abb. 398. Eine erklärende Auflösung der Tiere des in Abb. 396 mit b bezeichneten Tierkopfes bietet Abb. 399. Einen der rechteckigen Beschläge, die mit Ausnahme des mittleren auf dem Stirnbande, der glatte Tierleiber besitzt, durchweg mit bepunkteten und bestrichelten Tierleibern bedeckt sind, sehen wir in Abb. 400 und die erklärende Auflösung der beiden Tiergestalten in Abb. 401. Der letztgenannte Beschlag kehrt in genau gleicher Verzierung viermal wieder, während die beiden anderen, auf der Gesamtabbildung auch mit f bezeichneten rechteckigen Beschläge eine abweichende Darstellung der beiden Tiere enthalten. Zwei der vier mit

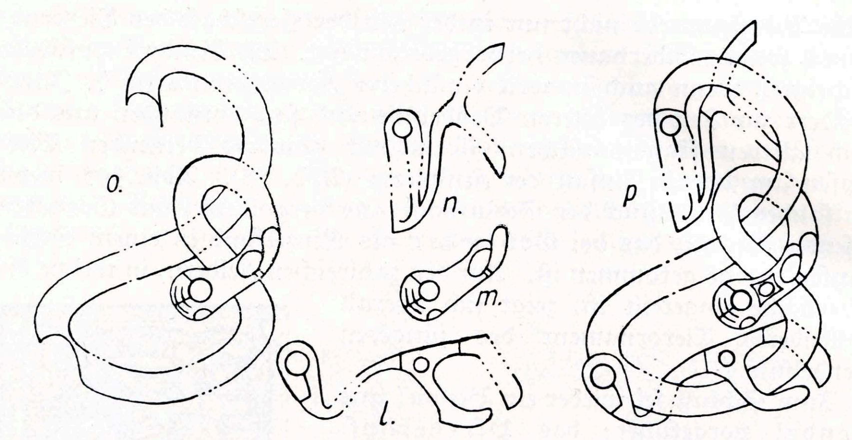


Abb. 401. Auflösung der einen der beiden Tiergestalten in dem Beschlag Abb. 415

Abb. 402. Ornament von der Schnalle von Fétigny, Abb. 417 (nach Salin)

Abb. 403. $^2/_3$. Fétigny, Kt. Freiburg, Schweiz. Eisen und Silbertauschierung. Um 700 (nach Barrière-Flavy)

Abb. 404. Ornament von der Fibel von Othemars, Abb. 410 (nach Salin)

Haken versehenen Beschläge, die in die Trensenringe eingreifen, haben nicht zwei, sondern ausnahmsweise drei Tiere in ihrem Muster.

Längst ist erkannt worden, daß die in der Nähe der beiden Bronzescheiben an kurzen Ringen aufgenieteten Bronzebeschläge Tierköpfe mit geöffnetem Rachen darstellen, wenn man auch in der Einzelbehandlung diesen Umstand ganz übersehen hat. Daß es aber gerade Drachenköpfe sein müssen, wie man neuerdings gemeint hat, scheint nicht aus-

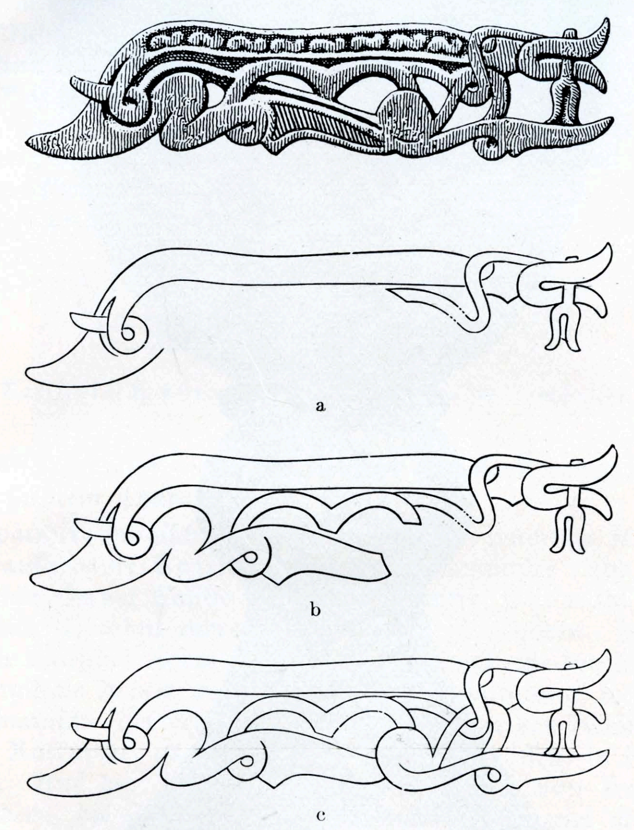


Abb. 405. $^1/_1$. Hörpolding, B.-A. Traunstein, Oberbayern. Bronze (nach Salin)

gemacht. Eher könnten es solche Köpfe sein, wie sie die Tierkopfstäbe des Oseberggrabes darstellen, also Hundeköpfe. Noch weniger Zustimmung dürfte es finden, wenn man gleichzeitig die tierverzierten Riemen, an deren Enden jene Tierköpfe sitzen, als die zugehörigen „Drachenleiber" anspricht; es fehlten dann doch die Füße und der Schwanz des Drachens.

Dieser Stil blieb leider schon ganz auf Skandinavien beschränkt. Denn aus Deutschland sind nur ein paar Stücke bekannt. die aber auch erst winzige Ansätze eines Überganges zu Stil III aufweisen. So eine

herrliche burgundische Eisenschnalle mit Silbertauschierung aus Fétigny, Kanton Freiburg, Schweiz (Abb. 403). Hier sind am unteren



Abb. 406. 25 cm hoch. Kremsmünster. Tassilokelch. Vergoldetes Kupfer, Silber, Niello. Um 780

Ende der Beschlagplatte abwärts gerichtete Tierköpfe zu sehen, die einen an sich bedeutungslosen, zweizipfeligen Zopf herabhängen lassen (Abb. 402), genau wie das auch auf den Feldern der Rückenknopffibel von Othemars (Abb. 395) der Fall ist (Abb. 404). Auch die Bein-

und Fußbildung des organisch zusammengehaltenen Tieres — ein Ausnahmefall für Deutschland, aber sehr gewöhnlich in Skandinavien (s. o. S. 244) — mit Kopf in Stil II an dem Bronzestück von Hörpolding bei Traunstein in Oberbayern (Abb. 405) ist durchaus schon in der Art des Stils III. Im übrigen beginnt nun in Deutschland infolge des Eindringens des Christentums, dessen Kirche die altgermanische Art der Grabausstattung verbietet, der archäologische Stoff mehr und mehr zu versagen. Ohnehin mischten sich hier schon im späteren Stil II „byzantinisch-orientalische" Motive in die echt germanische Kunst. In der Folge hat dieser fremde Einfluß in einem noch weit breiteren Strom über die festlandgermanische Kunstbetätigung sich ergossen, und sie zwar nicht zum Erlöschen gebracht, aber in eine untergeordnete Stellung herabgedrückt. Und die Hofkunst der karolingischen Zeit zeigt, welche Wege inzwischen die Kunstentwicklung bei uns eingeschlagen hat. Die sog. karolingische Renaissance birgt nichts Altgermanisches mehr in sich, sondern ist eine

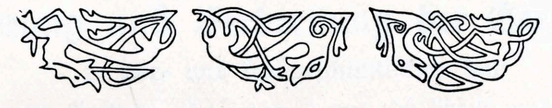


Abb. 407. Tassilokelch. Tierornamente in den Bögen des Randfrieses (nach Åberg)

südeuropäische Kunst von internationalem, stark orientalisch-byzantinisch gefärbtem Charakter.

Der spätmerowingische, um 780 entstandene, wuchtige, kraftvoll und wirksam aufgebaute Tassilokelch in Kremsmünster (Abb. 406), den der bayrische Herzog Tassilo der Kirche schenkte, fällt wohl in die Zeit des Tierstils III, ohne indes zu diesem Stil zu gehören. Zudem ist er trotz seiner deutschen Form vielleicht nicht einmal eine deutsche, sondern eine südenglische Arbeit, verdient aber hier Erwähnung, weil er vielerlei altgermanische Zierweisen enthält. Der Körper des Kelchs, aus vergoldetem Rotkupfer, ist in der oberen Hälfte gegossen, in der unteren getrieben. Auf der Kuppe erscheinen, umrahmt von kreisförmigen Flechtbändern, die Gestalten von Christus und den vier Evangelisten in Silberblech, ihre Umrisse in Niello. Die Zieraten der Zwickel sind tief eingekerbt, öfters in reinem Kerbschnitt, und geben Flechtband und Pflanzengebilde wieder. Der Knauf ist, abwechselnd in Silber und Gold, mit Rauten bedeckt, die mit kleinen Kreisen und Rosetten gefüllt sind. Am Fuß befinden sich vier Brustbilder von Heiligen und am unteren Rande die Weihinschrift des Tassilo und der Liutpirc. Der obere Rand ist mit einem Fries von Bögen eingefaßt, zwischen denen sich fünfeckige Felder befinden. Die Bögen weisen Tierornament auf (Abb. 407). Dargestellt ist ein vierfüßiges rückblickendes Tier, dessen Kopf mit seiner langen, breiten Schnauze gänzlich verschieden ist von dem Kopf des Stils III mit seinen nur angedeuteten Kiefern. Überein-

stimmend mit Stil III ist dagegen die freie Art der Anordnung, die reiche Ausstattung der freien Gliedmaßen, besonders des Schwanzes, und die an ihnen eingeschnitzten Spiralen. Von diesem Tiere hat man vermutet, daß es ein Vorbild für ein ähnliches Tier geworden sei, das für den zu Ende des 9. und besonders in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts herrschenden älteren Jellingestil des Nordens kennzeichnend ist.

Neue, freilich letzte Äußerungen altgermanischen Kunstgeistes in Deutschland sind nach dem Zwischenspiel karolingischer Hofkunst wiederum erst die sog. romanische und ebenso die gotische Kunst.

In Skandinavien dagegen entwickelte sich während der Wikingerzeit die Tierornamentik des jüngeren Vendelstils weiter durch das 9. und 10. Jahrhundert, erlitt freilich schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts starke Einwirkungen karolingischer Tierdarstellung, wie sie der Osebergfund besonders zeigt.



Gustaf Kossinna

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft

7. Auflage (15.—25. Tausend), durchgesehen und durch Anmerkungen ergänzt von Dr. Werner Hülle, Berlin. XI, 302 Seiten mit 483 Abbildungen im Text. 1936. gr. 8°. (Mannus-Bücherei Bd. 9) RM. 7.—, geb. RM. 8.40, Vorzugspreis*) RM. 6.—, geb. RM. 7.40

Völkischer Beobachter: Gustaf Kossinnas Werk, das kühn und kämpferisch der deutschen Vorgeschichtsforschung die Bahn brach, erlebte wiederum eine neue Auflage. Was Kossinna mit seinem Buche wollte nnd leistete, war einmal: Entrümpelung. Es galt die falschen, schiefen und verzerrten Vorstellungen abzubauen, die sich in einer blindgläubig dem Mittelmeerkulturkreis zugewandten Bildung über die „barbarischen Germanen" eingefressen hatten. Daneben aber baut Kossinna in seinem Werk auf breitem Fundament ein Bild auf von der aus Urzeiten eigenständig herauswachsenden germanischen Kultur.

Ursprung und Verbreitung der Germanen

in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

3., unveränd. Auflage. XII, 238 S. mit 466 Abbild. und Karten im Text und auf 10 Tafeln. 1936. gr. 8°. (Mannus-Bücherei Bd. 6) RM. 7.40, geb. RM. 8.80, Vorzugspreis*) RM. 6.30, geb. RM. 7.70

Mannus: Eine Gipfelleistung der deutschen Vorgeschichtsforschung. Hier liegt der erste große Wurf vor, der die Urgeschichte der Indogermanen mit allem Rüstzeug moderner vorgeschichtlicher und rassekundlicher Ergebnisse behandelt. In dem streng logischen Aufbau der Probleme, in der folgerechten Durchführung ihrer Entwicklung, in der straffen Gliederung und Verbindung der Einzelerscheinungen muß es als ein Meisterwerk geistiger Gestaltungskraft bezeichnet werden.

Altgermanische Kulturhöhe

Eine Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte

7., durchgesehene Aufl. 82 S. mit 55 Abbild. auf 12 Tafeln. 1939. 8°. RM. 1.80

Völkischer Beobachter: Noch schwingt durch alle Sätze das bittere Wissen, wieviel Schaden das auch von deutschen Gelehrten kritiklos nachgesprochene Hetzwort unserer Feinde vom „Barbarentum" und „Wandalismus" seit seiner Frühzeit in der Weltmeinung angerichtet hat. In mitreißender Sprache und aus der Fülle des Wissens setzt der Altmeister der Vorgeschichte dagegen sein in jahrzehntelanger Arbeit erschlossenes echtes Bild von der hohen Gesittung und Lebenshaltung der Germanen lange vor Beginn unserer Zeitrechnung. Das Büchlein, mit guten Abbildungen ausgestattet, ist die edelste und beste Einführung in die deutsche Vorgeschichte als hervorragend nationale Wissenschaft.

*) Für Mitglieder des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, für Bezieher der Zeitschrift „Mannus" und der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Fordern Sie bitte meine Verzeichnisse zur deutschen Vorgeschichte an

---

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Mannus-Bücherei

Gegründet von **Gustaf Kossinna** / Herausgegeben vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte durch Prof. Dr. **Hans Reinerth**, Berlin

Band 57: **Die Rechtsstellung der germanischen Frau**
Von Dr. **Gerda Merschberger**, Berlin. V, 197 Seiten mit 21 Abbildungen im Text. 1937. gr. 8°.
RM. 12.60, geb. RM. 14.—, Vorz.-Pr.*) RM. 10.70, geb. RM. 12.10

Band 58: **Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder**
Einteilung und Zeitansetzung auf Grund der Münzgefäße. Mit einem kurzen Abriß der frühmittelalterlichen Keramik. Von Dr. **H. A. Knorr**, Heidelberg. IV, 223 Seiten mit 167 Abbildungen im Text und 36 Tafeln. 1937. gr. 8°.
RM. 22.—, geb. RM. 23.40, Vorz.-Pr.*) RM. 18.60, geb. RM. 20.—

Band 59: **Spinnen und Weben bei den Germanen**
Von Direktor Dr. **Walter von Stokar**, Köln. VI, 142 S. mit 144 Abb. i. Text. 1938. gr. 8°. RM. 12.—, geb. RM. 13.20, Vorz.-Pr.*) RM. 10.20, geb. RM. 11.40

Band 60: **Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis**
Von Hüttendirektor a. D. **W. Witter**, Halle a. d. S.
Band 1: **Die Ausbeutung der mitteldeutschen Erzlagerstätten in der frühen Metallzeit**
Mit einem Beitrag von Dr. W. Hülle, Berlin. XII, 275 Seiten mit 40 Abbildungen, 1 Einschalttafel, 9 Tabellen im Text und einem Anhang mit 8 Tafeln. 1938. gr. 8°. RM. 18.—, geb. RM. 19.50, Vorz.-Pr.*) RM. 15.30, geb. RM. 16.80

Band 61: **Vorgeschichte der Schwäbischen Alb unter besonderer Berücksichtigung des Fundbestandes der mittleren Alb**
Von Dr. **Adolf Rieth**, Tübingen. VIII, 264 Seiten mit 109 Abbildungen im Text und auf 2 Ausschlagtafeln, 7 Karten als Anlage. 1938. gr. 8°.
RM. 25.50, geb. RM. 26.70, Vorz.-Pr.*) RM. 21.70, geb. RM. 22.90

Band 62: **Die Billendorfer Kultur auf Grund der Grabfunde**
Von Dr. **Walter Kropf**, Berlin. VII, 217 Seiten mit 303 Abbildungen und 2 Karten im Text. 1938. gr. 8°.
RM. 21.—, geb. RM. 22.50, Vorz.-Pr.*) RM. 17.90, geb. RM. 19.40

Band 63: **Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis**
Von Hüttendirektor a. D. **W. Witter**, Halle a. d. S.
Band 2: **Die Kenntnis von Kupfer und Bronze in der Alten Welt**
VII, 118 Seiten mit 4 Abbildungen und 17 Tabellen im Text. 1938. gr. 8°.
RM. 12.—, geb. RM. 13.20, Vorz.-Pr.*) RM. 10.20, geb. RM. 11.40

Die Sammlung wird fortgesetzt

Fordern Sie bitte meine Verzeichnisse zur deutschen Vorgeschichte an

*) Für Mitglieder des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, für Bezieher der Zeitschrift „Mannus" und der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig